This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

21
.719

Tab. IV.

G. Döbler zu Sommers Taschenbuch 1828.

# Taschenbuch

zur Verbreitung

# geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

*Johann Gottfried Sommer,*

Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.

Sechster Jahrgang.

Mit 7 Kupfer- und Steintafeln.

Prag.

*J. G. Calve*'sche Buchhandlung.

1828.

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Einleitung: | Allgemeine Übersicht der neuesten Reisen und vornehmsten geographischen Entdeckungen . . . . . | V. |
| I. | Chili . . . . . | 1 |
| II. | Die La Plata-Provinzen . . . . . | 83 |
| III. | Die Insel Sardinien . . . . . | 154 |
| IV. | Der Vulkan Pele oder Kirauea auf der Insel Owheihi . . . . | 278 |
| V. | Beitrag zur Kenntnifs des Birmanischen Reichs . . . . . | 311 |
| VI. | Allgemeine geologische Übersicht der nördlichen und nordwestlichen Küsten von Neuholland . . . . . | 331 |
| VII. | Die englische Niederlassung zu Fort Dundas, an der Nordküste von Neuholland . . . . . | 354 |
| VIII. | Bagdad . . . . . | 364 |
| IX. | Briefe über den Bosporus . . . . . | 394 |


4i1651

# Kupfer- und Steintafeln.

Nr. I. Ansicht des Hauptplatzes von Santiago in Chili. (Aus Miers Travels etc. Vol. I.) zu S. 29.

„ II. Belustigungen chilesischer Landleute. (Aus demselben Werke, Vol. II.) zu S. 54.

„ III. Sardinische Nationaltrachten. (Aus Marmora's Voyage etc.) zu S. 201.

„ IV. Der Vulkan Pele auf der Insel Owheihi. (Aus Byron's Voyage etc.) zu S. 297.

„ V. Die grofse Pagode Schueh-Dagun, in Rangun (Aus Alexander's Narrative etc.) zu S. 321.

„ VI. Das südliche Thor von Bagdad. (Aus Buckingham's Narrative etc.) zu S. 370.

„ VII. Ein Kaffehhaus in Bagdad. (Aus demselben Werke.) zu S. 388.

# Allgemeine Übersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Das Innere von Afrika gehört noch immer unter die uns unbekannten Theile der Erd-Oberfläche. Wie grofs auch die Hoffnungen seyn mögen, welche wir uns von den Anstrengungen der englischen Reisenden, *Clapperton*, *Dickson* und *Laing*, machen dürfen, so ist doch der Zeitpunkt noch nicht eingetreten, wo dieselben in Erfüllung gegangen wären, und wir sind in Absicht auf die Schicksale jener drei Reisenden und auf das, was sie für die Wissenschaft bereits gewirkt haben mögen, heute noch

in derselben Ungewifsheit, wie voriges Jahr. Wir haben in dem Jahrgange 1827 dieses Taschenbuches, S. XII. eines Briefes des Cap. *Clapperton*, vom 7. März 1826 gedacht, den ein aus Afrika kommendes Schiff nach *England* gebracht hatte. Spätere Nachrichten, die *Alexander von Humboldt* aus London an *Arago* nach Paris sandte, theilen den Inhalt eines Schreibens vom 22. Febr. dess. J. mit, welches *Clapperton* aus *Hio* oder *Eyo*, der Hauptstadt von *Yuriba*, nach England geschickt hat, und worin er unter andern meldet, dafs er in Kurzem von da nach *Yuri* reisen werde, wo *Mungo Park* ums Leben kam, und dafs er hier die Papiere dieses unglücklichen Reisenden zu erhalten Hoffnung habe. Er sagt dann weiter: „Ich habe hier viele neue Entdeckungen gemacht; jeder Schritt führt durch ein unbekanntes Land. Ich bin über eine *Bergkette* gekommen, deren Daseyn ganz unbekannt war, und habe ein *grofses Königreich* in Afrika durchreist, von dessen Namen selbst man in Europa nichts wufste. In der Hauptstadt dieses Königreichs habe ich zwei Monate gelebt. Der *Niger* ist nur noch zwei Tagreisen ostwärts von mir, und die *Einmündung dieses*

*Flusses in den Golf von Benin* kann nicht mehr zweifelhaft seyn.« . . . . . Im Frühlinge 1827 erhielt man in England Nachrichten aus *Sierra Leone*, vom 8. Dezember 1826, denen zu Folge man daselbst durchaus nichts Bestimmtes von *Clapperton* wufste. Blofs so viel hatte man erfahren, dafs die früher verbreitete Nachricht von dem Tode des Dr. *Dickson* ungegründet sei. Dieser Reisende war von dem Portugiesen *de Souza* begleitet worden. Aber der Einflufs und die Bekanntschaften des Letztern, welche dem Engländer an der Küste so vortheilhaft gewesen waren, verminderten sich in dem Mafse, als man sich tiefer landeinwärts begab, und endlich suchten die Eingebornen sogar die Weiterreise der Europäer aufzuhalten, indem sie bemerkten, dafs ihr Fetisch es nicht erlauben wolle. *Dickson* bat sie, ihm zu gestatten, dafs er ihnen eine Probe von der Gewalt seines eigenen Fetisches geben möge. Er stellte seine galvanische Säule auf und liefs sie auf ein getödtetes Huhn wirken, welches sogleich in Verzuckungen gerieth und Kopf und Flügel heftig bewegte. Die Neger erschraken darüber so sehr, dafs sie nicht nur gegen die Reise *Dickson's* nichts mehr ein-

wendeten, sondern sogar in ihn drangen, so bald als möglich ihr Land zu verlassen. Weiter hatte man von ihm nichts gehört, was man aber zu *Sierra Leone* gerade für einen Beweis hielt, dafs er glücklich bis ins Innere vorgedrungen sei.

Einem Briefe des schwedischen Consuls *Graaberg* zu *Tripolis*, vom 20. Febr. 1827 zu Folge, wufste man daselbst ebenfalls nichts Bestimmtes über die HH. *Clapperton* und *Laing*. In *Fezzan* ging das Gerücht, dafs *Clapperton* in *Burnu* angekommen sei und sich hier wieder in der Gesellschaft seines alten Freundes *Scheich El Kanemi* befinde.

Über das Schicksal des von *Tripolis* nach dem innern Afrika abgegangenen *Major Laing* hat man zwar mehre Nachrichten, aber sie sind einander sehr widersprechend. Dafs er im Frühling 1826 in *Timbuktu* eingetroffen sei, wufste man schon voriges Jahr (S. den Jahrgang 1827, S. XIII.), und wurde seitdem durch mehre Briefe aus *Tripolis* bestätigt. Aber über seine Weiterreise von da, und über seine sonstigen Schicksale, stimmen die Nachrichten der öffentlichen Blätter nicht überein. Die

Pariser Zeitung, *die Etoile* (jetzt *Gazette de France*) vom 2. Mai 1827, enthielt einen Brief aus *Sukkara-Ley-Tripoli* vom 5. April (ein verdächtiges Datum! der Brief müßte also in weniger als einem Monate aus Afrika nach Paris gekommen seyn!), dem zu Folge der Major *Laing*, nachdem er schon *vor* seiner Ankunft in Timbuctu ein Gefecht mit räuberischen Horden bestanden hatte und verwundet worden war, bei seiner Abreise aus der letztern Stadt ermordet worden seyn sollte. Der Statthalter von *Gadames* habe diese Nachricht dem Pascha von *Tripolis* mitgetheilt. Jener Theil des innern Afrika soll sich jetzt ganz in der Gewalt der mächtigen und kriegerischen *Fellans* (? vielleicht *Fellatahs*?) befinden. Als diese *Laing's* Ankunft in *Timbuctu* erfahren, seien sie mißtrauisch geworden und hätten in *Laing* nichts weiter als einen Kundschafter der Christen erblicken wollen, deren Absichten auf diese Länder nicht mehr zweifelhaft seien. Sie hätten also mittelst eines Heeres von 30000 Mann (?) den Beherrscher *Timbuctus* aufgefodert, ihnen den Engländer auszuliefern. Dieser hätte aber denselben, als einen Mann, der ihm vom Pascha von Tripolis so theuer em-

pfohlen worden, retten wollen und hätte ihn, unter dem Schutze von 15 Reitern aus des Fürsten eigner Leibwache, heimlich aus Timbuctu abziehen lassen. Alle seien aber von den aufmerksamen *Fellans* überfallen und, *sammt dem Major Laing*, ermordet worden. Spätere Nachrichten in Londner Blättern, aus Briefen von *Tripolis*, die am 10. Mai angekommen waren, erklären diese und andere Berichte von *Laing's* Ermordung für gänzlich ungegründet, und ein zweiter Brief des Hrn. v. *Humboldt* aus *London*, vom 5. Mai 1827 an *Arago* in *Paris*, meldet, dafs nach den Aussagen maurischer Kaufleute, die in *Tripolis* angekommen, sowohl Major *Laing* als Capitän *Clapperton* in *Timbuctu* sich getroffen hätten und beide in ungestörter Ruhe daselbst lebten.

Nach frühern Briefen, welche man vor *Laings* Ankunft in *Timbuctu* von ihm selbst erhalten hatte, war seine Absicht, fünf oder sechs Monate daselbst zu verweilen und dann zwei andere Reisen, die eine nach dem See *Dschenni (Dibbie)*, die andere nach dem Lande *Melli*, von *Timbuctu* aus zu unternehmen und hierauf den Lauf des *Dschaliba (Niger)* bis zu seiner Mündung

zu verfolgen. Andere Nachrichten behaupten, er sei Willens, über *Tripolis* wieder nach Europa zurückzukehren.

Man hat Ursache zu glauben, dafs die englische Regierung allerdings weit mehre und sichrere Nachrichten über die Schicksale und Erfolge dieser Reisenden haben möge, als dem Publikum durch die öffentlichen Blätter bekannt werden. Wahrscheinlich sind der Lauf des Niger und die Lage seiner Mündungen theils durch die erste Reise *Denhams* und *Clappertons*, theils durch die zweite Reise des Letztern, der englischen Regierung hinlänglich bekannt, aber die *Handels-Interessen* Grofsbritanniens, unstreitig der Hauptbeweggrund jener Durchforschungen des innern Afrika, erlauben vor der Hand noch nicht, mehr als bisher der Welt davon zu offenbaren. *Grofsbritannien* bedarf, wie die letzte Handelskrise desselben gezeigt hat, eine beträchtliche Vermehrung der Abnehmer seiner in ungeheurer Menge erzeugten Waaren. Indem es Verbindungen mit den gebildetern Völkern des innern Afrika anknüpft, sie den Werth der europäischen Civilisation kennen und schätzen lehrt und sie zugleich mit neuen Bedürfnissen bekannt macht, arbeitet es dahin, sich in Afri-

ka neue Märkte für den Absatz seiner Waaren zu verschaffen.

Ohne Zweifel ist auch die neue Reise des ehemaligen Majors, jetzigen Oberstlieutenants, *Denham*, welcher zu Ende des Dezembers 1826 auf dem Schiffe *Kadmus* nach der englischen Niederlassung *Sierra Leone* abgesegelt ist, in derselben Absicht unternommen worden. Diese Niederlassung ist bekanntlich sehr schlecht geeignet, eine Verbindung mit dem innern Afrika zu eröffnen oder zu unterhalten, und ist auch aufserdem ihres wenig fruchtbaren Bodens und des ungesunden Klimas wegen, kein sonderlich werthvolles Besitzthum für England. Ein weit vortheilhafterer Platz ist die im Busen von *Benin* liegende Insel *Fernando Po*. Sie ist hoch, reich an Holz und wohl bewässert, gesund und fruchtbar. Wenn die Hypothese *Reichard's* und die aus *Denhams* und *Clappertons* erster Reise sehr wahrscheinlich gewordene Vermuthung, dafs der Niger in den Busen von Benin falle, sich bestätigt, so kann es auch in Hinsicht der geographischen Lage für eine unmittelbare Verbindung Grofsbritanniens mit dem innern Afrika keinen schicklichern Punct geben, als

eben diese Insel. In der That soll, nach Berichten der Londoner *Literary Gazette*, vom 10. Febr. 1827, die Verlegung der Niederlassung von *Sierra Leone*, nach der Insel *Fernando Po*, bereits von der englischen Regierung beschlossen und der durch seine Entdeckungsreise an der Ostküste Afrikas bekannte Capitän *Owen* zum Statthalter daselbst ernannt seyn. Hat es damit seine Richtigkeit, so weifs auch England ganz zuverläfsig, dafs der Niger wirklich sich in den Busen von *Benin* mündet, und die wahren Resultate beider Reisen des Capitän *Clapperton* so wie des Oberstl. *Denham*, werden dem grofsen Publikum erst bekannt gemacht werden, wenn Alles in Bezug auf *Fernando Po* in Ordnung gebracht und das Gelingen der neuen grofsen Handelsprojekte als gesichert zu betrachten ist. (*Bull. univ. des Sciences géeograph.* etc. 1827, Maiheft, S. 257 — 270.)

Von der glücklichen Beendigung der *Aufnahme der afrikanischen Ostküste* durch die englischen Schiffe *Leven* und *Barracouta*, unter der Leitung der Capitäne *Owen* und *Cutfield* ist schon im vorigen Jahrgange, S. XX. u. f. die Rede gewesen. Englische Blätter und aus

diesen die *Nouv. Ann. des Voy.*, Septbr. und Oktbr. 1826, so wie die *Hertha* (VII. Band, 3. Heft, 2. Abtheilung, S. 119, und IX. Bd. 2. Heft, S. 66 u. ff.) haben seitdem umständlichere Nachrichten über diese wichtige Expedition geliefert, aus welchen hervorgeht, dafs nicht nur eine Küstenstrecke von 24000 englischen oder ungefähr 4800 teutschen Meilen (alle Busen, Buchten und Flufsmündungen mitgerechnet), welche bisher nur äufserst unvollkommen bekannt war, aufgenommen und genau untersucht, sondern auch an mehren Punkten ein Theil des daranstofsenden innern Landes in den Bereich der geographischen Forschungen gezogen worden ist. Einige Stellen waren auf den bisherigen Karten so unrichtig niedergelegt, dafs sich Unterschiede in der Breite sowohl als in der Länge von nicht weniger als 250 englischen Meilen ergaben! — Wie vorauszusehen war, haben auch die Engländer schon Besitz von zwei Punkten dieser Küste, nämlich von *Mombazu*, unter 4°, und von dem Lande an der *Da-Lagoa-Bucht*, unter 25° südl. Breite genommen, welche, wenn neue Niederlassungen daselbst gedeihen, dem Handel der Portugiesen von *Mozambique* und *Quilimance* aus

sehr gefährlich, für den allgemeinen Welthandel aber und für die Civilisation der afrikanischen Völker an diesen Küsten, so wie für die Ausdehnung unsers geographischen Wissens von äufserst grofsem Nutzen werden können. *) Der portugiesische Statthalter von Mozambique wollte, wie sehr glaublich, durchaus nichts von einer Verbindung zwischen den Niederlassungen seiner Regierung an der Ostküste und denen an der Westküste, in Angola etc. wissen, von welcher *Bowdich* durch den Grafen *Saldanha de Gama*, ehemaligen Statthalter in Angola, und den Grafen *Linharez*, während seines Aufenthalts zu Wien im Jahre 1815, in Kenntnifs gesetzt worden war. (S. den Jahrgang 1826, S. XX. u. f.) Wie weit verbreitet aber in diesen Gegenden der Einfluſs der *Portugiesen* ist, beweist der Umstand, dafs das Gepäck einer von den Engländern ins Innere, den *Zambeze*-Strom hinauf, abgesandten Gesellschaft von Reisenden, welche nicht weit über die portugie-

*) Nach neuern Nachrichten (*Nouv. Ann. des Voyages*, April 1827, S. 141.) ist *Mombaza* im Juni 1826 von den Engländern wieder aufgegeben worden.

D. H.

sische Niederlassung *Sena* hinaus, sämmtlich am Fieber gestorben waren, durch die dortigen Behörden nach *Mozambique* zurückgeschickt wurde und, ungeachtet des an 400 englische Meilen langen Weges, richtig daselbst eintraf.

Auch der vom Lieutenant *Hay* befehligten englischen Kriegsbrigg, *the Wizard*, von welcher es jedoch unbekannt ist, ob sie zu der so eben gedachten Expedition gehört habe, verdanken wir eine Menge genauer Beobachtungen über die Lage und Beschaffenheit der zahlreichen Inseln-Gruppen an der ostafrikanischen Küste, welche die Engländer jetzt den *Äthiopischen Archipel, (Ethiopian Archipelago)*, die *Franzosen* aber den *Nordnordöstlichen Archipel von Madagascar (Archipel au nord-nord-est de Madagascar)* nennen. Das Genauere finden die Leser in der *Hertha*, VII. Bd. 3. Heft, 2. Abth. S. 122 u. ff.

Nach englischen Blättern war der durch seine Reise nach *Rufsland* bekannte Dr. *Lyall* beauftragt worden, sich nach *Madagascar*, an den Hof des Königs *Radama*, zu begeben, wo er die doppelten Verrichtungen eines diplomatischen Agenten und zugleich eines Arztes ausüben

wird. Hauptsächlich aber soll er darüber wachen, dafs der zwischen der brittischen Regierung und dem Könige *Rhidhama* geschlossene Vertrag zur Abschaffung des *Sclavenhandels* (der, wie sich die Engländer auch an der Ostküste von Afrika überzeugten, dort noch immer von portugiesischen und französischen Schiffen sehr stark getrieben wird) genau erfüllt werde. Aufserdem erwartet man von Dr. *Lyell*, dem Gelehrten, auch neue und interessante Beobachtungen über die Naturbeschaffenheit und Geographie der bei weitem noch nicht genau untersuchten Insel Madagascar.

Über die Reisen der preufsischen Gelehrten *Hemprich* und *Ehrenberg* in *Ägypten, Nubien, Abyssinien, Arabien* und *Syrien*, von welchen (s. den vorigen Jahrgang, S. XVI. u. f.) nur der Letztere zurückkam, haben die HH. *Alexander v. Humboldt, Lichtenstein, Link, Rudolphi* und *Weifs*, in Auftrag der k. preufsischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 13. Nov. 1826 einen umfassenden Bericht erstattet, welchen die *Hertha*, (IX. Bd., 3. Heft, Geogr. Zeit. S. 73 u. ff.) vollständig mittheilt. Obwohl naturgeschichtliche Entdeckungen der Hauptzweck dieser Reisen waren, so hat doch auch die Erdkunde überhaupt

nicht unbeträchtlichen Nutzen davon gezogen. *Ehrenberg* hat am Eingange des Rothen Meeres die Umrisse einiger Inseln gezeichnet, welche auf *Valentia's* Karten gänzlich fehlen. Die Insel *Farsan* besonders, von drei Tagreisen im Umfange, mit drei Dörfern und mehren Häfen für kleine Schiffe, ist als eine ganz neue Entdeckung zu betrachten. Auch verdienen die Reiserouten längs den Küsten des *Rothen Meeres* eine besondere Aufmerksamkeit, namentlich die von *Tor* nach dem *Sinai* und *Suez*, und von da bis zur Insel *Kameran*, längs der Ostküste, wo eine Menge Ankerplätze den Geographen bisher unbekannt waren; ferner der Weg von *Gumfude* in das Land der *Wechabiten*; von *Massaua* in Abyssinien bis zu dem *Taranta*-Gebirge; vom *Libanon* nach *Balbek* und der Küste von *Tripolis*; so wie von *Alexandrien* nach der Oase von *Siwah*. Zu den in den Tagbüchern der Reisenden befindlichen geographischen Nachrichten über diese Gegenden gehören noch: 1) ein Verzeichniſs sämmtlicher Ortschaften der *Maroniten* im nördlichen Theile des *Libanon*, 619 an der Zahl, geschrieben von einem Secretair des Emir Bschir, Prinzen von Libanon; 2) ein Namensverzeichniſs sämmtlicher Anker-

plätze, Inseln, Korallenriffe und Ortschaften an der *Ostküste* des *Rothen Meeres*, zwischen Suez und Kameran, 287 an der Zahl; 3) ein ähnliches Verzeichniſs von 86 Punkten der *Westküste;* 4) die von einem Araber, in der Armee des Pascha von Ägypten, aufgenommene *Karte des Landes der Wechabiten;* 5) Profile der gebirgigen *Ostküste des Rothen Meeres*, des *Sinai*, des *Libanon* und der *Insel Cypern*.

Der Professor *Brocchi* aus *Neapel*, welcher (s. den Jahrgang 1824, S. XXX.) seit fünf Jahren, auf Kosten des Pascha von Ägypten, eine geognostische Reise durch dieses Land und weiter vom Nil aufwärts gemacht und zuletzt die Goldberge in *Sennaar* untersucht hatte, ist in dem Augenblicke, wo er im Begriffe war, mit den gesammelten Erfahrungen und Schätzen nach Europa heimzukehren, in *Kairo* gestorben.

Nächst Afrika bleibt noch immer der *hohe Norden Amerikas* derjenige Punkt, auf den die gespannteste Aufmerksamkeit aller Freunde der Erdkunde gerichtet ist. *Franklins* Expedition dahin ist beendigt, und wenn die Ergebniſse derselben auch nicht ganz nach Wunsch aus-

gefallen sind, so haben sie doch neuerdings einen Theil des Dunkels aufgehellt, mit welchem jene Regionen bedeckt waren, und es bleibt für künftige Reisende daselbst immer weniger zu thun übrig. Die Leser wissen aus dem vorigen Jahrgange, S. XL. und ff., dafs *Franklin's* Bestimmung war, den *Mackenzie*-Flufs bis ins Eismeer hinab zu segeln, wo sich die Gesellschaft trennen und er für seine Person die Küste nach Westen bis zum Eiskap verfolgen, eine andere Abtheilung aber ihre Richtung nach Osten hin, bis zur Mündung des *Kupferminen*-Flusses nehmen sollte. *Franklin* hatte auch im Sommer 1825, wie wir ebendaselbst berichtet, bereits eine vorläufige Erkundigungsfahrt bis zur Mündung des *Mackenzie* unternommen. Die Hauptreise erfolgte indefs erst im Sommer 1826 und wir theilen über den Erfolg derselben nachstehende Auskünfte mit, welche ein, von einem Reisegefährten *Franklins* unterm 12. Nov. 1826 vom *Grofsen Sclavensee* aus geschriebener und durch die *Augsburger Allgemeine Zeitung* (1827, Beilagen Nr. 217, 218, und 219) bekannt gemachter Brief enthält.

Die Haupt-Expedition, welche unter *Franklin's* eigenem Befehle in zwei Booten westlich vordringen sollte, bestand aus dem, schon durch Franklin's erste Reise 1819 und 1820 bekannten, Lieut. *Back*, 11 Engländern, Matrosen und Soldaten, zwei Canadiern und einem Eskimoh-Dolmetscher. Zur östlichen, unter den Befehl des (gleichfalls durch die Expedition von 1819 bekannt gewordenen) Dr. *Richardson* gestellten Abtheilung gehörten der zweite Aufseher, *Kindall*, ein Matrose, zwei See- und sechs Landsoldaten, und ebenfalls ein Eskimoh als Dolmetscher. Man verliefs die Winterquartiere am 31. Juni 1826 und schiffte den *Mackenzie* hinab, wo man am 2. Juli 67° 28′ Breite und 133° 53′ westlicher Länge (von Greenwich = 244° östlich von Ferro) erreichte. An dieser, von Franklin mit dem Namen *Parting Point* (Trennungs-Spitze) belegten Stelle, theilt sich der Flufs in eine Menge, weit sich ausbreitender Arme, die durch niedriges und zum Theil überschwemmtes Land von einander getrennt sind. Hier sollten sich beide Parteien trennen. *Franklin* hatte auf seiner ersten Fahrt 1825 einen der mittlern Arme verfolgt und das Meer bei *Garry's Ei-*

*land*, unter 69° 30′ Breite und 135° 45′ westlicher Länge (= 242° östlich von Ferro) *) erreicht. Jetzt schlug er den westlichen Arm ein, welcher sich am Fuſse der *Felsengebirge (Rocky Mountains)* hinwindet, und erreichte die Mündung am 7. Juli. Diese ist so durch Sandbänke verstopft, daſs die Mannschaft gezwungen war, die Boote, sogar bei der Fluth, meilenweit zu ziehen. In dieser unangenehmen Lage wurden sie von einem groſsen Haufen *Eskimohs* besucht, welche sich anfänglich still betrugen und auf freundschaftliche Weise einen Tauschhandel anfingen. Auf einmal aber, durch die Begierde nach Raub getrieben, und auf ihre überlegene Zahl bauend, stürzten sich auf ein verabredetes Zeichen gegen 250 stämmige Bursche, mit langen Messern bewaffnet, ins Wasser, bemächtigten

*) Diese Lage hat auch nach *Mackenzie's* Angabe die Mündung des nach ihm benannten Stromes. Die angebliche Berichtigung des Hrn. *Wentzel* (s. die Karte zu *Franklin's* erster Reise im Jahrgang 1824. S. 276), nach welcher diese Mündung um 7 bis 8 Grad östlicher und etwa 2 Grad südlicher liegen sollte, zeigt sich also jetzt als ungegründet.

D. H.

sich der Boote und zogen sie ans Land. Die verständigen Maſsregeln jedoch, welche *Franklin* ergriff und durch den schnellen Gehorsam und das entschlossene Benehmen des Lieut. *Back* und der Mannschaft unterstützt wurden, brachten es dahin, daſs die Vorräthe und alles wichtigere Eigenthum aus den Händen der Freibeuter wieder gerettet und die Boote am Ende wieder flott gemacht wurden, ohne daſs man nöthig gehabt, einen Schuſs abzufeuern und irgend jemanden zu verwunden. Dieselbe Partei Eskimohs kam noch zwei Mal in der Nacht und auch am nächsten Tage in feindlichen Absichten wieder, als die Reisegesellschaft ans Land gestiegen war, um das Takelwerk der Boote auszubessern, welches im Handgemenge entzweigeschnitten worden. *Franklins* Vertheidigungsanstalten aber schreckten sie von der Erneuerung ihres Angriffs zurück. Die kleinern Haufen von Eskimohs, welchen man späterhin an der Küste begegnete, betrugen sich sehr freundschaftlich.

Am 9. Juli wurde *Franklin* durch Eis aufgehalten, welches noch mit dem Ufer zusammenhing; und von dem Tage an bis zum 4. August konnte er nur in dem Maſse vordringen, wie es sich trennte, und selten mehr als eine

oder zwei Meilen täglich zurücklegen. Auf diese langsame Weise erreichte er den 141° westlicher Länge von Gr. (= 236° 40′ östl. von Ferro), wo das Fahrwasser vom Eise frei war und den Booten die Fahrt erlaubte. Nun aber setzten sich andere Hindernisse und ernshafterer Art ihrem Vordringen entgegen. Die Küste war so niedrig und wegen der Flachheit des Wassers so schwer zu erreichen, daſs eine Landung auf derselben nur ein einziges Mal, nachdem der 139° passirt war, bewerkstelligt werden konnte, obgleich mehrmals der Versuch gemacht wurde, indem man die Boote meilenweit durch den Schlamm zog. Bei allen andern Gelegenheiten muſsten sie auf den nackten Felsenriffen landen, welche die Küste umgürten, wo die Gesellschaft, nachdem das Eis sich verloren hatte, starken Mangel an süſsem Wasser litt und einst zwei Tage lang desselben gänzlich entbehren muſste. Dicke Nebel und heftige Windstöſse zwangen die Expedition eine ganze Woche lang an diesem unwirthlichen Theil der Küste zu verweilen. Erst am 18. August erreichten sie den 150sten Längengrad (= 227° 40′ östl. v. Ferro.) Sie hatten um diese Zeit über die Hälfte der Entfernung, von der *Mackenzie*-Mündung bis zum *Eiskap*

(welches unter 161° westl. Länge von Greenwich = 216° 40′ östl. von Ferro, liegt) zurückgelegt, waren reichlich mit Mundvorrath versehen, die Boote waren im besten Zustande, vor ihnen lag ein offnes Meer, und obgleich die Mannschaft wegen der bestandenen Mühseligkeiten etwas an Kräften verloren hatte, so war ihr Muth noch nicht gebrochen.

Aber der Zeitpunkt war nun eingetreten, wo es, seinen Verhaltungsbefehlen gemäfs, *Franklins* Pflicht geworden, die Wahrscheinlichkeit, *Kotzebues Sund* vor dem Eintritt der strengen Jahreszeit zu erreichen, wohl zu erwägen. Sollte er nicht erwarten dürfen, an dieses Ziel zu gelangen, so war ihm untersagt, die Sicherheit der Mannschaft durch längern Aufenthalt an der Küste in Gefahr zu setzen. Es würde die äufserste Unbesonnenheit gewesen seyn, wenn er bei dieser vorgerückten Jahreszeit den Versuch gemacht hätte, längs der unbekannten Küste nach Westen vorwärts zu gehen, selbst wenn er gewufst hätte, dafs der *Blossom**) dort angekommen sei; die Un-

*) Das Schiff *Blossom*, unter Capitän *Beechy*, war 1825 von Eng-

gewifsheit aber, welche alle Reisen in hohen Breiten begleitet, machte die Ankunft jenes Schiffes an dem bestimmten Sammelplatze äufserst zweifelhaft. *Franklin* beschlofs also, die Rückreise nach dem *Grofsen Bären-See* anzutreten. Die Zweckmäfsigkeit dieser Mafsregel wurde durch die anhaltende stürmische Witterung bestätigt, die bald darauf eintrat, und durch die Nachricht, welche er von einigen freundschaftlich gesinnten jungen Eskimohs erhielt, dafs ihre Landsleute im Begriff wären, sich in grofser Anzahl an der Mündung des *Mackenzie* zu sammeln, und dafs eine grofse Partei *Berg-Indier* auf dem Marsche sei, ihn aufzufangen, weil sie glaubten, er wäre gekommen, sich in ihren Handel mit den *Eskimohs* zu mischen. Wäre er nur wenige Tage später eingetroffen, so ist es mehr als wahrscheinlich, dafs er seinen zahlreichen Fein-

---

land nach der Berings-Strafse abgegangen, um dort auf *Franklin* zu warten und ihn nach *Canton* in China zu bringen. (S. den Jahrg. 1826, S. XXIX.) Wir werden weiter unten von der Fahrt dieses Schiffes Nachricht geben.

D. H.

den nicht ohne Kampf entkommen seyn würde. Er langte am 21. September mit seiner Gesellschaft in vollkommner Gesundheit am *Bärensee* an und fertigte am folgenden Morgen einen Boten mit einem Berichte über seine Reise an die Regierung ab. . . . . Der nördlichste Punkt, der bei dieser Reise *Franklins* erreicht wurde, war 70½° der Breite.

Was die *östliche Abtheilung* der Unternehmung betrifft, so verfolgte diese nach der Trennung von *Franklin* den östlichen Lauf des Flusses, den nämlichen, auf welchen einst *Mackenzie* vom Meere zurückkehrte. Sie erreichte am 7. Juli unter 69° 29′ Breite und 133° 24′ westl. L. v. Gr. (= 244° 16′ östlich v. F.) die See, nachdem sie an demselben Tage auf eine Horde *Eskimohs* gestoßen war, von denen einige ebenfalls Angriffe auf das eine Boot wagten, aber durch das besonnene und entschlossene Benehmen der Gesellschaft zurückgetrieben wurden. Die einzelnen Abtheilungen von Eskimohs, welchen man später begegnete, zeigten ein freundlicheres Betragen, legten jedoch bei Eröffnung eines Verkehrs mit ihnen vielen Muth an den Tag. Nachdem man die See

erreicht hatte, zeigten sich grofse Schwierigkeiten bei der Fahrt längs einer Küste von ganz besonderer Art, bis zu 70° 37′ der Breite und 126° 52′ westl. L. v. Gr. (= 250° 48′ östl. v. F.). Sie besteht bis dahin aus Inseln angeschwemmten Ursprungs, von Sandbänken umgürtet, die weit in die See hinauslaufen, von Buchten salzigen Wassers durchschnitten und zum Theil durch breite Flufsmündungen getrennt sind, die um diese Jahreszeit eine Menge süfsen Wassers ausströmen. Dieses angeschwemmte Land wird bei Springfluthen vom Meere überströmt und mit Treibholz bedeckt, mit Ausnahme einer Anzahl freistehender Wälle von gefrorner Erde, welche bedeutend über das höchste Wasserzeichen hervorragen und den gefrornen Bänken und den mit Erde bedeckten Eisbergen gleichen, welche der Beschreibung nach *Kotzebues Sund* umgeben. Zwischen ihnen und dem Ufer des festen Landes befindet sich ein sehr ausgedehnter See salzigen Wassers, welcher vielleicht mit dem östlichen Arm des *Mackenzie* in Verbindung steht und wenigstens keinen andern grofsen Flufs aufnimmt. Die Reisegesellschaft folgte hierauf den Spuren eines felsigen und steilen Ufers, umschiffte *Kap Parry*

unter 70° 18′ Br. und 123° westl. L. v. Gr. (= 254° 40′ östl. v. F.), *Kap Krusenstern*, unter 68° 46′ Br. und 114° 45′ westl. L. v. Gr. (= 263° östl. v. F.) und fuhr dann durch die *Delphin-* und *Union-Strafse*, in *Georgs IV. Krönungs-Busen* hinein, so dafs sie bis 113° Länge *) kam. Von hier kehrte sie nach dem *Kupferminen-Flusse* zurück, wo sie am 8. Aug. eintraf. Sie hatte auf dieser Fahrt Anfangs viel mit Eis zu kämpfen. . . . . Trotz der Menge desselben aber sind die Reisenden überzeugt, dafs ein Schiff gegen *Ende Augusts* längs der nördlichen Küste Amerikas vom 100sten bis 150sten Grade westl. L. eine freie Durchfahrt finden würde. Östlich vom *Mackenzie-Flusse* befinden sich einige bequeme Häfen, keiner aber auf dem von *Franklin* untersuchten westlichen Theile der Küste. Die ganze Schwierigkeit, die Nordwestdurchfahrt zu bewerkstelligen, scheint darin zu be-

*) S. den Jahrg. 1824, S. XV. und 272; so wie die Karte bei S. 276. Dieser Busen liegt aber daselbst ungefähr zwischen 108° und 111° Länge.

D. H.

stehen, die Küste des festen Landes durch die verwornen Straſsen zu erreichen, welche von der *Baffins-* oder *Hudsons-Bay* dahin führen (mögen). Die Fluth trat an der ganzen Küste von Osten her ein. Die Stromschnellen im *Kupferminen-Fluſs* hinderten die Reisenden, ihre Boote weiter als acht Meilen den Strom hinaufzubringen. Sie lieſsen sie daher dort, mit den Überbleibseln ihrer Vorräthe, den Zelten u. s. w. als Geschenk für die *Eskimohs* zurück, und setzten ihre Reise zu Lande nach *Fort Franklin* fort, indem sie, aufser den Instrumenten, Waffen und Munition, jeder nur ein Hemd und auf 10 Tage Mundvorrath trugen. Sie erreichten den östlichen Arm des *Bärensees* am 18. Aug. und das Fort am 1. Septbr. nach 71tägiger Abwesenheit, im besten Wohlseyn.

Die beiden Abtheilungen der Unternehmung haben auf diese Weise die Küste auf eine Strecke von beinahe 36 Längengraden aufgenommen, welche Aufnahme, in Verbindung mit *Franklins* frühern Entdeckungen (1819 etc.) und denjenigen von *Parry*, das arktische Meer bis zum 150sten Grade westl. L. v. Gr. (= 227 östl. v. F.) ziemlich genau kennen lehrt. Es bleiben von da bis zum *Eis-*

*kap* nur noch 11 Grade *) unbekannt, und vielleicht hat Capitän *Beechy* davon eine *beträchtliche* **) Strecke auf dem *Blossom* untersucht, so dafs eine vollständige Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt, so lange ein Gegenstand des Strebens für Groſsbritannien, jetzt in sehr enge Schranken gebracht ist. — Die Expedition — heifst es weiter in dem oben erwähnten Schreiben — kehrt nächstes Jahr (1827) auf dem Schiffe der *Hudsonsbay-Compagnie* nach *England* zurück, mit Ausnahme der HH. *Franklin* und *Richardson*, welche den Rückweg über *Canada* und *New-York* einzuschlagen gedenken. *Franklin* hofft Ende August *Montreal* (am Lorenz-Strome) zu erreichen.

---

*) Da unter 70° Breite ein Längengrad $5\frac{13}{100}$ geographischer Meilen enthält, so hätte *Franklin* in *gerader Linie* nur noch $56\frac{43}{100}$ solcher Meilen zu machen gehabt. Aber die nothwendigen Krümmungen des Weges würden diese Meilenzahl mehr als verdoppelt haben.

D. H.

**) Ist nicht der Fall gewesen; siehe weiter unten.

D. H.

Über Capitän *Beechy's* Reise belehrt uns ein Schreiben desselben, welches ebenfalls die *Allgemeine Zeitung* (Beilage Nr. 219, 1827) enthält. Der *Blossom* verliefs am 4. Juli 1826 den St. Paulshafen in Kamtschatka und begab sich nach *Kotzebues-Sund*, wo er vier Tage verweilte und dann weiter nördlich steuerte. Das Wetter war schön und günstig, und es glückte dem Capitän *Beechy*, noch 120 (nach einer andern Angabe in englischen Blättern 160) englische Meilen weiter als *Eiskap* zu kommen. *) Ein so glücklicher Erfolg erregte die Erwartung, dafs auch Cap. *Franklin* auf eine gleiche Weise werde begünstigt worden seyn. In jedem Boote der Eingebornen, welches um die Landspitze des Ankerplatzes herumfuhr, glaubte *Beechy*, die sehnlich Erwarteten ankommen zu sehen. Aber der Winter kam immer näher, und es

*) Es ist zu bedauern, dafs die *Richtung* der Fahrt vom Eiskap aus nicht angegeben ist. Wäre sie *östlich* gewesen, so würden obige 120 Meilen unter jenen hohen Breiten an 5 Längengrade betragen und es blieben also von den durch *Franklin* übrig gelassenen 11 Graden nur noch 6 als unerforscht übrig.

D. H.

verschwand zuletzt jede Hoffnung. Dennoch beschlofs *Beechy*, so lange es, ohne einzufrieren, möglich wäre, noch auf *Franklin* zu warten. Gegen Ende Septembers wurde er von verschiedenen Abtheilungen Eingeborner besucht, welche mit ihren während der Sommermonate für den Winter gesammelten Vorräthen nach Hause reisten. Dieses unterbrach auf einige Weise die Einförmigkeit des Schauplatzes; aber ihre Besuche wurden immer seltener und endlich blieben die Engländer ganz allein. Zunehmende Fröste gaben das Zeichen zum Aufbruch und so verliefs der *Blossom* am 14. Oktbr. den Sund, voll Sorge um *Franklin*, für den *Beechy* auf den Fall, dafs er doch noch eintreffen sollte, einen Vorrath Mehl nebst einer Kiste Glasperlen zurückliefs, um sich damit die Freundschaft der benachbarten Stämme erkaufen zu können.

Wie wir im vorigen Jahrgange, S. XLII. berichteten, wollte der von der Londoner Gartenbau-Gesellschaft nach Nordamerika abgeschickte Obergärtner *Douglas* sich über die *Felsengebirge* ins Innere begeben und sich an die östliche Abtheilung der Franklinschen Unternehmung anschliefsen, um dann über die *Hudsons-Bay* nach England

zurückzukehren. Es scheint aber, den oben mitgetheilten Berichten zu Folge, nicht, dafs er an der Reise dieser östlichen Abtheilung Antheil genommen habe; wenigstens ist seiner nirgends erwähnt. Wir wissen blofs aus einem Schreiben, welches er unter dem 24. März 1826 an einen Dr. *Kooker* in England abgeschickt hat, dafs er sich damals bei den grofsen Wasserfällen des *Columbia-Flusses*, also noch westlich von den *Felsengebirgen*, befand. In diesem Schreiben erwähnt er unter Anderm eines Hrn. *Macleod* *), der sich in den Jahren 1821 — 1825 am *Mackenzie-Flusse*, in dem Fort *Bonne Espérance*, aufgehalten hat. Diesem sollen die dortigen Eingebornen versichert haben, dafs wirklich dort eine nordwestliche Durchfahrt vorhanden sei. Westlich vom Mackenzie und parallel mit demselben soll es noch einen *grofsen Flufs* geben, der sich beim *Eiskap* ins Meer ergiefse. Nördlich von demsel-

---

*) *Nouv. Ann. des Voy.* 1827, März, S. 423. Das *Bull. univ.*, 1827, Febr. S. 273 nennt ihn *Machod*, was ein Schreib- oder Druckfehler zu seyn scheint.

D. H.

ben oder bei seiner Mündung *) befinde sich auf einer Insel eine Niederlassung (Etablissement), wohin Handelsschiffe kämen und Geschäfte machten. Die Einwohner daselbst seien sehr böse und trügen lange Bärte. Sie hängten nicht selten Indier am Takelwerke auf. *Macleod* zeigte ihm, zur Bestätigung dieses, russische Münzen, Kämme und andere kurze Waaren, welche mit denen, die die *brittische* Handelsgesellschaft dort in Umlauf setzt, nicht die mindeste Ähnlichkeit hatten. Dieser nämliche *Macleod* hatte in Zeit von eilf Monaten das Atlantische, das Polar- und das Grofse Weltmeer besucht, und war jetzt im Begriff von einer grofsen Anzahl Eingeborner begleitet, zu Lande nach der *Hudsons-Bay* vorzudringen. Das Meer soll daselbst vom Juli an offen seyn. — Wenn die Aussage *Macleods* im Betreff des grofsen Flusses westlich vom *Mackenzie* gegründet wäre, so müfste ja wohl *Beechy*, da er noch 120 (oder gar 160) engli-

*) Die *Nouv. Ann.* sagen: »Au nord duquel« und das *Bull. univ.*: »à son embouchure.«

D. H.

sche Meilen über das *Eiskap* hinaus vordrang, die Mündung desselben so wie die Insel mit der Niederlassung gefunden, und er würde eine so wichtige Entdeckung in dem oben mitgetheilten Schreiben gewifs nicht mit Stillschweigen übergangen haben. Die dem Hrn. *Douglas* vorgezeigten russischen Münzen und Waaren beweisen nichts, da sie von den russischen Besitzungen an der *Nordwestküste* Amerikas nach dem Fort Espérance gelangt seyn können.

In dem *Baffins-Meere* wurde im August 1825 von dem französischen Walfischfänger Capitän *Guédon* eine bisher unbekannt gewesene *Insel* entdeckt, welche, da das Schiff dem Handlungshause Baron und Comp. in *Dieppe* gehörte, ebenfalls *Dieppe* genannt wurde. Sie liegt unter 72° 42′ Breite und 78° 35′ westl. Länge von Paris (= 301° 25′ östl. von Ferro). *) Die Capitäne *Rofs* und *Parry*, die diese Insel nur von weitem sahen, haben sie ohne Zweifel

*) S. *Hertha*, Februar 1827. S. 70. Hier mufs entweder bei der Breite oder bei der Länge, ein Druckfehler seyn. In der Anzeige der *Guédon*'schen Reise im *Bull. univ.* Sept. 1826, S. 102, wird dieser Insel gar nicht gedacht.

D. H.

für eine vorspringende Spitze des festen Landes gehalten. Cap. *Quédon* hält die Vermuthung *Parry's* (1820), dafs die *Poos*-Bucht, in welcher diese Insel liegt, eine mit der *Prinz-Regenten-Einfahrt* zusammenhangende Meerenge seyn möge, für gegründet. Mehre Eskimoh-Gräber und Spuren von Feuer zeigten das Vorhandenseyn von Menschen in diesem Theile des Landes, dessen Ansehen eben so rauh und abschreckend ist, als das der grönländischen Küsten.

Der als Begleiter *Otto v. Kotzebue's*, auf dessen Reise um die Welt 1815 — 1818, ehrenvoll bekannte Hr. *Choris*, war im Frühling 1827 in Begriff, eine Reise nach *Amerika* zu unternehmen. *New-York*, die Flüsse *Ohio* und *Mississipi*, *Mexico*, *Guatimala*, *Quito*, *Peru*, *Chili*, der *Archipel von Chiloe*, *Petagonien* und überhaupt das ganze *Südamerika*, werden die Gegenstände seiner Forschungen ausmachen, zu welchen er fünf bis sechs Jahre zu verwenden gedenkt.

Über die *Vereinigten Staaten von Nordamerika* haben wir neuerlich durch die zu *London* erschienenen Reisen des Naturforschers *Wilson* und die in *Boston* heraus-

gekommene *Recollection of the last ten years* von *Flint*, sehr schätzbare Erweiterungen unserer noch immer lückenhaften Kenntnisse dieser weiten Länderstrecken erhalten. Das letztere Werk insbesondere umfaſst das ganze groſse *Mississipi*-Thal bis zur mexikanischen Gränze.

Zur genauern Kenntniſs des neuesten Zustandes der *südamerikanischen Freistaaten* haben nicht nur die Reisen der HH. *Stevenson*, *Head* und *Miers*, welche zum Theil den weiter unten folgenden Aufsätzen über *Chili* und die *La-Plata-Staaten* zum Grunde liegen, sondern auch die Tagebücher der HH. *Proctor* und *Hamilton*, mehr oder minder wichtige Beiträge geliefert.

Von dem in *Brasilien* reisenden österreichischen Naturforscher *Natterer*, reichen die letzten Nachrichten bis zum 16. Juni 1826. Er befand sich damals nebst seinem Begleiter, dem Hofjäger *Sochor*, in der Landschaft *Matto Grosso*, auf dem Wege nach der Hauptstadt derselben, *Villa Bella*, wo er zu erfahren hoffte, ob es thunlicher und vortheilhafter sei, auf dem *Madeira*- oder auf dem *Topajos-Fluſs* nach dem *Amazonen-Strome* hinabzufahren. Er gedachte zu Ende des Jahres 1826 dieses

Ziel seiner Reise zu erreichen. Man glaubte, dafs er im Sommer 1827 wieder in *Europa* eintreffen werde.

Über die *teutschen Niederlassungen* in *Brasilien* erhielten wir Nachricht durch mehre Aufsätze in öffentlichen Blättern, so wie durch *Schumachers* Beschreibung seiner im Sommer 1824 dahin unternommenen Reise (Braunschweig, 1826).

Im Norden des Erdballs, zu dem wir jetzt zurückkehren, erregt die neueste Reise des Capitän *Parry* nach *Spitzbergen* am meisten unsere Aufmerksamkeit. Die englische Regierung scheint vorläufig keine Versuche mehr machen zu wollen, eine Durchfahrt nach der Behringsstrafse von Osten her aufzufinden. Statt dessen hat sie beschlossen, das Meer um Spitzbergen neuerdings gründlich untersuchen zu lassen und der muthige *Parry* ist abermals mit dieser wichtigen Unternehmung beauftragt worden. Er hat bereits am 25. März 1827 die Reise dahin auf dem Schiffe *Hekla* angetreten. Seine Begleiter sind unter andern die Lieutenants *Rofs*, *Forster* und *Crozier*. Er sollte zu Ende Mai Spitzbergen bei *Cloven-Cliff*, unter 79° 52′ Breite erreicht haben. Von hier an

wollte *Parry* unmittelbar nach dem nur noch um 10° oder 150 geographische Meilen entfernten Pole vordringen und zwar auf zwei Booten, welche so gebaut sind, dafs sie im Nothfall, wenn nämlich grofse Eisflächen oder mit Schnee bedecktes Land die Wasserfahrt unterbrechen, zugleich als Schlitten gebraucht werden können. Um diese Schlitten zu ziehen, hat *Parry* von den Orkney-Inseln einige kleine Pferde mitgenommen. *) Jedes von den Booten sollte mit zwei Offizieren und zehn Mann ausgerüstet werden, und Lebensmittel auf 92 Tage enthalten. Soviel Zeit glaubt nämlich *Parry*, die Tagreise im Durchschnitt zu 13 engl. Meilen gerechnet, zur Hin- und Rückreise nöthig zu haben. Nach andern Nachrichten hiefs es, er wolle zum Ziehen der Schlittenboote Hunde oder Rennthiere nehmen, welche leicht zu ernähren sind, und im Fall, dafs es der Mannschaft selbst an Lebensmitteln zu

*) Auch *Lyon* hatte solche Pferde auf seiner Reise nach der *Hudsons-Bay* bei sich, um sie später bei der Landreise zu gebrauchen. S. den Jahrg. 1826, S. 394.

D. H.

gebrochen anfinge, geschlachtet werden können. Überhaupt dürfte ein allenfallsiger Mangel an Mundvorrath die Hauptschwierigkeit seyn, mit welcher die Expedition zu kämpfen haben würde. Von übrigen Gefahren schien *Parry* wenig zu fürchten. Die Temperatur der Polargegenden ist keineswegs unangenehm. Die Sonne bleibt im Sommer beständig über dem Horizont, und die englischen Seeleute haben auf ihren Reisen in dem Polarmeere stets der besten Gesundheit genossen. Das offene Meer wird ohne Zweifel ruhig seyn. *Parry* hofft bis zu Ende August wieder in *Spitzbergen* und um die Mitte Oktober in *England* einzutreffen. Während der Reise nach dem Pole soll die auf *Spitzbergen* zurückbleibende Abtheilung der Expedition auch nicht müfsig seyn. Sie wird Pendel-, Barometer- und Thermometer-Beobachtungen anstellen, auf die Erscheinungen des Magnetismus und des Nordlichts, so wie überhaupt auf Alles, was sich in einem dem Pole so nahe liegenden Lande Merkwürdiges darbieten dürfte, aufmerksam seyn. Von der noch sehr unvollkommen bekannten Ostküste Spitzbergens wird eine Karte aufgenommen werden. Vielleicht wird man hier gute Stationen für den Walfischfang

entdecken, welcher an den westlichen und nördlichen Küsten ohnehin schon längst nicht mehr so einträglich ist, als vormals. Übrigens ist auf den Fall, dafs die Expedition überwintern müfste, bei der Ausrüstung der Expedition Rücksicht genommen und der *Hekla* zu dem Ende mit Lebensmitteln auf 19 Monate, so wie mit 45 Chaldrons *) Kohlen versehen worden. Aufserdem hat er doppelten Vorrath an Segeln und Segeltuch, eine Menge Masten, Bohlen, Segelstangen, Tauwerk, Geräthschaften etc. an Bord.

Was dieser Unternehmung des Cap. *Parry* wahrscheinlich sehr zu Statten kommen wird, ist die seit drei oder vier Jahren auf *Spitzbergen*, von einem zu *Hammerfest* in Norwegen ansäfsigen englischen Kaufmann Namens *Crowe*, gegründete *Niederlassung*. Sie besteht aus 25 Personen, theils Lappen, theils Normannen, welche sich mit der Jagd der dort sehr häufigen Rennthiere, Füchse, und anderer Pelz-

*) Der *Chaldron* enthält 100856 alte franz. Cubikzoll; 45 Ch. sind ungefähr 1463 N. Öst. Metzen.

D. H.

thiere beschäftigen. Ein Bruder des Hrn. *Crowe* hat die Aufsicht über die Colonie. Es sind bequeme Hütten erbaut worden. Das Klima ist gesund und seit der Zeit der Errichtung ist noch Niemand gestorben, ja selbst im Winter von 1825 bis 1826 Niemand krank gewesen. Alle Jahre geht von Hammerfest ein Schiff mit Lebensmitteln nach der neuen Niederlassung ab und bringt die unterdessen gesammelten Erträgnisse der Jagd mit zurück.

Unter den neuesten bemerkenswerthen Reisen in *Asien* dürfte diejenige, welche der Prof. *Hansteen* aus Christiania durch *Sibirien* zu unternehmen in Begriff ist, besonders wichtige Ergebnisse für die Wissenschaft liefern. Wir erwähnten dieser Reise schon im zweiten Jahrgange unseres Taschenbuches (1824, S. XLIII.), aber sie war bisher noch nicht zur Ausführung gekommen. Jetzt aber soll *Hansteen* wirklich abgereist seyn und die norwegische Ständeversammlung soll zur Unterstützung des Unternehmens jährlich 4500 Speciesthaler bewilligt haben. (*Hertha*, 1827. Mai, S. 131 der Geogr. Zeit.)

Zur Kenntniſs des *südlichen Rußlands* und insbesondere der *kaukasischen Provinzen* lieferte die 1826 in Pa-

ris erschienene Reise des französischen Consuls zu *Tiflis*, Hrn. *Gamba*, äufserst schätzbare Beiträge, vorzüglich in Beziehung auf die Handelsverhältnisse Europas mit Asien.

»Nach sechs und dreifsigjähriger Abwesenheit,« schrieb man im Frühling 1827 aus *Rom*, »ist unser edler Mitbürger, *Onorato Martucci*, wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Er hat ganz Asien durchwandert und sich mehre Jahre in *China* aufgehalten. Dieser gelehrte und rastlose Reisende hat eine ungeheure Sammlung der kostbarsten Schätze mitgebracht. Er hat angefangen, dem Herausgeber des *Giornale arcadico* einige Notizen über *China* mitzutheilen, dessen Bevölkerung nach der letzten Zählung von 1818 auf 148 Millionen Seelen angegeben wird. (*Hertha*, Maiheft, 1827. S. 131.)

Das Pariser *Journal des Voyages* theilte im Aprilheft 1826 die Übersetzung einer holländischen Handschrift mit, welche einen Hrn. *Titzing*, gewesenen holländischen Gesandten in China und Oberaufseher der holländischen Factorei in *Nangasaki* (in Japan), zum Verfasser hat. Sie beschreibt Tag für Tag alles Merkwürdige, was *Titzing* während seines Aufenthalts in *Jeddo*, der Hauptstadt von

Japan, vom 25. März (das Jahr ist nicht angegeben) bis zum 14. April, erlebte und beobachtete. Eine besonders auffallende Thatsache darin ist, dafs während dieser zwanzig Tage es in Jeddo zwei und zwanzig Feuersbrünste gab.

Über das Reich *Siam* haben wir in Kurzem neue Nachrichten aus den Papieren des Capitän *Burney* zu erwarten, welcher von der englisch-ostindischen Compagnie als Gesandter an den Hof des Königs von Siam geschickt worden ist und im Namen der Compagnie einen Handelsvertrag mit demselben abgeschlossen hat.

Das *Bull. univ.* enthält im Septemberheft 1826, S. 79 das Tagebuch einer Reise nach den nördlichen Häfen der Insel *Sumatra*, welche der zu *Sebolga* sefshafte englische Missionär im Jahre 1823 unternommen hat. Ebendaselbst, S. 81, befinden sich Auszüge aus Briefen des am 8. Dezemb. 1824 verstorbenen niederländischen Naturforschers *Van Haseelt*, über eine Reise nach dem westlichen Ende von *Java*.

Im Winter 1826 — 1827 kehrte ein anderer niederländischer Naturforscher, Dr. *Blume*, ein Schüler des berühmten *Brugmann*, wieder in sein Vaterland heim, nachdem er sich neun Jahre auf der Insel *Java* aufgehalten hatte. Er

brachte eine unmeſsliche Sammlung von Naturalien aus allen drei Reichen, besonders aber von Pflanzen mit, worunter eine Menge ganz neuer sind. Bereits vor seiner Abreise nach *Europa* liefs er zu *Batavia* eine Probe davon, unter dem Titel: »Allgemeine Übersicht der Botanik auf Java«, erscheinen, welche ganz geeignet ist, die Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen darzuthun.

Aus *Neu-Süd-Wallis* erfuhr man, dafs die HH. *Florence* und *Rümker*, (der Letztere ein geborner Teutscher und seit 1821 Astronom zu *Paramatta* bei *Sidney*) in Begriff waren, zu Ende August 1826 nach den Ebenen von *Liverpool* abzureisen und daselbst im Auftrag der Regierung einen oder mehre Meridiangrade zu messen.

Nach den letzten Nachrichten in öffentlichen Blättern ist im *Western-Hafen* (oder *Port Western*, s. den vorigen Jahrg. S. XLVI und ff.), an der Südküste Neu-Hollands, eine neue Niederlassung errichtet worden. Über die 1824 gegründete Colonie an der Nordküste folgt weiter unten ein besonderer Aufsatz aus *King's* Reise.

Von der neuen Reise, welche der französische Capitän *Durville (d' Urville)* auf dem Schiffe *Astrolabe* nach

den australischen Gewässern im Jahr 1826 unternommen hat, ist schon im vorigen Jahrgang, S. LI. die Rede gewesen. Im Frühlinge 1827 liefen in Frankreich Briefe von den ihn begleitenden Naturforschern *Quoy* und *Gaimard*, aus *Port-Jackson*, vom 4. Dezbr. 1826 ein, woraus man ersieht, dafs die Reisenden glücklich daselbst angekommen sind und unterwegs schon schätzbare Beobachtungen und Sammlungen gemacht haben. Man findet diese Schreiben im *Bull. univ.* Maiheft, 1827, S. 238, und in den *Nouv. Ann. des Voy.*, Maiheft, 1827, S. 284 und ff.

Im *Grofsen Weltmeere* wurden 1825 und 1826 mehre neue Inseln entdeckt. Die k. niederländische Kriegsschaluppe, *der Pollux*, unter Cap. *Eeg*, entdeckte am 14. Juli 1825 eine derselben unter 7° 10′ südl. Br. und 177° 35′ 16″ östl. Länge von Greenwich; sie hatte ein lachendes und fruchtbares Ansehen und war bewohnt; es fanden sich an 300 Eingeborne an der Küste ein. Cap. *Eeg* nannte sie die *Niederländische Insel*. Der englische Cap. *Philipps*, Commandant des Schiffes *La Valetta*, mit welchem er Schiffbruch litt, entdeckte unter 21° südl. Br. und 143° östl. L. von Gr. eine unbewohnte

Korallen-Insel. Von dem nordamerikanischen Fahrzeuge, *Lopez*, welches sich (wahrscheinlich 1826) im Grofsen Weltmeere um des Walfischfanges willen aufhielt, wurden entdeckt: die Gruppe der *Starbuck-Inseln*, unter der Linie und 173° 30′ östl. L. (es ist nicht angegeben, von welchem Meridian), die Insel *Lopez*, unter 6° 7′ südl. Br. u. 177° 40′ östl. L.; die (bewohnte) Insel *Tracy*, unter 7° 30′ südl. Br. und 178° 45′ östl. L.; *Oeno*, unter 23° 57′ südl. Br., u. 131° 5′ westl. L.; *New-Nantucket*, unter 11′ nördl. Br. und 176° 20′ westl. L.; und *Granger* unter 18° 53′ nördl. Br. und 146° 14′ östl. L. (*Nouv. Ann.*, April 1827, S. 142.)

Der Rückkehr des *französischen* Seefahrers *Baron v. Bougainville*, von seiner in den Jahren 1824 bis 1826 unternommenen Reise um die Welt, gedachten wir schon im vorigen Jahrgange, S. LV. Aus dem am 9. Septbr. 1826 dem Seeminister darüber abgestatteten Berichte des Viceadmirals *de Rosilly* ersieht man, wie gewinnvoll diese Reise für die Erdkunde gewesen ist. *Bougainville* hat zuvörderst auf der Fahrt nach *Bourbon* die Lage mehrer Inseln im *südatlantischen Ocean* berichtigt. Auf der Über-

fahrt von Bourbon nach *Pondichéry* wurden die *Maldiven* der Gegenstand einer sorgfältigen Arbeit. In der *Straſse von Malakka* bestimmt man eine Menge Küstenpunkte etc. etc. Von den *Anambas-Inseln* kannte man bisher nur das Daseyn der Küsten einiger Inseln im Norden dieser Gruppe. *Bougainville's* hier angestellte Untersuchungen können als neue Entdeckungen betrachtet werden; er fand die Gruppe viel ausgedehnter als man bisher geglaubt hat. Nicht minder merkwürdige Beobachtungen wurden auf der Fahrt nach *Neu-Südwallis*, und später auf der Reise nach dem Innern des Landes, von *Sidney* aus, gemacht. Auf keiner der frühern Reisen französischer Seefahrer sind übrigens die chronometrischen Längen so oft durch Mondsabstände geprüft worden, als auf dieser des Bar. v. *Bougainville*. Die Resultate dieser Beobachtungen werden dazu dienen, die Länge einer beträchtlichen Menge von Punkten zu berichtigen. (*Hertha*, 1827, März, S. 94.)

Die neue *russische* Expedition, welche aus den beiden Schiffen der kaiserlichen Marine, *Moller* und *Seniavin*, besteht und von den Capitäns *Stankowitsch* und *Litke*

(demselben, welcher in den Jahren 1821 — 1823 das Polarmeer untersucht und *Nowaja Semlja* aufgenommen hat, s. den Jahrgang 1825, S. XXXV.) befehligt wird, traf zu Ende des Jahres 1826 in *Portsmouth* ein. Ihr Zweck ist, die zu *Rufsland* gehörigen Küsten der Länder am *Grofsen Weltmeer* genau zu untersuchen. Insbesondere soll der *Moller* die *Nordwestküsten Amerikas* und die *Aleutischen Inseln*, der *Seniavin* aber die *Ostküste Asiens*, die *Behrings-Strafse*, das Meer von *Ochotzk*, die *Carolinen* etc. durchforschen. Zur ganzen Reise werden vier Jahre erfoderlich seyn.

I.

# Chili. *)

*Chili* (oder *Chile*) heifst derjenige Theil des westlichen Süd-Amerika, welcher sich von 23° bis 45° südlicher Breite erstreckt und westlich vom Grofsen Weltmeere, östlich vom Andes-Gebirge und den La Plata-Staaten begränzt wird. Der Flächeninhalt wird zu 8 bis 10000 geographische Geviertmeilen angegeben. Streng genommen mufs jedoch das südlich vom Flusse

*) Nach *Basil Hall* (Bran's Ethnogr. Archiv, XXV. Bd. 2. Heft.), *Mifs Graham* (Bran's Miscellen, 1825, V. und VI. Heft), *Stevenson* (Narrative of 20 years Residence in South-America, I. und III. Vol.), *Caldcleugh* (Travels in South-America, I. und II. Vol.), *Schmidtmayer* (s. Quarterly Review, Nr. LX.) und *Mathison* (Narr. of a Visit to Brazil, Chile etc.) D. H.

*Biobio* (etwa 37° Breite) liegende Land hievon abgerechnet werden, indem dieses von den wilden *Araucanern* bewohnt wird, welche sich weder der ehemaligen spanischen Regierung, noch der Macht des neuen Staates von Chili unterworfen haben, sondern ein unabhängiges Volk bilden.

Die Oberfläche des Landes besteht aus einer schmalen Küsten-Terrasse und dem Andes-Gebirge, dessen höchste Punkte (18 bis 19000 Fufs über dem Meere) mit ewigem Schnee bedeckt sind. Der Boden ist sehr vulkanisch. Man zählt an sechzehn Vulkane, von denen sich, etwa unter 38° Breite, in einem Raume von 21 Meilen nicht weniger als fünf neben einander befinden. Die bekanntesten sind von Norden nach Süden, der von *Copiapo*, *Coquimbo*, *Limari*, *Chuapa*, *Ligua*, *Santiago*, *Maypo*, *Tucapel*, *Villarica* u. a. m. Daher gehören auch die Erdbeben unter die gar nicht seltenen Erscheinungen, und die Einwohner sind damit so vertraut, dafs sie, sobald der erste Schrecken vorüber ist, fröhlich wieder zu dem unterbrochenen Spiel oder Tanz zurückkehren. Auch ist ihr Gefühl für Erderschütterungen so geübt, dafs sie die leiseste Bewegung dieser Art, von welcher der Fremde nicht das Mindeste spürt, augenblicklich wahrnehmen und sogleich aus den Wohnungen ins Freie hinauslaufen. Manche dieser Erdbeben verursachen grofsen Schaden. *Basil Hall* sah im November 1821 noch die Spuren der fürchterlichen Zerstörung, welche die Stadt *Copiapo*, im April 1819 erlitten hatte. Auf dem Markte waren das Haus, worin er

wohnte, und eine kleine Kapelle die einzigen Gebäude, welche das Erdbeben nicht völlig zu Grunde gerichtet hatte. » Die Wände lagen in allen Richtungen, sagt *Hall*, einige einwärts, andere auswärts; man sah, dafs die grofse Zerstörung das Werk eines Augenblicks gewesen war. « Nach der Erzählung verständiger Zeugen des Unglücks begann das Erdbeben am 3. April und dauerte bis zum folgenden Tage unter abwechselnden Stöfsen fort. Das Merkwürdigste in der Erinnerung aller Einwohner war, dafs bei dem einen Stofse alle Menschen auf dem Markte niedergeworfen und durch die wellenförmige Bewegung des Bodens nach der Hauptkirche hin gerollt wurden. Doch stürzte diese Kirche selbst erst am 14. April zusammen. In diesem schreckenvollen Augenblicke floh die ganze Bevölkerung der Stadt auf die nahen Hügel. Nur einige Wenige blieben zurück und darunter ein Teutscher, welcher alle Erscheinungen dieses Erdbebens genau aufschrieb und zugleich, um den Muth nicht zu verlieren, nach seiner eigenen Erzählung, starken Branntwein trank. Noch ganze sechs Monate nach dieser furchtbaren Naturbegebenheit blieb der Erdboden unruhig und das von Zeit zu Zeit ertönende unterirdische Geräusch erhielt die Einwohner Copiapos in fortwährender Angst.

Auch Mad. *Graham* erlebte am 20. November 1822 in *Quintero* ein heftiges Erdbeben. Die Gebäude wurden ihrer Dächer beraubt und die Mauern gespalten. Das Meer trat weit von den Ufern zurück und es wurde dadurch manche Klippe sichtbar,

die man früher nicht wahrgenommen hatte. Auch das volkreiche *Quillota* und *Valparaiso* litten viel bei diesem Erdbeben. Die Stöfse erneuerten sich täglich bis zum 28. Dezember, und richteten wiederholte Verwüstungen an. Nach *Caldcleugh**) wurde dieses Erdbeben längs der ganzen Ausdehnung Chilis, von *Valdivia* in Süden bis *Copiapo*, also auf einer Strecke von fast 200 teutschen Meilen empfunden. Mehre Dörfer wurden gänzlich zerstört und in *Valparaiso* verloren an 200 Menschen das Leben. Die Vulkane von *Chinal* und *Ranco*, in der Nachbarschaft von *Valdivia*, erlitten bei dieser Gelegenheit heftige Ausbrüche. Der eigentliche vulkanische Boden scheint sich nur in der Hauptkette der Anden und am westlichen Abfalle derselben zu befinden; auf dem östlichen Abhange und in den Pampas weifs man nichts von Erdbeben.

Der schmale Landstrich zwischen dem Gebirge und dem Meere wird, wie in *Peru*, von einer Menge Thälern und Schluchten durchschnitten, welche in frühern Zeiten von den aus dem Gebirge herabkommenden Strömen gebildet worden, jetzt aber bei weitem nicht alle mehr mit Wasser versehen sind. Der Boden ist aufgeschwemmtes Land, ein harter Lehm mit einer Menge grofser und kleiner Geschiebe, aber wo er gehörig bewässert werden kann, äufserst fruchtbar. Viele dieser Thäler

---

*) II. Vol. p. 46.

sind in frühern Zeiten Landseen gewesen, aus welchen sich das Wasser späterhin einen Durchbruch nach dem Meere zu gebahnt hat. Übrigens ist der Acker- und Gartenbau gänzlich auf diese Thäler beschränkt. Von den kleinen Küstenflüssen, die sie durchströmen, ist, obwohl sie zur Regenzeit im Gebirge heftig anschwellen, kein einziger schiffbar und selbst an ihren Mündungen bilden sie so kleine Buchten, dafs kaum ein Fahrzeug sicher daselbst vor Anker gehen kann.

Aufser diesen kleinen Flüssen gibt es noch einige *Landseen* von nicht unbeträchtlicher Gröfse, besonders im südlichen Theile von *Chili*. Am bekanntesten und besuchtesten ist der See von *Aculeo*, etwa 4 teutsche Meilen von der Hauptstadt *Santiago*. Er hat mehre Inseln, auf welchen jedoch keine Bäume wachsen. Aber die umliegende Gebirgsgegend ist wunderschön, und reich mit malerischen Waldungen und Landhäusern geschmückt. Nach Mad. *Graham* hat der See Aculeo viel Ähnlichkeit mit dem *Lago maggiore* in Oberitalien. Nur ein einsames Fischerhäuschen auf einer Insel zeigt, dafs hier Menschen wohnen. Eine Menge Schwäne und andere Wasservögel beleben die Oberfläche des Sees und in der Luft schweben Adler und Reiher. Die Fischerei in diesem Gewässer bildet das Haupteinkommen der Familie La Raynas, auf deren Grund und Boden er liegt.

Wie der vulkanische Boden erwarten läfst, fehlt es auch nicht an kalten und heissen *Mineralquellen* in Chili. Am be-

kanntesten sind die kalten Bäder zu *Valdivia*, und die warmen Quellen zu *Colina*, etwas über 2 Meilen nördlich von der Hauptstadt. Die Temperatur der Letztern beträgt nach *Caldcleugh* 85° Fahr. Sie werden in der schönen Jahreszeit von den ersten Familien des Landes besucht.

Ein grofser natürlicher Vortheil für Chili ist die weite Ausdehnung seiner Küste. Die Reichthümer der ganzen Gebirgskette im Innern und des zwischenliegenden Landes können mit grosser Leichtigkeit und in kurzer Zeit nach der Küste geschafft und von hier mittelst der Schiffahrt weiter verführt werden. Den Hafen von *Valparaiso* haben wir schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs, S. 185 u. ff. beschrieben. Noch vorzüglicher ist der von *Coquimbo*, unter 29° 58′ 57″ Breite (nach *Hall*); auch der von *Concepcion*, eigentlich *Talcahuana*, etwa 46 Meilen südlich von Valparaiso, wird von fremden Handelsschiffen stark besucht.

Bis zum Jahre 1822 gab es in Chili nur zwei *Landstrafsen*, welche regelmäfsig und bequem angelegt waren, die von der Hauptstadt nach *Valparaiso* und die über *Uspallata* und den Andeskamm nach den La Plata-Staaten. Sie scheinen ursprünglich Flufsbetten gewesen zu seyn, und die Mauthen davon bringen der Regierung jährlich an 4000 Piaster ein. Von einer dritten Strafse, die man auf den Karten von *Santiago* nach *Concepcion* verzeichnet findet, erwähnt *Caldcleugh* nichts.

Alle Reisende, die in Chili waren, sind entzückt von dem herrlichen *Klima* dieses Landes. Man nennt Chili das *südame-*

*rikanische Italien.* Die Wärme ist in den niedrigern Gegenden das ganze Jahr hindurch sehr gemäfsigt, und die Sommerhitze wird sowohl durch die von den Anden kommenden Landwinde als durch die kühlen Seewinde beträchtlich vermindert. Der Sommer beginnt im Monat Dezember und Regengüsse sind während dieser Jahreszeit selten, desto häufiger fällt der Thau. Der Himmel ist anhaltend wolkenlos und die Seiten der Strafsen werden durch die Benennungen Sonnen- und Schattenseite unterschieden. *Caldcleugh* bemerkte, dafs das Fahrenheitsche Thermometer im Herbste selten über 76° im Schatten stieg. Im Winter erhält es sich gröfstentheils über dem Gefrierpunkte; nur in den Morgenstunden und Vormittagsstunden herrscht zuweilen eine empfindliche Kälte. Schnee ist, mit Ausnahme der Hochgebirge, seit Menschengedenken keiner gefallen. Die herrschenden Winde kommen von den Pampas, aus Südosten, und sind daher sehr trocken. Im Winter giebt es heftige Nordwinde, welche starken Regen bringen und den Schiffen an der Küste zuweilen Schaden zufügen. Stürme und Gewitter sind äufserst seltene Erscheinungen. Es läfst sich denken, dafs bei dem fast immerwährenden Frühjahre und der reinen Luft der Gesundheitszustand der Einwohner sehr günstig seyn müsse.

Der fruchtbare Boden Chilis ist bis jetzt noch lange nicht so benützt worden, als er es seyn könnte. Alle Erzeugnisse eines gemäfsigten Klimas werden hier von der Natur in gröfster Fülle und Vollkommenheit hervorgebracht. Chili ist bekanntlich

das eigentliche Vaterland der Kartoffeln, und es giebt hier eine Menge Abarten dieses Gewächses, welche man in Europa noch gar nicht kennt. Auch die europäischen Getreidearten und Gemüse, besonders Bohnen, gedeihen hier vortrefflich. Die Wälder sind reich an schönen Cedern und Eichen. Aufserdem findet man in Chili unsere europäischen Südfrüchte, Wein, alle Arten von Obst, Flachs, Tabak etc. Die fruchtbarste Gegend ist die von *Concepcion*, wo es einen Überflufs an Wein, Öl, Waizen, fetten Triften und schönen Hochwäldern giebt.

Sehr gut gedeihen die durch die Spanier hierher verpflanzten Hausthiere. Pferde sind so häufig, dafs der ärmste Mann sich eines halten kann und dafs selbst Bettler vom Pferde herab um ihr Almosen bitten. Besonders grofs ist der Reichthum des Landes an nützlichen Mineralien. Es hat einige hundert Kupfer-Bergwerke und führt jährlich über 6 Millionen Pfund Kupfer aus. Das meiste geht nach Calcutta, einiges nach China, Nord-Amerika und Europa. Die Silber-Ausfuhr beträgt jährlich 20000 Mark. Auch fehlt es nicht an Eisen, Blei und Quecksilber; Gold wird nach *Hall* nur wenig gewonnen, *) nach *Caldcleugh* **) aber ist Chili an diesem Metall reicher als an Silber.

Die geringe Bevölkerung Chilis zeigt, auf welcher niedrigen Stufe von Ausbildung dieser Staat sich noch befindet. Die wahre

*) *Basil Hall*, a. a. O. S. 264.

**) Vol. I. p. 351.

Gröfse der Einwohnerzahl wird indefs sehr verschieden angegeben. Wenn sie *Hassel* *) mit Inbegriff der Neger auf 320000 Seelen (80000 Weifse und 240000 Neger) und *Caldcleugh* gar zu mehr als 600000 annimmt, so glaubt *Schmidtmayer*, einer der neuesten Reisenden, dafs sie nicht viel über 250000 Seelen zusammen betragen möge. Hierbei sind jedoch die Indianer nicht mit gerechnet, deren Zahl sich etwa auf ½ Million belaufen mag. In den Städten und Hafenplätzen haben sich, besonders in der neuern Zeit, um des Handels willen, mehre Europäer niedergelassen. **)

---

*) *Neue Allgemeine Geographische Ephemeriden* etc. XVII. Bd. 6. Stück, S. 186.

D. H.

**) Nach *Miers* Travels in Chile and la Plata etc. II. Vol. London, 1826; (einem Werke, das wir erst erhielten, als der obige Aufsatz bereits vollendet war und der Druckerei übergeben werden mufste, daher wir blofs Einiges in Anmerkungen beifügen und ein Paar Steintafeln daraus mittheilen können) beträgt die Bevölkerung der verschiedenen Provinzen Chilis: *Copiapo* 10000 Einwohner, *Coquimbo* 20000, *Quillota* 40000, *Aconcagua* 60000, *Santiago* 90000, *Melipilli* 20000, *Rancagua* 70000, *Colchagua* 80000, *Maule* 50000, *Chillan* 30000, *Itata* 20000, *Rere* 30000, *Puchaquay* (anderwärts schreibt der Verfasser *Puchacal*) 40000; zusammen 560000 Einwohner, ohne die Indier.

Die Einwohner Chilis beschäftigen sich hauptsächlich mit Acker-, Garten- und Bergbau. Manufakturen und Fabriken sind noch in ihrer Kindheit und auch zu ausgebreiteten Handelsunternehmungen fehlt es den Einwohnern an Kapital und Unternehmungsgeist.

Der Ackerbau bedarf unter diesem schönen Himmel wenig Anstrengung und Aufmerksamkeit. Wenn der Boden von Bäumen und Strauchwerk gereinigt ist, fährt der Pflug ein paar Mal darüber hin. Die Säezeit ist im Juni und das Getreide wird im Dezember geschnitten. Im Innern bestehen die Einfriedigungen der Landgüter aus Baumzweigen, in der Nachbarschaft der Städte aus Erdwänden, welche sich bald mit Pflanzenwuchs überziehen, und dann sehr fest werden. Als *Caldcleugh* in Chili war (1822), galt die Fanega (etwa 1½ Wiener Metzen) 2½ Piaster, welcher Preis jedoch, wie die Landwirthe versicherten, nicht die Erzeugungskosten wieder erstatte. Freilich war in den letzten Kriegsjahren der fremde Verkehr, besonders mit Peru, wohin sonst alles Getreide ging, vielfältig gehemmt. Auf mehren Langütern (sie liegen meist in den fruchtbaren Thälern) wird starke Viehzucht getrieben. Im Sommer und Herbste, wo das Vieh am fettesten ist, schlachtet man es, um *Dörrfleisch* zu bereiten. Dieses geschieht, indem man, nachdem alle Knochen sorgfältig abgesondert worden, das Fleisch in lange, schmale Streifen schneidet und diese unter einem Dache, wo die Luft gehörigen Zug hat, aufhängt. Sobald es die meiste Feuchtigkeit verlore-

hat und schwarz geworden ist, dörrt man die Streifen vollends an der Sonne und bewahrt es dann in einem aus ledernen Riemen geflochtenen Netzwerk auf. Dieses Dörrfleisch ist nicht nur die Hauptnahrung des Chilesen, besonders auf seinen Reisen ins Innere des Landes, sondern es wird auch eine beträchtliche Menge davon an die Fremden verkauft. *Caldcleugh* erklärt es für zarter und wohlschmeckender als die *Carne secca* der Brasilier.

Hornvieh und Pferde weiden in der Wildnifs und die einzelnen Stücke werden, wenn man ihrer bedarf, wie in Buenos-Ayres *) mit der Schlinge (dem *Lasso*) eingefangen. Die Geschicklichkeit der Schlingenwerfer (*Guassos*) ist so grofs, dafs sie nicht allein sicher sind, das gewählte Thier überhaupt einzufangen, sondern dafs sie auch mit der Schlinge jedes beliebige Glied, die Hörner, den Nacken, zwei, drei oder alle vier Beine zu fesseln vermögen. Aber schon von Jugend auf mufs diese Fertigkeit erworben werden. Der Knabe übt sich zuerst an Katzen und Hunden und geht dann weiter zu gröfsern Thieren über.

Zum Einfangen eines wilden Stiers sind zwei gewandte Reiter erfoderlich. Indem sie die aufgewickelte Schlinge, die an

---

*) Mit welcher Geschicklichkeit sich die *Gautschos* der Schlinge bedienen, ist im 3. Jahrgange dieses Taschenbuches, S. 132 u. ff. erzählt worden. D. H.

40 bis 50 Fuſs lang ist, in Bereitschaft halten, jagen sie im Galopp davon und schwingen die Schlinge über ihrem Haupte. Der Reiter, welcher den Stier erreicht, zielt nach seinen Hörnern. Sobald er merkt, daſs die Schlinge gefaſst hat, läſst er sein Pferd still stehen und dreht es im Halbzirkel, indeſs der Stier seinen Lauf fortsetzt, bis sich der ganze Riemen von der Hand des Guasso abgewickelt hat. Das Pferd weiſs schon aus Erfahrung, was nun vorgehen wird, und erwartet zitternd das Zerren und Reiſsen des Stieres, so wie er sich festgehalten fühlt. Wenn das Pferd sich nicht auf die Seite oder rückwärts beugte, so würde es unfehlbar mit fortgerissen werden. Dieſs dauert indeſs nur wenige Secunden. Der andere Reiter kommt sogleich zu Hilfe und wirft auch seine Schlinge dem Stier über die Hörner, der über seinen Fall erschrocken, anfangs sich zu Boden wirft, von den Reitern aber bald wieder auf die Beine gebracht wird. Soll der Stier bloſs um der Haut und des Talges willen getödtet werden, so steigt einer von den Reitern ab, schneidet ihm zuerst die hintern Sehnen mit seinem langen Gürtelmesser ab und tödtet ihn dann völlig durch einen tiefen Schnitt in den Nacken, auf welchen das Thier, wegen Verletzung des Rückenmarks, augenblicklich zu Boden fällt. Am meisten muſs man die Art bewundern, wie das Pferd, nach dem Absteigen des Reiters, dafür sorgt, daſs der Knoten nicht losläſst und der Stier sich nicht freimacht, welches bei den heftigen Anstrengungen

Zu Sommers Taschenbuch 1828. C. Debler sc.

SARDINISCHE NATIONALTRACHTEN.

und Sprüngen dieses Thieres in der That keine leichte Sache ist. *)

Obschon der Weinbau überall in Chili mit dem besten Erfolge betrieben wird, so ist doch der Wein von sehr verschiedener Güte. Die beste Sorte wächst bei *Concepcion* und heifst *Vino de penco* **); sie kommt dem Malaga sehr nahe. Feigen und Ölbeeren (Oliven) werden im Überfluſs gezogen und sind von vortrefflichstem Geschmack. Dasselbe gilt von den Pfirschen, Melonen und Erdbeeren. Aus einer groſsen Palmenart gewinnt man den *Palmenhonig* (Miel de Palma); er hat eine dunkle Farbe, ungefähr wie mit Wasser verdünnter Syrup (Molasse). Wie man aus der Rinde des Quillai-Baumes einen seifenartigen Stoff zum Waschen gewinnt, ist im vorigen Jahrgange, bei *Valparaiso*, (S. 195) beschrieben worden.

Die Küstengegenden haben einen Überfluſs an den vortrefflichsten Seefischen, worunter der Stint und der Congrio, dessen Fleisch dem des Lachses ähnlich ist, besonders geschätzt werden.

Neben dem Acker- und Gartenbau liefern die *Bergwerke* das meiste Einkommen. Nach den zum Theil noch bestehenden alten spanischen Einrichtungen unterscheidet man bei jedem Berg-

---

*) *Basil Hall*, a. a. O. S. 210 u. ff.

D. H.

**) *Caldcleugh*, I. S. 349.

werke zwei Hauptpersonen, den Eigenthümer und den Unternehmer (Habilitador). Jener ist ein von dem Geschäft selbst wenig oder nichts verstehender, aber in der Nähe wohnender Gutsbesitzer, auf dessen Grund und Boden die Mine angelegt wird. Dieser ist gemeiniglich ein Capitalist und Handlungsherr in den Häfen *Coquimbo*, *Guasco* oder *Copiapo*, welcher das Ganze gründlich versteht und die Hoffnung hat, einen ansehnlichen Gewinn bei dem Unternehmen zu machen. Wie verkehrt es oft dabei zugeht, lehrt folgendes Beispiel, das *Basil Hall* erzählt.

Ein kleiner Gutsbesitzer hatte achtzehn Monate vorher, ehe *Hall* an Ort und Stelle kam, ein Kupfer-Bergwerk angelegt. Er besafs aufser dem Gute ein kleines Capital und befand sich wohl; aber sein Sinn trachtete nach einer gröfsern eine Meile stromaufwärts liegenden Landstelle. Um sich zum Ankaufe desselben schnell das erfoderliche Vermögen zu erwerben, legte er für eigene Rechnung ein Bergwerk an, das gute Ausbeute versprach. Er förderte auch wirklich viel Erz zu Tage, aber als er sein Geld ausgegeben hatte, fehlte ihm das Vermögen zum Bau der Schmelzöfen und zum Ankauf des Brennmaterials. Schon war er seinen Taglöhnern die Bezahlung schuldig, die Arbeit stand still und er war auf dem Punkte Bankerott zu machen. Da erbot sich ein Habilitador, ihm Credit und Geld zu verschaffen. Sie setzten fest, dafs der Habilitador vorschufsweise die Arbeiter bezahlen, kleiden und ernähren, alle Maschinen und Werkzeuge liefern, Schmelzöfen bauen, Feuerung kaufen und dem Eigen-

thümer auch die Kosten der Haushaltung bestreiten sollte. Dagegen überliefs dieser dem Habilitador alles gewonnene Kupfer für 8 Piaster den Centner, bis die Schuld getilgt seyn würde. Jedes Paar Arbeiter wurde dem Grundherrn monatlich mit 45 Piaster, nämlich 16 für Lohn und 29 für Kleidung und Lebensmittel, berechnet. Aufserdem erhielt der Obermeister (Banetero) 10 und der Untermeister (Apire) 6 Piaster. Es ward nun freilich viel Kupfer ausgebeutet, aber den Nutzen zog der Habilitador, aus dessen Schuld von 8000 Piastern der Grundherr nicht herauszukommen wufste; noch weniger sah er ein Mittel, jemals die grofse Landstelle kaufen zu können. Zum Glücke bot ein brittischer Kaufmann zu Coquimbo, der dieses Geschäft und die Redlichkeit des Eigenthümers kannte, dem Letztern an, ihm 1000 Centner Kupfer zur Befriedigung des Habilitadors und das nöthige Geld zum Ankauf des gewänschten Gutes, so wie zur Bezahlung des Arbeitslohns, unter eigner Berechnung des Grundherrn mit seinen Arbeitern, die er nun zum Theil in Gutserzeugnissen befriedigen konnte, vorzuschiessen. Dafür erhielt der Engländer das gewonnene Kupfer zu 11 Piaster den Centner. Nach 5 Monaten hatte der Grundherr schon zwei Drittel seiner ganzen Schuld, die freilich 9000 Piaster betrug, getilgt. Der Hauptgewinn des neuen Gläubigers bestand darin, dafs er bei dem thätigen Betriebe des Bergwerkes sicher darauf rechnen konnte, schnell über eine grofse Menge Kupfer verfügen zu können; ein Umstand, an welchem besonders dem unerwartet ankommenden fremden Schiffskapitän

viel gelegen seyn mufs, da dieser an der unsichern Küste niemals gern lange verweilt.

Das meiste Gold wird aus dem Flufssande durch Waschen gewonnen. Es ist sehr rein und kommt in grofsen platten Körnern vor. *Caldcleugh* vermuthet aus dem Glanze derselben, dafs dieses Metall ursprünglich in Schwefelkies enthalten gewesen seyn müsse. Ein anderer Grund dafür ist auch der Umstand, dafs man gar nicht selten ganze Lagen von Gold, mehre Zoll mächtig, antrifft, welche, da die Stücke noch scharfe Kanten haben, wahrscheinlich aus einem zerstörten Muttergestein an Ort und Stelle abgesetzt worden sind. Manche dieser Schichten sind aufserordentlich reichhaltig, und wenn der Ackerbau ausgebreiteter wäre, so würde man vermuthlich mehre dergleichen antreffen.

Der Gold*gruben* sind nur wenige. *Caldcleugh* besuchte nur eine, welche an der Strafse nach *Valparaiso* lag. Betrieb und Ausbeute waren sehr schwach. Bei *Coquimbo* sah *Hall* einige Amalgamir-Werke.

Die *Silber*-Bergwerke beschränken sich auf den Theil des Landes, welcher an die Cordilleren stöfst. Es wird seltner in Verbindung mit Blei gefunden, als in andern Ländern. Manche Erze enthalten an 80 Procent. Die Scheidung geschieht durchs Amalgamiren. Die Gruben von *Huasco* wurden bisher für die reichsten des Erdbodens gehalten. Man findet hier viel gediegenes Silber.

Die Bergwerke Chili's sind neuerlich, so wie die von Columbia und Mexico, durch englische Minen-Gesellschaften zu bearbeiten angefangen worden. Die ehemals so berühmten Silbergruben zu *Uspallata* versprechen nach den neuesten Nachrichten *) grofse Ausbeute und man hofft auch noch neue Gänge an jenem Abhange des Gebirges zu entdecken. Die Kupfer-Gruben von *S. Felipe*, 15 Meilen nördlich von *Santiago*, lieferten im Jahre 1825 an 2000 Centner. Bei *Coquimbo* waren durch einen Maulthier-Treiber zufällig Silbergänge entdeckt worden, die man bei näherer Untersuchung sehr bauwürdig gefunden hat. **)

---

*) *Columbus*, 1826. Februar-Heft, S. 188 u. ff.

**) *Miers* giebt (Travels, Vol. II. S. 377 — 457) sehr umständliche Nachrichten von dem Bergbau Chili's, glaubt aber, dafs derselbe unter den gegenwärtigen Verhältnifsen nicht bedeutende Fortschritte machen werde, indem noch immer die Bestandlosigkeit und Willkür der jetzigen Regierung den, besonders von den Engländern, auf die Bearbeitung der Gruben verwandten Capitalien, nicht hinlängliche Sicherheit gewähre. Die Ausbeute betrug:

| | 1823 | | 1824 | |
|---|---|---|---|---|
| an Gold..... | 2236 | Mark..... | 868 | Mark |
| „ Silber.... | 5870 | „ ..... | 1874 | „ |

hatte also abgenommen. Den oben angeführten günstigen Urtheilen *Basil Halls* sei nicht viel zu trauen, da dieser sie von Leuten eingezogen habe, welche dabei interessirt waren. Auch *Head*

*Steinkohlen* giebt es besonders in der Nähe von *Talcahuano*, dem Hafen von *Concepcion*. Sie liegen dicht an der Oberfläche und gehen an manchen Stellen zu Tage aus. *Hall* kaufte die Tonne (20 Centner) für 6 fl. Conventionsmünze. Da sie sehr vortrefflich und die Gruben sehr ergiebig sind: so können sie eine der Hauptquellen von Chilis Wohlstande, und bei dem stets günstigen Südwinde leicht nach allen nordwärts gelegenen Punkten der Küste verschifft werden.

Ein grofser Theil des *Salz*bedarfes von Chili wird aus eilf Quellen gewonnen, die am Andes-Gebirge, etwa unter 34° Breite, hervorbrechen. An den Küsten bereitet man viel Seesalz.

Die *Manufakturen* von Chili sind noch sehr unbedeutend. Man verarbeitet, auf eine ziemlich rohe Weise, Schaf- und Baumwolle und webt daraus das, auch in andern Theilen von Süd-Amerika als Kleidungsstück bekannte Poncho (Pontscho),

---

(Rough Notes taken during some rapid Journeys across the Pampas and among the Andes, London 1826.) urtheilt nicht günstig über den jetzigen Zustand der südamerikanischen Bergwerke, und setzt die Ursachen der grofsen Verluste aus einander, welche die englischen Minengesellschaften erlitten haben. Ich habe einen besondern Aufsatz darüber in der *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen*. Erster Jahrgang, 1827, Märzheft, S. 33 u. ff. geliefert.

D. H.

eine Art Decke oder Überwurf, mit einem Loch in der Mitte, wodurch der Kopf gesteckt wird. Mehr noch als die Creolen beschäftigen sich die *Araucaner* mit dergleichen Arbeiten. Sie machen auch Hüte und kupferne Gefäfse. Von den Töpferwaaren, welche Mad. Graham in Valparaiso verfertigen sah, ist schon im vorigen Jahrgange, S. 192, die Rede gewesen. Da in der neuesten Zeit der letzte Artikel viel schöner und wohlfeiler eingeführt wird: so dürfte die einheimische Fabrikation desselben bald aufhören. Aber die Wollenwaaren können sich erhalten, indem, nach *Caldcleugh*, die englischen Zeuge dieser Art weniger wasserdicht befunden werden.

In dem *Handel* Chili's ist seit der letzten Staatsumwälzung eine grofse Veränderung eingetreten. Unter der spanischen Regierung war bekanntlich der Verkehr mit andern seefahrenden Nationen sehr beschränkt. Chili tauschte die Erzeugnisse seiner Gold- und Silbergruben an *Buenos-Ayres* gegen Paraguay-Thee aus (nach *Caldcleugh* jährlich für 400000 Piaster), dessen Gebrauch in Süd-Amerika, wie bekannt, so häufig ist als der des chinesischen Thees in Europa. Durch die Revolution gerieth der Bergbau in Verfall, die Unruhen in den zwischenliegenden Provinzen machten die Handelsstrafse unsicher, Dr. Francia untersagte zuletzt in seinem neugeschaffenen Staat allen unmittelbaren Verkehr mit den Nachbarn, und jenes Erzeugnifs mufste nunmehr, aus Buenos-Ayres, wie *Caldcleugh* meldet, über *Montevideo* zu Schiffe um das Cap Horn nach Valparaiso

gebracht werden, wodurch es sich so vertheuert hat, dafs es nur noch von den Wohlhabendern gekauft werden kann. Mit *Peru* trieb Chili ehemals einen nicht minder lebhaften Handel. Es lieferte demselben Waizen, Hanf, Dörrfleisch, Häute und Talg, und erhielt dafür Zucker, Kaffeh, Kakao, Baumwolle und einige europäische Bequemlichkeiten. Von Zeit zu Zeit legte auch wohl ein spanisches, aus Lima nach der Heimath segelndes Schiff an den chilischen Küsten an und versah sich mit Kupfer nach Europa. Auch ward längs der ganzen Küste mit Engländern und Nord-Amerikanern ein ziemlich starker Schleichhandel getrieben. Die politischen Stürme unterbrachen ebenfalls den Verkehr mit Peru und er ist selbst in der neuesten Zeit, obschon die spanischen Armeen längst vernichtet sind, noch nicht wieder auf den alten Fufs hergestellt worden.

Die republikanischen Regierungen Chilis haben nun freilich die Häfen des Landes für die Schiffe aller seefahrenden Völker geöffnet, und obschon England diesen Staat noch nicht, wie Mexiko, Columbien und Buenos-Ayres förmlich anerkannt hat: so besteht doch bereits ein sehr lebhafter Verkehr zwischen den brittischen und chilischen Kaufleuten. Allein so grofs auch nach den schwärmerischen Versicherungen *Basil Halls* und der Mad. *Graham*, die Anzahl englischer und nordamerikanischer Schiffe seyn mag, welche jetzt die Häfen von Süd-Amerika füllen: immer bleibt es noch ungewifs, wie stark der Absatz dieser Waarensendungen ist und die neuste Handelscrisis in London

(1826) hat bewiesen, dafs aus der Überfüllung der südamerikanischen Märkte mit europäischen Waaren ungeheure Verluste hervorgegangen sind. Nach *Caldcleugh* hatte der Werth der brittischen Ausfuhr nach *Valparaiso* vom 5. Jan. 1817 bis dahin 1818 an 32000 Pfund Sterling, von 1822 bis 1823 aber schon 162850 Pf. betragen. Indefs war ein grofser Theil dieser Waaren nicht sogleich abgesetzt, sondern einstweilen nur aufgespeichert worden. Nach eben diesem Schriftsteller *) hat der unmittelbare brittische Handel mit der Westküste Süd-Amerikas seit 1822 einen sehr bedeutenden Nebenbuhler an dem ostindischen erhalten, welcher mittelst des Grofsen Weltmeeres Statt findet. Er ist zwar noch wenig befestigt und geordnet, aber dennoch trifft man bereits eine Menge ostindischer Baumwollen-Waaren und chinesischer Artikel auf dem Markte von Valparaiso. Auch Reis und Zucker kommen aus Ostindien nach Chili und der Letztere ist wohlfeiler als der von Peru. Das chilische Metall ist wieder auf den östlichen Märkten ein sehr annehmbarer Artikel und in Zeiten des Mangels könnte Ostindien und selbst Neu-Südwales leicht aus Chili mit Getreide versorgt werden.

Nach dieser allgemeinen Übersicht des Landes wenden wir uns zur Beschreibung der einzelnen Gegenden und der vornehmsten Städte und werfen dann einige Blicke in das gesellschaftliche Leben der Bewohner Chilis.

---

*) Vol. I. p. 358.

*Stevenson* *) und *Hall* **) machen eine sehr ungünstige Schilderung von der Gegend, durch welche der Weg aus dem Hafen *Valparaiso* nach der östlich davon, am Fuſse der Andes gelegenen Hauptstadt *Santiago* führt. Man übersteigt hinter dem nördlichen Ende der Vorstadt *Almendral* ***) die erste Gebirgsreihe und nachdem man auf einem sehr unebenen Boden etwa 7 teutsche Meilen zurückgelegt hat, betritt man die im Sommer höchst traurige Ebene von *Pennuela*. *Hall* machte die Reise zu Pferde und in Gesellschaft eines Marine-Offiziers, der hier lange gelebt hatte. An Fuhrwerk braucht man zum Fortschaffen des Gepäcks, eine Karre (Carreta) oder einen Wagen, welchen sechs bis acht kleine Ochsen ziehen. Der Waaren-Transport geschieht zum Theil noch auf dem Rücken der hier sehr vortrefflichen Maulesel. Die jetzige Straſse ist von dem Director Don *Higgins* angelegt worden. Ein Nordamerikaner, Namens *Moſs*, hat im Jahre 1820 eine Landkutschen-Fahrt (a coach) errichtet, welche wöchentlich zwei Mal zwischen beiden Städten hin und her fährt. Die Entfernung ist etwa 18 teutsche Meilen. Hall reiste gerade bei sehr groſser Sommerhitze. Das ganze Feld an der Landstraſse war wie verbrannt. Die Erde war

*) Vol. I. p. 165 u. ff.

**) A. a. O. S. 179.

***) S. den vorigen Jahrgang, S. 186.

so übermäfsig erhitzt, dafs die Strahlen davon, wie aus einem geheizten Ofen, zurückprallten. Man sah keinen Grashalm, aufser etwa im Bette eines Bergstroms, und keinen Tropfen Wasser; der Boden hatte überall weite Spalten. Kaum war hier und da ein dürftiger Baum zu sehen. Zur Regenzeit ist dieser nämliche Boden im hohen Grade morastig und mit Pfützen bedeckt. Weiterhin wird das Land wieder bergig und gewinnt, wegen des vermehrten Gras- und Baumwuchses, der sich überall in den Thälern und Schluchten zeigt, sogar ein sehr schönes Ansehen.

Mad. *Graham* *) nahm ihren Weg durch die Wälder, der kürzer ist als die gewöhnliche Landstrafse, indem sie meistens in den Betten ausgetrockneter Waldströme ritt, obwohl sie mitunter auch tiefe Gewässer übersetzen mufste. Da sie die Reise am 22. August, also nach beendigter Regenzeit, antrat, so erschien ihr die Ebene von Penuella in einem bessern Lichte als den vorhin genannten Reisenden. Sie traf hier eine Menge Espinella-, Mimosa- und andere Gewächse an, welche den herrlichsten Wohlgeruch verbreiteten. Der üppige Graswuchs verschaffte dem Rindvieh gute Weide.

Die Ebene von *Casablanca*, auf welche man nach Ersteigung der zweiten Bergreihe gelangt, ist etwa 3 Meilen lang und 3½ breit. Wahrscheinlich ist sie in frühern Zeiten ein See ge-

*) A. a. O. S. 216.

wesen. Da jedoch der Stamm der *Promaucier* in Folge der Eroberungskriege ganz vertilgt worden ist, so fehlt es an Überlieferungen in Beziehung auf diesen Punkt. Der schwere Thonboden ist spärlich mit Gras bedeckt, die einzigen Bäume sind eine beträchtliche Anzahl von Espinos. *Casablanca* ist die einzige Stadt zwischen Valparaiso und Santiago, und hat nur einen geräumigen Markt und eine grofse Strafse. An der einen Seite des Marktes steht die Kirche und an den drei andern Wirthshäuser mit hübschen Gärten; in der Mitte ist ein Platz für die Stiergefechte. Mad. *Graham* fand die Häuser und Hütten sehr reinlich und in den Gasthöfen gute Betten und guten Tisch. Das beste Wirthshaus hält ein englischer Neger. Die Zahl der Einwohner ist nach *Stevenson* etwa 2000, welche sich gröfstentheils mit Landbau beschäftigen; daher auch Casablanca ein bedeutender Markt für Landeserzeugnisse ist. *)

Der Weg führt von hier immer bergaufwärts, über die *Cuesta de Zapata* **) nach dem Städtchen *Curucavia* (oder Curucavé). Man geniefst von den Höhen einer reizenden Aussicht, sowohl nach den tiefer liegenden Thälern, Ortschaften und Landgütern, welche von schönen Baumpflanzungen und herrlichen Viehweiden umgeben sind, als auch nach der entferntern, mit

*) *Casablanca* ist im Jahre 1823 durch ein Erdbeben zerstört worden. D. H.

**) Bei *Caldcleugh Sapato*.

ewigem Schnee bedeckten Andeskette. In den Post- und Wirthshäusern ward Mad. *Graham* beinahe so gut bedient, als in Europa. Nahe bei der Poststation *Bustamente* besuchte *Caldcleugh* *), eine Goldgrube, die aber sehr arm zu seyn schien, und nur von einigen Bergleuten bearbeitet wurde. Am Fuſse der *Cuesta de Prado* **) erblickt man endlich *Santiago*, in einer weiten Ebene, 2591 englische Fuſs über dem Meere, mit der schneeigen Andeskette im Hintergrunde. Aus der Mitte der Stadt erhebt sich der Felsen *Santa Lucia*, mit einer kleinen Batterie.

*Santiago* wurde im Jahre 1541 durch den spanischen Eroberer *Pedro de Valdivia* gegründet, welcher auch der erste Statthalter von Chili war. Es liegt in dem weiten Thale des *Mapocho* oder *Maypocho* (Maypotscho), und hat in Osten die Andeskette, in Westen die Berge von *Prado* und *Poanque* (Poanke), in Norden den kleinen Fluſs von *Colina* und in Süden den Fluſs *Mapocho* oder *Topocalma*, welcher Letztere nicht nur die Stadt, sondern auch die kleinen zur Bewässerung der umliegenden Felder und Gärten dienenden Canäle (Asequias) mit Wasser versorgt.

---

*) Vol. II. p. 43.

**) Nach *Stevenson* am Fuſse der *Cuesta de Zapata*; aber er verwechselt beide Bergreihen.

D. H.

» Nichts ist « — sagt *Caldcleugh* *) — » unregelmäfsiger, aber auch nichts malerischer, als der Anblick von *Santiago*. « Die weifsen einstöckigen, viereckigen Häuser, so wie die Kirchthürme, welche aus dem dichten und dunkeln Laubwerk der Feigen- und Ölbäume hervorragen, machen auf den Fremden einen ganz ungewöhnlichen und imposanten Eindruck.

Der *Maypocho* fliefst, wie gesagt, an der Südseite durch einen Theil der Stadt. Eine Brücke von acht Bogen verbindet beide Stadttheile miteinander. Der Maypocho entspringt in der Cordillere und ist wie alle Bergströme zur Regenzeit furchtbaren Anschwellungen und im Sommer nicht selten einer gänzlichen Austrocknung unterworfen. Um die Stadt vor Überschwemmungen zu sichern, hat man an den niedrigen Stellen des Ufers einen Damm (Tajamar) errichtet, der aber nichts desto weniger von den Fluthen zuweilen durchbrochen wird, welche dann grofsen Schaden anrichten. Mittelst eines besondern Canals erhält der Maypocho während der trocknen Jahreszeit Wasser aus dem südlicher fliefsenden *Maypo*.

Alle Strafsen in *Santiago* sind schnurgerade und durchkreuzen sich rechtwinkelig, so dafs dadurch mit Inbegriff der

---

*) *Caldcleugh* kam von der Ostseite her, von *Mendoza* über die *Andes*, nach *Santiago*.

D. H.

Vorstädte an 150 Vierecke (Quadras) entstehen, weche jedoch nicht alle mit Häusern ausgefüllt sind. Die Strafsen sind reinlich und gut gepflastert, durch die meisten geht ein Wassercanal. Wegen der häufigen Erdbeben sind sie sehr breit angelegt, so dafs man sich in die Mitte derselben flüchten kann. Die aus an der Sonne getrockneten Erdziegeln gebauten Häuser sind, aus derselben Ursache, gröfstentheils nur einen Stock hoch und bilden ein Viereck mit einem Hof (Pateo) in der Mitte. Nach der Strafse zu sind sie besonders bei Wohlhabendern weifs angestrichen und zum Theil, noch nach altspanischer Sitte, abenteuerlich und geschmacklos bemalt, aber meist ohne Fenster. Die Zimmer gehen in den Hof, aus welchem eine Menge Thüren nach allen Theilen des Hauses führen. Die Dächer sind platt, meist mit Stroh gedeckt, auf welchem eine Schicht Lehm liegt, und mit einer zierlichen Brustwehr umgeben. Nach der Strafse hat ein jedes Haus eine bedeckte breite Vorhalle mit Säulen, durch welche der Haupteingang führt; an der einen Seiten sind die Stallungen für die Pferde, an der andern die Wagenschuppen. Bei manchen vornehmen Häusern steigt man aus dem Einfahrtsthore zu einem kleinen Thurme, mit Fenstern und einem Söller (Balcon) versehen. Hinter der Vorhalle liegt das Gesellschafts- und das Speisezimmer, an welches sich die übrigen anschliefsen. Nach Mad. *Graham* wird zum Speisen gemeiniglich das dunkelste, dumpfste und schlechtste gewählt. Der Tisch steht in einem Winkel, daher eine Bedienung bei der Tafel,

wie sie anderswo in Gebrauch zu seyn pflegt, hier unmöglich ist. Ehe die erste Schüssel aufgetragen wird, verschliefst man die Thüren, welche Sitte Mad. *Graham* für altspanischen Ursprungs, und aus den Zeiten der Mauren herrührend, hält. Ein zweiter Hof hinter den herrschaftlichen Zimmern mit einem fliefsenden Wasser in der Mitte führt zur Küche und den Gesindestuben. Während der heifsen Jahreszeit wird über diese Höfe ein grofses Segeltuch gespannt. Sehr häufig befindet sich hinter dem Hause noch ein gut bewässerter Garten. Er dient beim Erdbeben zum Zufluchtsorte.

In den Zimmern der gebildetern Klassen trifft man jetzt grofse Spiegel, hübsche Teppiche und gute Pianofortes. Die ehemaligen niedrigen Tische, an welchen man auf Sophas und, wie die Türken und Schneider, mit untergeschlagenen Beinen safs, sind den modernen europäischen gewichen und sowohl Herren als Damen sitzen auf ordentlichen Stühlen, welche freilich, nach Mad. *Graham*, zum Theil noch so aussehen, wie sie vor hundert Jahren in Europa Mode waren. Wahrscheinlich wird diefs Alles, durch häufigen Verkehr mit den Fremden, jetzt immer mehr verschwinden.

Die *öffentlichen Gebäude* in *Santiago* sind in einem sehr schönen Style erbaut. Man liebt besonders die dorische Ordnung. Die vornehmsten Gebäude sind der Palast des *Directors* (sonst des General-Capitäns) und die *Hauptkirche*. Sie stofsen rechtwinkelig an einander und bilden zwei Seiten des grofsen vier-

eckigen Hauptplatzes. In dem Directorats-Gebäude befinden sich auch die Wohnungen mehrer hoher Staatsbeamten und die vornehmsten Landesstellen oder Dicasterien. Es ist in seiner jetzigen Gestalt, wie eine Inschrift besagt, erst im Jahre 1818 vollendet worden. Auch ein Gefängniſs befindet sich in diesem Gebäude und hat am Eingange die Überschrift: »Haſs dem Verbrechen, aber Mitleid dem Verbrecher.« *) Die Kathedrale ist zwar ein schönes Gebäude, aber nicht ausgebaut und ohne Thurm. Die beiden andern Seiten des Platzes bestehen aus mehren mittelmäſsigen und unzusammenhangenden Gebäuden, mit Kaufläden, worin verschiedenerlei Waaren, hauptsächlich Pferdegeschirre, Ponchos, Hüte, auch Gold-, Silber- und Stahlarbeiten zum Verkauf ausgestellt sind. Übrigens ist der Handelsverkehr hier weniger lebhaft als man es für eine Hauptstadt erwarten sollte, und es herrscht im Ganzen eine ziemliche Stille auf dem Markte von Santiago, wozu auch die Seltenheit des Fuhrwerks beiträgt, indem die meisten Waaren auf Maulthieren oder Pferden herbei- und wieder fortgeschafft werden. Der Haupt-Handelsplatz ist *Valparaiso*.

Gleich hinter dem Regierungsgebäude erheben sich die Kirchthürme eines der vielen *Klöster* von Santiago, welche sehr zur Verschönerung dieser Stadt beitragen. Ungeachtet die Chi-

*) *Mathison*, S. 185.

lieſ grofse Achtung für die Religion und die Geistlichkeit haben, sind dennoch die Klöster von dem Einflusse der letzten Kriege nicht frei geblieben. Mehre sind gänzlich aufgehoben, andere wenigstens zu einem einzigen vereinigt worden. Das vormalige Jesuiten - Collegium ist jetzt das Haupt - Zollgebäude. Aus dem *Beaterio* oder der *Casa de Exercicio* *) hat man ein öffentliches Krankenhaus gemacht. Gegenwärtig giebt es noch drei Franziskaner -, zwei Dominikaner -, ein Augustiner -, und sieben Frauenklöster in Santiago. Die ganze Stadt ist in vier Pfarreien eingetheilt. Auch ist Santiago der Sitz eines Bischofs, welcher Suffragan des Erzbischofs von Lima ist.

Das *Theater* ist ein kleines, niedriges Gebäude, in der Nähe des Zollhauses, und in einem sehr erbärmlichen Zustande, so dafs man sich, wie *Mathison* bemerkt, kaum in einer kleinen englischen Landstadt damit begnügen würde. Da dieser Reisende gerade während der Fastenzeit sich zu Santiago aufhielt, so wurden nur geistliche Dramen aufgeführt. Der Director

*) Ein Haus für solche Fromme, welche, ohne gerade ein Klostergelübde abzulegen, sich blofs zuweilen, besonders in der Fastenzeit, in die Einsamkeit zurückziehen und mit frommen Übungen beschäftigen wollen. Man sehe den vorigen Jahrgang, bei *Lima*, S. 88.

D. H.

*O'Higgins* war in der Portalloge, schien aber durch seine Gegenwart dem Publikum keinen sonderlichen Zwang aufzulegen.

In der ehemaligen Jesuitenkirche hörte Mad. *Graham* eine Messe mit militärischer Musik. Ein Altargemälde war das einzige Schöne in dieser Kirche.

Die *Münze* ist ein prachtvolles, schon von den Spaniern aufgeführtes Gebäude. Im untern Stockwerk wird gearbeitet, und die beiden obern werden von den Beamten eingenommen. Die Prägung geschah, als Mad. *Graham* hier war (1822), noch auf eine sehr unbehilfliche Weise, nämlich mit dem Hammer. Die meiste Scheidemünze in Chili ist gar nicht geprägt, sondern besteht blofs aus abgehauenem Silber, worauf das Werthzeichen mit dem Hammer geschlagen wird. Man fing aber damals an, grofse Stücke Silber nach europäischer Art zu münzen. Übrigens herrschte damals noch grofser Mangel an kleiner Münze, welches das Übel nach sich zog, dafs jeder Krämer sein besonderes Papiergeld als Scheidemünze in Umlauf setzte, wodurch diese Leute beträchtlich gewannen und daher auch eine häufigere Prägung von Scheidemünze geschickt zu verhindern wufsten.

An den oben erwähnten Damm (Tajamar) des Maypocho stöfst der öffentliche *Spaziergang* (die *Alameda*). Er besteht aus einem breiten Fahrweg mit schönen Pappelalleen zu beiden Seiten für die Fufsgänger. Unter den Bäumen läuft eine Rasenbank hin, auf der die Damen ihre Tücher ausbreiten, ehe sie sich niederlassen. Man hat von dieser Alameda eine sehr schöne

Aussicht nach den hohen Schneebergen, welche gleichsam über der Stadt zu hangen scheinen, obschon sie an 10 bis 12 teutsche Meilen davon entfernt sind. Der Flufsdamm besteht aus zwei Mauern von Ziegelsteinen; der Zwischenraum ist mit Erde ausgefüllt. Oben darauf befindet sich ebenfalls ein recht angenehmer Spaziergang mit Ruhebänken an den Seiten. Der ganze Damm ist an zwei englische Meilen lang. *)

Die gewöhnlichen Spazierstunden sind im Sommer des Morgens von 7 bis 10 Uhr, und des Abends nach Sonnenuntergang. Dann sind die Strafsen, Plätze und Kaufgewölbe mit schön gekleideten Damen und Herren, Civil- und Militärpersonen, angefüllt und dieses, so wie der Trommelschlag der auf- und abziehenden Wachen oder des Zapfenstreichs, unterbricht jetzt die Stille, welche aufser diesen Stunden durch die ganze Stadt verbreitet ist. Am auffallendsten ist diese Stille während der heifsen Mittagsstunde, wo die Siesta oder Mittagsruhe gehalten wird. Man sieht dann nur selten ein menschliches Wesen auf den Strafsen, alle Kaufläden sind geschlossen und die Strafsen von London sind nach *Mathisons* Bemerkung an einem Sonntagsmorgen, während des Gottesdienstes, nicht so ruhig und verödet als Santiago während der Siesta.

Bis 1818 hatte es in Santiago, ungeachtet es die Hauptstadt Chilis war, keine *Buchdruckerei* gegeben. Auch 1822 fanden

*) *Stevenson*, 3. Bd. S. 172.

*Mathison* und Mad. *Graham* erst eine einzige daselbst, die noch überdiefs einen sehr ärmlichen Vorrath an Lettern hatte. Santiago hat keine Universität, aber eine grofse öffentliche Schule, worin 400 Knaben und Jünglinge auf öffentliche Kosten erzogen werden; auch giebt es einige Privatschulen von minderm Belang. In dem nämlichen Gebäude, wo die Druckerei ist, befindet sich eine *Lancaster-Schule*, welche mit Bewilligung und Unterstützung der Regierung von einem Engländer, Namens *Thomson*, den die zur Verbreitung des wechselseitigen Unterrichts in London bestehende Gesellschaft hieher geschickt hat, errichtet worden ist. Es gehen ungefähr 300 Schüler beiderlei Geschlechts täglich in diese Schule. Aufser derselben gibt es noch zwei andere, kleinere, eine für Knaben, die andere für Mädchen.

Die einzige öffentliche *Bibliothek* in Santiago ist die der vorhin erwähnten Erziehungs-Anstalt. Sie besteht aus mehren Tausend Bänden, die vormals zum Theil ein Eigenthum des Jesuiten-Collegiums waren, und einigen Handschriften. Einige der Letztern beziehen sich auf die frühere Geschichte des Landes und sind von grofsem Interesse. Nach Mad. *Graham* besteht die Hälfte der öffentlichen Bibliothek aus rechtswissenschaftlichen Werken. Die Büchersammlung der Augustiner fand *Caldcleugh* in einem sehr unordentlichen Zustande; sie war meist alttheologischen Inhalts. Einzelne in öffentlichen Ämtern angestellte Spanier hatten ansehnliche Privat-Bibliotheken. Im Ganzen wird, wie leicht zu erachten, in Chili wenig gelesen. Aus der Natio-

fsen indefs eine Schale Chocolade, Kraftbrühe oder Paraguay-Thee.

Am 25. August besuchte Mad. Graham ein Volksfest auf dem Platze *Chingana*. Man afs und trank, machte Musik und tanzte. Die dortigen schönen weiblichen Stimmen sangen patriotische und andere Lieder. Die Musiker safsen auf Wagen, welche mit Rohr bedeckt und vergittert waren. Vor ihnen standen auf Tischen Kuchen, Blumen und Getränke, wie denn überhaupt die Chilier viel Geld auf Blumenliebhaberei verwenden. Übrigens ist es selbst bei den Vornehmsten Mode, zu Wagen, zu Pferde und zu Fufse, ja selbst auf Karren, die Ebene von Chingana zu besuchen.

Am Abende war zu Hause wieder Tertulia, mit so vielen schönen Frauen, als sich Mad. Graham noch nie beisammen gesehen zu haben erinnerte. Die Chilierinnen sind in der Regel von mittlerer Gröfse, trefflich gewachsen, tragen sich sehr gerade, haben schöne Haare und noch schönere, bald blaue, bald schwarze, sehr geistvolle Augen, und zugleich schöne Zähne und rosige Lilienwangen. Aber in Folge des Gebirgs-Klima sind in Santiago die Kröpfe herrschend, und wenn sie auch durch das Auge nicht immer wahrgenommen werden, so wird doch das Ohr durch die kreischende und rauhe Stimme erschreckt, welche jenes Übel zu begleiten pflegt.

Nach *Caldcleugh* tanzen die jungen Damen ohne Handschuhe, sind aber bis zu dem Augenblicke, wo der Tanz an-

fängt, in Shawls eingehüllt, welche ihnen dann von den Herren höflich abgenommen, den Müttern übergeben, und nach beendigtem Tanz zurückgegeben werden. Da es wenig Equipagen gibt und die meisten Theilnehmer an dergleichen Tanzgesellschaften in der Nachbarschaft wohnen: so begeben sich alle nach beendigtem Ball, die Musiker an der Spitze, gemeinschaftlich nach Hause. Vor der Wohnung jeder einzelnen Familie hält der Zug still, nimmt Abschied von derselben, und fährt so fort, bis alle Damen von den Herren glücklich nach Hause gebracht worden sind. Bei der Schönheit der Nächte denkt man nicht immer darauf, gerade den kürzesten Weg einzuschlagen.

Musik ist eine Lieblingsbeschäftigung der Damen von Santiago und wenn man die Mangelhaftigkeit des Unterrichts erwägt: so muſs man sich in der That über die Fortschritte wundern, die darin gemacht werden. Gewöhnlich unterrichtet die Mutter die älteste Tochter auf einem alten Flügel oder Clavier (Harpsicord), welche dann später die jüngern Schwestern lehrt. In Santiago hatte sich, als *Caldcleugh* dort war, noch kein Musikmeister niedergelassen.

Die Wohnungen der niedern Volksklassen bestehen, in den Städten sowohl als auf dem Lande, aus Hütten von Holz und Rohr, die Thüren häufig aus groſsen Häuten. Die Einrichtung beschränkt sich auf eine Lagerstätte, welche oft kaum den Namen eines Bettes verdient, ein Paar Stühle und einen alten Tisch. Doch dient das Bett nur zum Gebrauch des Ältesten in der

Familie und wird nach seinem Tode von dem nächstfolgenden Ältern eingenommen, so dafs man es das Sterbelager der Familie nennen kann. Die übrigen schlafen auf der Erde auf Thierfellen. Selbst grofse Haushaltungen leben auf diese Weise in einer Hütte beisammen und Trennungen aus häuslichem Zwist sind selten. Die Nahrungsmittel sind gröfstentheils Fleischspeisen, Wassermelonen und Kürbisse (Pumpkins), mit *Aji* oder Cayenne-Pfeffer (Capsicum) stark gewürzt. *) Die Hauptgetränke sind Wasser und Chicha (Tschitscha), welche Letztere hier aus gekochtem Weinmost bereitet wird. Wein ist bei den niedrigen Volksklassen nicht beliebt und die geringern Sorten sind auch in der That nicht sehr einladend. Der Paraguay-Thee, wovon das Pfund anderthalb Piaster kostet, kann nur von den Wohlhabendern getrunken werden. Das Tabakrauchen lieben alle Klassen bis zum Übermafs. — Die Kleidung des gemeinen Volkes besteht aus dem Poncho, einem kleinen Hut und zuweilen aus einem Halstuch, dessen Zipfel hinten hinunter hangen.

Die Umgebungen von Santiago haben viel Anziehendes und sind reich an schönen Landsitzen und Belustigungsorten. Noch immer besteht eine Lieblingsunterhaltung der Stadtbewohner in

---

*) Dieses Gewürz ist überhaupt im vormals spanischen Amerika sehr beliebt. Vergl. den vorigen Jahrgang, S. 132.

D. H.

Chili darin, in guter Jahreszeit fleifsig das Land zu besuchen und im Garten oder im Schatten überhangender Felsen und grofser Bäume Paraguay-Thee zu trinken. Mad. *Graham* besuchte am 2. September das zwei teutsche Meilen von Santiago entfernte Bad *Colinas*. Der Weg führt durch die reizendsten Gegenden, welche man nur erblicken kann. Die meisten Bergbäche waren aber damals ohne Wasser und zwischen dem röthlichen Gestein erblickte man wenig Gras, desto mehr aber grünes Gebüsch, welches von der Dürre weniger leidet. Das Bad ist der Ursprung eines sehr schönen Stroms, der in einigen starken Quellen mit einer Hitze von mehr als 100° Fahr. (= 30⅞° Reaum.) hervorbricht. Das Wasser ist beständig klar und fast ohne Geruch und Geschmack. Beides soll sich indefs zeigen, wenn es einige Stunden in einer verschlofsenen Flasche aufbewahrt worden ist. Jede Hauptquelle ist durch ein Übergebäude von mehren Abtheilungen vor Regenwasser und Staub geschützt und wird frisch aufgefangen, so wie sie aus dem Felsen kommt. Die Wassermasse ist so stark, dafs, wenn sie die Badehäuser verläfst, sie mit dem Abflufse einer andern uneingefafsten Quelle den bedeutenden Bach *Colinas* bildet. Es gibt hier drei Badehäuser, jedes von 10 bis 12 Zimmern, und vor solchem eine grofse Halle für die Badenden, welche vom November bis Junius das Bad zu besuchen pflegen, um sich von Flufsbeschwerden (Rheumatismen), Gelbsucht, Skropheln und allerhand Hautkrankheiten zu heilen. Auch für die Armen giebt es hier einige Bad-

häuser. Die nahen trocknen und schattigen Wälder sind reich an Blumen. Die dortige Capelle liegt an der reizendsten Stelle, ist aber vom Juni an, wo die Kurgäste verschwinden und Alles mit Schnee umgeben ist, verschlossen,

Am 9. September unternahm Mad. Graham eine andere Lustreise nach dem Landgute des Don Justo *Salinas*. Der Weg führte über eine alte indische Brücke, welche aber nur dann benützt wird, wenn die Furth des Flusses Maypo gefährlich ist. Die Brücke besteht aus aufrecht und einander gegenüber stehenden Pfählen; den Raum zwischen denselben füllt ein Flechtwerk von ledernen Stricken; sie schwebt daher gleichsam in freier Luft und wird bei starken Fluthen, wo der Strom überhaupt gar nicht zu übersetzen ist, weggenommen. Diese altindischen auch anderwärts in Südamerika vorkommenden Lederbrücken sind als Vorbild unserer Kettenbrücken zu betrachten. Die bei Salinas bewegt sich so heftig, dass, als *Basil Hall* darüber ging, die Reiter auf den Rath des Führers abstiegen und die Pferde einzeln hinüber führten. Übrigens hatte weder Mann noch Ross an der schwankenden Brücke Gefallen.

Am südlichen Ufer des *Maypo* liegt das reiche Landgut des ehemaligen Marquis *La Rayna*, welches trefflich bewirthschaftet wird und längs der Landstrasse eine zwei engl. Meilen lange Mauer hat. Es soll jährlich an 25000 Piaster einbringen. Die beste Aufnahme fand Mad. *Graham* auf dem Landgute *Salinas*. Das Haus war folgendergestalt eingerichtet. Durch die gro-

fse Hausthür gelangte man zuerst in das vornehmste Schlafzimmer, welches in Chili gewöhnlich auch das Gesellschaftszimmer der Familie ist. An der einen Seite war ein Ankleide-Cabinet und die Kinderstube für zwei kleine Knaben; an der andern das Fremdenzimmer und das helle freundliche Speisezimmer. An der Vorderseite des Hauses liegt die Veranda und aus dieser tritt man in des Hausherrn eigene Zimmer, so wie in das Schlafzimmer für die Gäste. (Es ist in Chili nicht Sitte, dafs jede einzelne Person ihr besonderes Schlafzimmer habe.) Den Tag bringt man gemeiniglich vor dem Hause, unter der Veranda zu, weil die Luft dort kühl und die Aussicht schön ist.

Mad. *Graham* besah die landwirthschaftlichen Gebäude und die Weingärten. Der Wein wird an Pfählen gezogen, darf aber nur fünf Fufs hoch wachsen. Der Boden zwischen den Weinstöcken wird nur alle 20 bis 30 Jahre einmal umgegraben. Dann pflegt man auch die Wurzeln eine Zeitlang blofs zu legen und auszuputzen. Die Wallnufs-, Pfirschen-, Pflaumen-, Aprikosen-, Birnen- und Kirschenbäume fingen an zu blühen. Das Milchvieh war sehr schön, aber die Milchwirthschaft nichts weniger als reinlich und so schlecht, dafs sechszehn schöne Kühe wöchentlich nicht mehr als höchstens zwölf Pfund Butter liefern. Eben so unbedeutend war der Ertrag an Käse. Die Art der hiesigen Schafe ist sehr schön, hat lange Wolle und das Vliefs pflegt 3 Realen (¾ Piaster) zu gelten. Die Schur ist im Oktober. Ein Pehuenches-Schaf hatte fünf Hörner. Über der

Thüre des Schafstalles hing ein ausgestopfter junger Jaguar *), der in den dortigen Viehheerden viel Schaden anrichtet, jedoch Menschen niemals angreifen soll. Die Keller waren voll irdener Weingefäfse, welche im Boden stehen, bisweilen aber auch nur zur Hälfte eingesenkt sind. Jeder Keller enthält ungefähr sechszig solcher Fässer und jedes Fafs 25 Arobas. **) Man brennt solche aus dem Thon der nahen Hügel und zahlt vier Realen für jede Aroba Körperinhalt. Wenn der Most in Wein verwandelt werden soll, so gieſst man eine Aroba gekochten Weinsaftes zu vier Arobas Most, um die Gährung zu beschleunigen. Man sieht aber sorgfältig darauf, dafs der Weinsaft nicht völlig zum Kochen kommt, sonst theilt er dem Weine einen brenzlichen Geschmack mit. Um den Wein vollkommen zu reinigen, wird er ein Jahr lang mittelst einer gewölbten Decke von feiner Thonerde aufser Berührung mit der Luft gesetzt, und hernach zum Verkaufe in Schläuche aufgefüllt. Die Weine und die hier verfertigten Branntweine sind vortrefflich.

Das Ackerland wird nur ein Jahr zum Weizen- oder Roggenbau benützt, und dann mit Luzerne besäet, welche zwei

---

*) Wird wohl ein *Puma* oder *Kuguar* (Felis concolor) gewesen seyn. D. H.

**) 4 Arobas sind 82¼ Wiener Pfund.

D. H.

Jahre als Weide dient. Wenn die Luzernesaat versäumt wird, so bedeckt sich der Acker bald mit natürlichem Gras. Nichts liebt das Rindvieh hier mehr als eine Weide von Moschus-Geranium, welches in Chili den Namen *Alfilerilla* führt und in gewissen Jahreszeiten dem Fleische des Weideviehes einen sehr angenehmen Geschmack giebt. Eine grofse efsbare Distel ist zu Ende der dürren Jahreszeit so beliebt, dafs das Vieh die Umzäunungen durchbricht, um sie aufzusuchen. Diese nämlichen Distelköpfe werden auch als Gemüse oder Salat von den Menschen genossen. Endlich fängt man hier die Fliegen (Käfer?), welche sich vom Kuhmist nähren, und bewahrt sie wegen ihres Wohlgeruchs auf.

Eine andere reiche Besitzung des Marquis *La Rayna* ist das vier englische Meilen von *Salinas* liegende, wohlbewirthschaftete Gut *Viluca*. Der Capellan ist hier Gutsverwalter und der Besitzer hält jahraus jahrein mehre Zimmer und Gedecke an seiner Tafel für Fremde bereit, sie mögen bekannt seyn oder nicht. Die Zahl des Rindviehes bei diesem Gute ist 9000 Stück. Im Jahre 1821 wurden 2000 Stück getödtet und die Häute an einen englischen Kaufmann für 44000 Realen verkauft. Vormals nutzte man blofs die Zunge und die Rippenstücke des geschlachteten Viehes, und überliefs das andere den wilden Thieren oder warf es ins Wasser. Jetzt ist man zwar etwas wirthschaftlicher geworden, aber die Knochen, die Hörner und die Klauen werden noch immer weggeworfen. Da man seit den letzten Jahren,

des erweiterten Verbrauchs im Innern und des Absatzes an die Seefahrer wegen, mehr Getreide baut als sonst und daher mehr Land als vormals aufbricht: so fängt die Hornviehzucht an, sich etwas zu vermindern.

Nächst Santiago ist *Concepcion*, (eigentlich *Concepcion de Mocha* *)) die vornehmste Stadt in Chili. Es liegt am *Biobio*, und nach *Ulloa* unter 36° 43′ 15″ südlicher Breite und 72° 54′ westlicher Länge. Der Fluſs Biobio entspringt im Andes-Gebirge und ergieſst sich etwa eine teutsche Meile südlich von *Talcahuano* oder *Talcahuana*, dem Hafen von Concepcion, an der gleichnamigen Bai, ins Meer. Er ist für Kähne und sehr flache Fahrzeuge eine ansehnliche Strecke von der Mündung aufwärts schiffbar. An seinen Ufern, die in den letzten Kriegen der Schauplatz blutiger Schlachten gewesen sind, wächst das herrlichste Bauholz.

Concepcion ist der Sitz eines Bischofs, welcher Suffragan des Erzbischofs von Lima ist. Die Hauptkirche ist nicht vollendet, indem der Bau während der letzten Kriegsjahre unterbrochen wurde. Aufserdem giebt es noch vier Klosterkirchen, die der Franziskaner, Dominikaner, Augustiner und von La Merced, so wie ein Frauenkloster und ein Hospital der Barm-

*) Man vergleiche den Jahrgang 1826, S. 11, die Anmerkung bei *Santa Fé de Bogota*.

D. H.

herzigen Brüder. Die Bauart, der Stadt ist wie in Santiago und andern Städten dieser Küstenländer. Die Straſsen sind gerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln. An den vier Seiten des Hauptplatzes stehen die Hauptkirche mit dem bischöflichen Palaste, das Regierungsgebäude mit den Provinzial-Ämtern, die Casernen und einige andere gröſsere Gebäude.

Die Bevölkerung Concepcions ist von *La Peyrouse* und *Otto v. Kotzebue* zu 10000 Seelen angenommen worden, welcher Annahme auch *Schmidtmayer* beitritt. Unter den Einwohnern findet man einige Familien von altspanischem Adel. Der jetzige Herzog von *San Carlos*, der in den letzten Jahren spanischer Gesandter in London war, stammt nach *Stevenson* aus der zu Concepcion seſshaften Familie *Caravajales*.

Das Klima kommt mit dem des südlichen Frankreichs überein. Der Winter ist naſs, aber nicht kalt; die Sommerhitze wird durch die kühlen Süd- und Ostwinde gemäſsigt.

Die Einwohner der ganzen Provinz von Concepcion bestehen aus einigen wenigen Spaniern, weiſsen Creolen, Mestizen, einigen Sklaven von verschiedener Farbe und einer noch geringern Anzahl von Indiern, Überresten des in den Eroberungskriegen vertilgten Stammes der Promaucier. Die Sitte der Gastfreundschaft gegen Fremde herrscht unter allen Volksklassen und wird keinesweges nur auf einige Zeit beschränkt, sondern so weit getrieben, daſs, wie *Stevenson* bemerkt, der Fremde, je länger er sich aufhält, desto freundlicher und gütiger behandelt wird.

Der Boden dieser Provinz ist, wie schon oben gesagt wurde, der fruchtbarste in ganz Chili, und die Landwirthschaft blüht hier am meisten. Die Viehzucht leidet zuweilen grofsen Schaden durch die Raubthiere, worunter der *Pagi* *) sehr verheerend ist. *Stevenson* wohnte zu *Villavicencio* der Jagd eines solchen *Pagi* bei. »Als wir hier ankamen« — erzählt er — »fanden wir die Einwohner in Bereitschaft, diesen gefährlichen Feind ihrer Heerden aufzusuchen und zu vernichten. Eine Menge Hunde waren aus der Nachbarschaft zusammengebracht und einige junge Bursche hofften den Pagi mit ihren Schlingen lebendig zu fangen und dann im Orte als Schauspiel für die Damen zu hetzen. Die Jagd auf dieses Raubthier, welches seit einiger Zeit grofsen Schaden, besonders unter den Pferden angerichtet hatte, war an dem dazu bestimmten Sonntage der einzige Gegenstand aller gesellschaftlichen Gespräche. Um vier Uhr verliefsen wir das Dorf, mehr als zwanzig an der Zahl, jeder mit

---

*) S. *Stevenson* I. S. 111. Er nennt ihn auch *Chilean lion*, den *chilesischen Löwen*. Der weiter unten folgenden Beschreibung nach ist es dasselbe Thier, was in Peru *Puma* und in Mexico *Mitzli* heifst, und eine Abart von Felis concolor. Man vergleiche *Oken's Lehrbuch der Naturgeschichte*. III. Theil, 2te Abtheilung. S. 1073.

D. H.

einem Hund und einer tüchtigen Schlinge versehen. Ungefähr eine (englische) Meile vom Orte trennten wir uns und vertheilten uns nach verschiedenen Richtungen in fünf oder sechs Abtheilungen. Die Hunde wurden auf die Pferde genommen, damit der Pagi nicht Witterung von ihnen bekommen möchte. Eben so wurde jedes Geräusch vermieden und man enthielt sich selbst des Cigarren-Rauchens. Die Abtheilung, bei der ich war, bestand aus fünf Personen. Nachdem wir etwa vier Meilen geritten waren, gelangten wir zu einem kleinen Bach, wo ein junges Füllen, das wir zu diesem Zweck eigens mitgenommen hatten, an einen Baum angebunden wurde. Wir zogen uns hierauf um etwa tausend Fuſs zurück. Das Füllen fing, sobald es sich allein sah, an zu wiehern und lockte dadurch den Pagi in kurzer Zeit herbei; denn ehe noch die Sonne unterging, lieſs einer von uns, der am weitesten vorstand, seinen Hund los und pfiff. Auf dieses Zeichen wurden sogleich drei andere Hunde losgelassen, welche nun nach der Stelle hinliefen, wo das Füllen angebunden war. Wir folgten gleich nach und fanden richtig den Pagi, wie er mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, sich gegen die Hunde vertheidigte. Als er uns erblickte, schien er einen Sprung machen und entwischen zu wollen. Sogleich wurden die Schlingen in Bewegung gesetzt, und es kamen noch vier Hunde mit ihren Herren herbei. Der arme Pagi schien über diese zunehmende Anzahl seiner Feinde in Furcht zu gerathen. Indeſs hielt er sich noch immer tapfer und hatte in Kurzem drei

Hunde getödtet, deren Eigenthümer darüber so in Wuth gerieth, dafs er seine Schlinge um den Hals des Raubthieres warf, während die übrigen Hunde nun um so sicherer über dasselbe herfallen konnten. Auf diese Weise wurde der Pagi bald überwältigt, war aber so fürchterlich zugerichtet, dafs man ihn nicht länger am Leben lassen konnte. Die Länge dieses Thieres von der Nase bis zur Schwanzwurzel war fünf Fufs vier Zoll, und die Höhe von der Fufssohle bis zur Schulterspitze ein und dreifsig Zoll. Der Kopf war rund und dem einer Katze sehr ähnlich; die Oberlippe ganz und mit einem Schnurbart versehen; die Nase flach, die Augen grofs und von bräunlicher Farbe, aber stark mit Blut unterlaufen; die Ohren kurz und spitzig. Das Thier hatte keine Mähne. Hals, Rücken und Seiten waren dunkelaschgrau mit einigen gelblichen Flecken; der Bauch schmutzigweifs, das Haar an den Hintertheilen lang und zottig. In jedem Kinnbacken safsen vier Schneide-, vier Hunds-, und sechszehn Backzähne; jeder Fufs hatte fünf Zehen mit sehr starken Klauen. Das erlegte Thier wurde zwischen zwei Pferden an den Sätteln befestigt und so nach Hause geschleppt, wo uns Abends um 9 Uhr die ganze Bevölkerung des Orts mit Jubel und Jauchzen empfing. Die ganze Nacht wurde mit Tanzen und Zechen zugebracht. «

Ein grofser Feind des Geflügels und der Schafheerden ist der *Culpeu*, *) eine Art Fuchs von dunkelrothbrauner Farbe und

*) Bei *Stevenson* (a. a. O. S. 115.) heifst er *Culpen*, was wahr

etwa zwei Fuſs Länge, mit einem langen, geraden, zottigen Schwanze. Um die Schafheerden vor diesem und andern Feinden zu sichern, richten die chilischen Landwirthe ihre Hunde auf eine ganz eigenthümliche Weise ab. Sie nehmen einen neugebohrnen, noch blinden Hund und geben ihn zu einem Mutterschafe, welches ihn alle Abende und Morgen säugen muſs, so lange bis er der Heerde, entweder unter der Aufsicht eines Hirtenknaben oder in Begleitung eines alten schon abgerichteten Hundes folgen kann. Man lehrt ihn nun, die Schafe beisammen zu erhalten, sie des Morgens auf die Weide zu begleiten und des Abends wieder in den Pferch zu treiben. Dieses lernt er endlich so gut und gewöhnt sich so sehr an die Heerde, daſs kein Hirt die Aufsicht darüber besser führen könnte. Er verläſst mit den Schafen am Morgen den Pferch oder den Stall, bewacht sie den ganzen Tag über aufs sorgfältigste, treibt die Füchse, Adler und andere Raubthiere zurück und kehrt des Abends wieder mit ihnen nach Hause. Er schläft auch unter ihnen und die Schafe haben sich allmählich so an seine Gesellschaft gewöhnt, daſs sie dadurch nicht im mindesten beunru-

---

scheinlich ein Druckfehler ist. Es ist der *Canis culpaeus*, der auſser Chili auch auf den Falklands-Inseln gefunden wird. S. *Oken*, a. a. O. S. 1033.

D. H.

higt werden. Wenn er nach der Zurückkunft am Abend die Heerde in den Stall getrieben hat, so macht er erst zwei oder drei Mal die Runde um denselben, damit er wisse, ob Alles sicher sei, geht dann nach der Wohnung seines Herrn und bellt, zum Zeichen dafs er glücklich zurückgekommen aber auch hungrig sei. Hierauf begiebt er sich wieder in den Stall, wartet ruhig, bis man ihm seine Abendmahlzeit bringt, und legt sich dann zur Ruhe. Läfst man ihn allzu lange warten, so läuft er abermals vor das Haus hin und bellt. Manche Reisende haben geglaubt, dafs diese Schafhunde eine besondere Rasse seien, aber *Stevenson* versichert, dafs er bei mehren Heerden Hunde von verschiedenen Rassen gefunden habe, und dafs ihre Geschicklichkeit und Brauchbarkeit nur von der sorgfältigen Abrichtung herrühre.

Sehr ergötzlich ist ferner, nach *Stevenson*, auf den Landgütern der Gegend von Concepcion, und vermuthlich auch anderwärts in Chili, der Anblick eines Kapauns, welcher abgerichtet ist, junge Hühner aufzuziehen. Sobald nämlich die Hühner ihre Küchlein ausgebrütet haben, nimmt man sie ihnen weg und steckt sie die Nacht über unter einen Korb, nebst einem Kapaun, dem man die Federn auf der Brust und an der innern Seite der Schenkel ausgepflückt hat. Gewöhnlich geschieht dieſs am Abend, und schon am nächsten Morgen, nachdem der Kapaun die Küchelchen die Nacht hindurch gewärmt hat, stolzirt er mit seinen Ziehkindern umher, sucht Futter,

ruft und beschützt sie, Alles so geschickt und eifrig, wie man es nur immer von einer wirklichen Gluckhenne verlangen kann. Man versicherte *Stevenson*, dafs ein solcher Kapaun dieses Geschäft des Aufziehens junger Hühner sogar noch besser verrichte, als eine Henne; es giebt deren, welche an dreifsig Küchelchen unter sich haben. Da die Hühner, auf diese Art von ihrer Brut befreit, sogleich wieder Eier legen können: so ist diese Verfahrungsart auch ein sehr grofser Vortheil für die Wirthschaft.

Die Bay von *Talcahuano* ist eine der gröfsten an der Westküste von Süd-Amerika. Von Norden nach Süden ist die Länge etwa 10 engl. Meilen, und die Breite, von Osten nach Westen beträgt sieben Meilen. An der Öffnung der Bay liegt die Insel *Quiriquina* (Kirikina), und bildet zwei Eingänge, wovon der östliche zwei Meilen breite, mit dreifsig Faden Wasser, der sicherste ist.

Von Concepcion bis Talcahuano, eine Strecke von sechs engl. Meilen besteht der Boden aus lockerm Sand und Seemuscheln. Etwa anderthalb Fufs tief kommt man auf eine ganze zwölf bis fünfzehn Fufs mächtige Schicht von Seemuscheln, und ähnliche Schichten findet man auch auf den dreihundert Fufs über dem Meere liegenden Hügeln. Diese ganze Gegend war also einst Meeresgrund und die Hügel scheinen durch Erdbeben emporgehoben worden zu seyn. Aus jenen Muscheln brennt man allen, zum Bauen hier nöthigen Kalk. Wegen der erwähnten Beschaffenheit ist das Land zwischen den beiden genannten Orten

auch nicht zum Anbau geeignet und gewährt daher einen öden Anblick. Nur an den niedrigsten Stellen giebt es einige Viehweiden und die Rinder bekommen hier ein sehr wohlschmeckendes Fleisch. Auch ist die Küste reich an Salzpflanzen (Salsola), aus denen sich, zur Bereitung der Seife, welche hier, und weiter nordwärts bis Lima, sehr theuer ist, (der Centner an 40 Piaster) eine grofse Menge Kali würde gewinnen lassen. Überhaupt würde die Errichtung von Seifensiedereien eine der einträglichsten Unternehmungen seyn. Nördlich von der Bay ist ein mächtiges Steinkohlen-Lager, welches aber noch nicht gehörig bebaut wird. Die Kohlen gleichen äufserlich den englischen.

*Talcahuano* besteht aus etwas mehr als 100 Häusern mit etwa 500 Einwohnern, meist Maulthier-Treibern, Lastträgern und Fischern. Die vornehmsten Gebäude sind das Zollhaus, die Casernen, die Wohnung des Commandanten, die Kirche, und mehre grofse Speicher (Bodegas) für Getraide, Wein und andere Güter.

Die ganze Gegend zwischen *Concepcion* und *Talcahuano* war, so wie diese beiden Orte selbst, als *Basil Hall* 1821 sie besuchte, äufserst öde und entvölkert, in Folge der Verheerungen, welche *Benavides* mit seinen Araucanern und die »Patrioten« kurz zuvor hier verübt hatten. Bald waren die Letztern, bald die Erstern im Besitz der Gegend gewesen. Beide hatten Menschen, Rinder und Schafe weggetrieben, die Wohnungen verbrannt und die, ohnehin niemals stark bevölkerte Landschaft, in

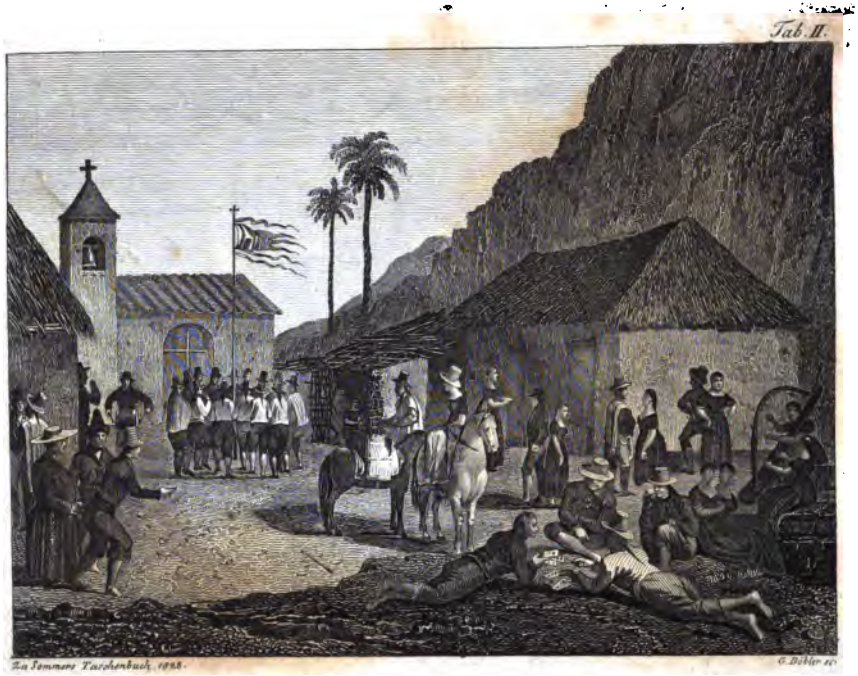
eine Wüste verwandelt. In Concepcion waren ganze Häuser-Vierecke niedergebrannt und lagen noch im Schutt, überwachsen mit Unkraut, Buschwerk und Blumen. Die Vorstädte waren so verödet, dafs die Reisenden schon fast mitten darin waren, ehe sie es gewahr wurden. In der Stadt war der vormalige bischöfliche Palast beinahe ganz verschwunden. An der einen Seite des Hauptplatzes lag der Schutt der vormaligen Kathedrale.

Die Bay von Concepcion hat einen Überfluſs an vortrefflichen Fischen und andern efsbaren Seegeschöpfen. Am meisten wird der *Robalo* geschätzt, ein Fisch von zwei bis drei Fuſs Länge, fast walzenförmig, mit eckigen, goldfarbigen, am Bauche in das schönste durchsichtige Weifs übergehenden Schuppen; längs dem Rücken läuft ein blauer Streif, der an jeder Seite mit einem dunkeln Gelb eingefafst ist. Das Fleisch ist zart und weifs und von köstlichem Geschmack. Andere beliebte Fische sind die *Corbina*, ziemlich wie der Vorige, aber zuweilen viel gröfser, die *Lisa*, eine Art Meeräsche, der *Peje Rey*, eine Art Stint, u. a. m. Unter den Seewürmern gibt es herrliche Muscheln, oft bis acht Zoll Länge und vom vortrefflichsten Geschmack. Sie werden auch eingesalzen und getrocknet, im letztern Zustande auf dünne Binsenruthen gereiht und so in Menge ausgeführt. Der *Piuri*, welcher theils gekocht, theils gebraten gern gegessen und auch ausgeführt wird, hat, sowohl was die Gestalt als die Farbe betrifft, viel Ähnlichkeit mit einer Kirsche. Als daher eines Tages ein Eingeborner von der Insel *Chiloe*, welcher noch

niemals Kirschen gesehen hatte, nach Concepcion kam und in den hiesigen Gärten eine Menge Kirschbäume mit reifen Früchten sah, rief er voll Entzücken aus: Was für ein herrliches Land, wo die *Piuris* auf den Bäumen wachsen!

Der Hauptverkehr zwischen dem Hafen *Talcahuano* und andern Punkten an der Westküste Amerikas besteht in der Ausfuhr von Waizen, von welchem 1803, als *Stevenson* hier war, jährlich an sechs Schiffsladungen zu 400 Tonnen, meistens nach *Lima* gingen. Dörrfleisch, (Tscharki) wurden 6000 Centner, Talg und Fett fast eben so viel, Wein 36000 Gallonen jährlich ausgeführt. Die geringern Artikel sind rohe Häute, Wolle, getrocknetes Obst, Salzfische und Hülsenfrüchte. Die Einfuhr besteht in europäischen Manufaktur-Waaren, Zucker, Salz und Tabak.

Das gemeine Volk in Chili, besonders der *Huaso*, oder Bauer, ist aus der seit Jahrhunderten erfolgten Vermischung der Ureinwohner oder Indier mit den spanischen Ansiedlern hervorgegangen. Wenn auch noch Indier reiner Abstammung vorhanden sind, so haben sie sich dennoch in Absicht auf Religion, Sprache, Sitten und Gebräuche so mit den Creolen verschmelzt, dafs man sie kaum noch unterscheiden kann. Von jeher gab es in Chili wenig Negersclaven; sie haben bekanntlich seit den letzten Staatsveränderungen ihre Freiheit erhalten. Aber noch immer sind Überreste von dem alten System der *Encomiendas*, oder Frohndienste, welches eigentlich schon unter der




VOLKSBELUSTIGUNGEN IN CHILI.

spanischen Regierung in der letzten Zeit aufgehoben war, vorhanden, wenigstens auf den Landgütern, wie auch Mad. *Graham* bestätigt. Das arme Volk ist nämlich, da es kein Grundeigenthum besitzt, gezwungen, sich für Kost und Obdach bei irgend einem Gutsbesitzer zu verdingen, und dieser pflegt dann in der Folge nicht selten mehr zu verlangen, als gegenseitig festgesetzt worden ist. Die Verbesserung ihrer Lage, welche die mindern Klassen durch die Abschaffung der Encomiendas erlangt hatten, wurde zum Theil durch den Militärzwang, dem man sie während der Revolutionskriege unterwarf, wieder vernichtet. Tausende von geschickten und kräftigen Männern wurden nach und nach gewaltsam weggenommen, nach den Seehäfen gebracht, und mit kärglicher Kost und Kleidung versehen, zu den Heeren abgeführt. Die grofse Sterblichkeit auf den Schiffen, wo sie fast wie Neger zusammengeschichtet waren, und im Felde selbst, machte fortwährend neue Aushebungen nöthig, die dasselbe Schicksal hatten.

Der grofse Überfluſs und die wohlfeile Erhaltung der Pferde hat selbst die niedrigsten Klassen zu guten Reitern gemacht. Selten gehn sie, ausgenommen in den Hochgebirgs-Gegenden, auch nur eine englische Meile weit zu Fuſs; immer steht ein gesatteltes Pferd vor der Hausthür. Im Allgemeinen sind alle Chilier sehr träge; wenn es aber seyn muſs und man sie einmal aufgeregt hat, dann sind sie auch der gröfsten Anstrengungen fähig und können unglaubliche Beschwerden und Entbehrun-

gen ertragen. *Head* *) und die ihn begleitenden Bergleute aus Cornwallis waren in dem Bergwerke von *San Pedro Nolasco* nicht im Stande die Lasten zu tragen, mit welchen die dortigen Grubenarbeiter aus einer Tiefe von 250 Fufs den Schacht hinaufstiegen. Das Leben in diesem Hochgebirge, wo selbst im Sommer klaftertiefer Schnee gefunden wird, ist das mühseligste, das man sich denken kann; aber sie bleiben bei dem gewohnten Geschäft und verlassen selbst im Winter, wo Schnee und Kälte sieben Monate lang alle Grubenarbeit unmöglich machen, diesen traurigen Aufenthalt nicht. **)

*Schmidtmayer* ***) bemerkt in Beziehung auf den Charakter des gemeinen Volks in Chili: »Die Stunden, welche ich täglich mit den ärmern Klassen zubrachte, verschafften mir manche

---

*) *Rough Notes taken during some rapid Journeys across the Pampas and among the Andes.* London, 1826. S. 226.

D. H.

**) Man sehe die Bemerkungen *über den jetzigen Zustand der südamerikanischen Bergwerke*, die ich im Märzheft 1827 der sehr empfehlungswerthen *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* mitgetheilt habe.

D. H.

***) *Quart. Review.* Nr. LX. S. 457.

D. H.

Gelegenheit, die guten Eigenschaften, das anständige Betragen, und die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, welche sie in ihrem Umgange mit einander beobachten, zu bemerken. . . . . Vorzüglich mufs ich auf die Sicherheit aufmerksam machen, mit welcher der Fremde reisen, unter freiem Himmel und ganz unbewacht schlafen kann, ohne beraubt zu werden, ungeachtet man von den meisten Wanderern, besonders die in Handlungsgeschäften reisen, erwarten kann, dafs sie viel Geld oder Geldeswerth bei sich haben. Nur wenige Orte dürfte es in Chili geben, wo der Fremde in dieser Hinsicht etwas zu fürchten hätte. Ihn gastfrei aufzunehmen, wird selbst von dem ärmsten Einwohner für eine heilige Pflicht gehalten.«

Etwas abweichend hiervon ist allerdings das Gemälde, welches *Caldcleugh* von dem Charakter der niedern Klassen Chili's entwirft. Er scheint sich aber mehr in den gröfsern Städten aufgehalten und überhaupt flüchtiger beobachtet zu haben als *Schmidtmayer*. »Die *Huasos*« — sagt er S. 370 des I. Theils — sind etwas gesitteter als die *Gauchos* von *Buenos Ayres*. Anstatt, wie diese, ihre Leidenschaften roh zu äufsern, sind sie kriechend und versteckt, und während man sich auf jene sicher verlassen kann, mufs man gegen diese meist sehr mifstrauisch seyn. Heimlich zu betrügen und zu schaden liebt der Chilier ungemein, und während vielleicht nichts im Stande ist, ihn zu einem Morde zu bewegen, kennt man doch mehre Dieb-

stähle und Räubereien, welche selbst im Herzen der Hauptstadt begangen worden sind. Die Quelle vieler solcher Verbrechen mag die Spielsucht seyn, mit welcher alle Einwohnerklassen Chilis behaftet sind. Ganze Tage werden mit Karten und Würfeln zugebracht und bei anhaltendem Verluste selbst das letzte Kleidungsstück verkauft. Bei den Weibern, welche an den Strafsenecken Obst verkaufen, findet man gewöhnlich mehre Huasos, welche mit einander wetten, ob diese oder jene Wassermelone inwendig roth oder weifs aussehen werde. . . . Sehr grofs ist bei allen Chilenern, besonders beim weiblichen Geschlecht, die Liebe zum Vaterlande. Chili ist in ihren Augen das erste und beste Land in der Welt.«

Diesen Nationalstolz erfuhr auch *Schmidtmayer*. »Sehr häufig bemerkte ich auf der Landstrafse« — sagt er — »dafs meine Maulthier-Treiber aufmerksamer und höflicher behandelt wurden als ich selbst. Man gab ihnen überall den Titel *Herr* (Señor), hier und da auch wohl *Herr Ritter* (Señor Cavallero), während man sich nur selten herabliefs, mich ebenfalls *Herr* zu nennen. Die gewöhnlichen Antworten auf meine Fragen waren ein kahles Ja oder Nein, und ihre Fragen bestanden blofs in He? oder Was?«

Der südlichste Theil von Chili, von 37 bis 42° Breite ist das Land der *Araucaner*, einer tapfern indischen Völkerschaft, welche seit der Eroberung Chilis durch die Spanier im sechszehnten Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag ihre Unabhän-

gigkeit behauptet haben. *) Die jetzige Regierung des neuen Freistaates besitzt blofs, wie früher die Spanier, einige Küstenplätze. Da die Eigenthümlichkeiten der Araucaner aus frühern Reisebeschreibungen und Werken, hauptsächlich aus *Molina*, bekannt sind: so wollen wir hier keine ausführliche Schilderung dieses Volkes entwerfen, sondern blofs Einiges aus *Stevensons* Reise, zur Kenntnifs des heutigen Zustandes von Araucana mittheilen, da dieser Reisende gleich bei seiner Ankunft an den chilischen Küsten in Verbindung mit den wilden Einwohnern des Landes kam.

Nachdem er *Mocha* (eine kleine Insel unweit der Küste Araucanas, unter 38° 21′ Breite) verlassen hatte, landete er zu *Alt-Tucapel* (Tucapel Viejo), dem Sitze eines araucanischen Kaziken (*Ulmen*), und ward sehr gastfreundlich empfangen. Die am Strande sich versammelnden männlichen Indier waren von röthlichbrauner oder kupferichter Farbe; nur einige hatten eine Länge von sechs Fufs. Sie waren gut und stark gebaut, hatten ein rundes Gesicht, eine wohlgebildete Stirn, kleine schwarze Augen, eine platte Nase, mäfsig dicke Lippen und

*) Die Kriege der Araucaner mit den ersten Eroberern sind von dem spanischen Dichter *Don Alonzo de Ercilla* in einem eigenen Epos besungen worden.

D. H

gute Zähne, aber keinen Bart. In ihren Geberden drückte sich eine gewisse Lebhaftigkeit aus. Das schwarze und starke Haar war hinten zusammengeflochten. Die Weiber sind kleiner als die Männer, von ähnlicher Bildung, und unter den Mädchen waren mehre, wenn auch nicht schön, doch recht hübsch (very pretty). Alle haben das Haar in lange Zöpfe geflochten, welche mit einem anderthalb Zoll breiten Bande umwunden sind und bei manchen bis an die Kniekehlen hinabhangen. Die Kleidung der Männer besteht hauptsächlich aus dem *Poncho*, die der Weiber aus einer weifsen flanellnen Tunica ohne Ärmel, über welche ein schwarzes Gewand von demselben Stoff getragen wird, das bis an die Knie reicht. Oft wird auch die Tunica allein getragen und um den Leib mit einem Gürtel befestigt; zuweilen nimmt man noch einen kleinen Mantel darüber. Auf dem Kopfe tragen die Männer einen kegelförmigen uneingefafsten Hut. Die Lieblingsfarbe der Araucaner scheint ein bläuliches Grün zu seyn. Die Fufsbekleidung der Männer besteht aus einem Stück roher Ochsenhaut, nach dem Fufse zugeschnitten und mit Lederstreifen festgebunden. Die Weiber gehen meist in blofsem Kopfe und barfufs, haben aber die Finger mit silbernen Ringen und Arme und Hals mit Bändern von Glasperlen bedeckt.

Die Beschäftigung der Männer besteht, wie bei allen solchen halbwilden Völkern, einzig darin, dafs sie ausreiten, um ihre Heerden und Felder zu besichtigen, welche Letztere von den Weibern bestellt werden, und auf die Jagd gehen. Die Weiber

spinnen Wolle und bedienen sich dazu einer etwa zehn Zoll langen Spindel, welche am untern Ende mit einem runden Stück gebrannten Thon versehen ist, um die kreisförmige Bewegung der Spindel, welche am obern Ende durch Drehen mit den Fingern hervorgebracht wird, zu regeln. Gewöhnlich sitzt die Spinnerinn dabei auf der Erde. Es wird nur immer ein Faden auf ein Mal, von etwa drei Fufs Länge, gesponnen, dann auf die Spindel gewunden und oben mit einem Knoten befestigt. Hierauf spinnt man einen zweiten solchen Faden und befestigt ihn eben so, u. s. f. Obschon diese Arbeit, wenn wir sie auch nur mit unsern gewöhnlichen Spinnrädern vergleichen, sehr langsam ist *), so mufs man doch die Geschicklichkeit und Geduld der araucanischen Weiber bewundern, indem sie sich das Garn zu allen ihren Kleidungsstücken auf diese Art bereiten.

Nicht minder einfach ist die Weberei der Araucaner. Das Gerüst des Stuhles besteht aus acht dünnen Stäben, wovon man vier in die Erde steckt, so dafs sie ein Viereck bilden, die andern vier aber an den obern Enden der vorigen wagrecht befestigt. Eben so einfach ist alles Übrige. Ein dünnes Stückchen

*) Gerade so spinnen auch noch in vielen Gegenden *Teutschlands* die Bauernweiber Flachs und Hanf, nur dafs die Spindel unten, statt des Stückes Thon, einen hölzernen Wirtel hat. Es ist Schade, dafs *Stevenson* nichts vom Rocken erwähnt.

D. H.

Holz, um welches der Faden gewunden wird, dient statt der Spule; das Schiffchen fehlt ganz, so wie die Lade, statt welcher ein schmales Stück hartes und schweres Holz, fast wie ein Schwert gestaltet, queer durch die Kette gesteckt und somit der durchgezogene Faden fest geschlagen wird. Im Nothfalle dient diese *Macana* (wie sie heifst) auch als Waffe.

Aufser dem Spinnen und Weben, welches die gewöhnlichste häusliche Beschäftigung ist, mufs jede der Frauen (denn unter den Araucanern herrscht die Vielweiberei) ihrem Gemahl täglich eine Speise kochen und jährlich einen Poncho, nebst dem nöthigen Flannel zu den andern Kleidungsstücken verfertigen.

Die Weiber halten sowohl ihren Körper als ihre Wohnungen sehr reinlich; sie baden sich öfters und waschen sich täglich drei bis vier Mal. Auch die Männer lassen es nicht an Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand fehlen.

Dafs die Weiber auch alle Feldarbeiten verrichten müssen, ist schon vorhin gesagt worden. *Stevenson* sah bei *Tucapel* kein anderes Getraide als Waizen und Gerste, und auch diese nur in kleinen Stücken angebaut; man sagte ihm aber, dafs die Erndte hundertfältig sei.

Die Erziehung der Kinder liegt ebenfalls ganz den Weibern ob. Gleich nach der Entbindung wäscht die Mutter sich und das Kind in dem nächsten Flusse und geht dann wieder an ihre gewohnten häuslichen Geschäfte. Die Kinder werden nie eingewickelt, noch sonst in enge Kleider gezwängt; man hüllt sie blofs

in ein Stück Flannel, legt sie auf ein Schaffell und in einen Korb, der von der Decke herabhängt und hin und her schwingt, und von Zeit zu Zeit, wenn er still stehen will, von den Vorübergehenden einen Stofs bekommt. Eben so naturgemäfs ist die ganze übrige körperliche Erziehung. Erst mit dem zehnten oder zwölften Jahre erhält der Knabe seinen Poncho und das Mädchen ein Stück Flanell, das sie um die Lenden bindet.

Das Haus, zu welchem *Stevenson* von den Indiern geführt wurde, lag etwa fünf Wegstunden von der Küste landeinwärts in einem fruchtbaren Thale, dessen unterer breiter Theil an einzelnen kleinen Stellen angebaut war. »Rechts und links boten die mit Wald- und Obstbäumen bewachsnen Anhöhen und Berge den prachtvollsten Anblick dar. Weiter hinauf, wo das Haus stand, wurde das Thal immer enger, welche Lage wahrscheinlich um der Sicherheit willen gewählt worden war, indem das Haus nur auf dem einzigen Wege, den wir gingen, zu erreichen, von den senkrechten wilden Felswänden rings umher aber herabzuklettern ganz unmöglich war.«

»Das Haus war mit Stroh bedeckt, etwa 60 Fufs lang und 20 breit, mit sieben Fufs hohen Lehmwänden, zwei Thüren an der Vorder- und zwei andern an der Hinterseite, aber ohne Fenster. Der inwendige Raum war nach hinten zu in mehre Abtheilungen durch dünne mit Lehm überzogene Rohrwände abgesondert, fast auf die Art, wie die Stände in einem Stall. Hier befanden sich die Schlafstellen. Gegenüber von diesen Abthei-

lungen war der Fufsboden von einem Ende des Gebäudes bis zum andern, ausgenommen bei den Thüren, in einer Breite von sechs Fufs, um etwa 10 Zoll erhöht und mit kleinen Teppichen und groben Decken belegt, welche mit fünf oder sechs niedrigen Tischen das ganze Hausgeräthe ausmachten. Die zwei Thüren an der Hinterseite führten zu der Küche, einem eben so langen Gebäude als das Wohnhaus selbst, welches aber gänzlich von diesem abgesondert war. Hier befanden sich mehre Feuerherde, umgeben mit kleinen irdenen Töpfen, Pfannen und aus zerschlissenem Rohre geflochtnen Körben. Über jedem Herde hing an der Decke eine andere Art flacher Körbe, welche zur Aufbewahrung von Fleisch und Fischen dienten. — «

»Die Familie, oder was ich wenigstens dafür hielt« — erzählt unser Reisender weiter — »bestand aus ungefähr vierzig Personen. Der Vater war zwischen 40 und 50 Jahr alt und genofs dem Anscheine nach alle Rechte eines Patriarchen. Acht Frauenspersonen schienen seine Gattinnen zu seyn, obschon ich während meiner Abwesenheit bemerkte, dafs nur Eine seines nähern Umganges gewürdigt wurde, wenn man anders die Erlaubnifs, ihm bei Tische aufwarten und die Speisen, welche sie nach und nach von den andern Weibern empfing, auf die Tafel setzen zu dürfen, so nennen will. Die jungen Männer nahmen ihre Mahlzeit an verschiedenen Tischen und in verschiedenen Abtheilungen des Hauses ein. Die Weiber und Kinder hielten sich in der Küche auf und verzehrten das, was die Männer

übrig liefsen. Vom ersten Tage meines Aufenthalts bis zum letzten afs ich mit dem Kaziken (oder Ulmen, denn genau erfuhr ich seinen Rang nicht) aus derselben Schüssel. Die Finger dienten statt der Gabel und grofse Muschelschaalen statt der Löffel. Messer sah ich nie. Unsere Mahlzeit bestand vornehmlich aus frischem Schöpsenfleisch, getrocknetem Rindfleisch, Fischen oder Geflügel. Alles war in kleine Stücke zerschnitten, mit Erdäpfeln oder Kürbissen gedämpft und mit Zwiebeln, Knoblauch oder Spanischem Pfeffer gewürzt. Das Frühstück, welches wir mit Sonnenaufgang einnahmen, bestand aus einem Brei von geröstetem Waizenmehl oder -schrot, mit heifsem oder kaltem Wasser, nach eines jeden Belieben, angemacht. Das Mahlen der gerösteten Waizen-, auch wohl Gerstenkörner geschieht auf einem flachen, 8 bis 12 Zoll breiten und 2 oder mehr Fufs langen Steine mittelst eines andern, der 6 bis 10 Pfund wiegt. Das so gewonnene Mehl heifst *Machica* (Matschica). Das Mittagsessen ward in Kalebassen oder Kürbisschalen, von 3 Zoll Tiefe und 12 bis 20 Zoll Durchmesser aufgetragen. Zum Nachtessen diente Milch mit Machica, oder Erdäpfel.«

Eine besonders beliebte Speise bei diesen Indiern ist das *Milkau* (Milcow). Erdäpfel und eine Art Kürbisse, *Sapaljo* (Zapallo) genannt, werden gebraten, dann das Innere beider Fruchtgattungen herausgenommen, mit ein wenig Salz, wozu auch wohl noch Eier kommen, zu einem Teige geknetet und kleine Kuchen, von der Gröfse eines Piasters daraus gemacht.

Man setzt diese hierauf in einem Topfe voll Milch zum Feuer und läfst sie eine Viertelstunde lang kochen. *Stevenson* war über die Vortrefflichkeit dieses Gerichtes mit den Indiern ganz einerlei Meinung. Ihr Geflügel, das mit Gersten und Erdäpfeln gemästet wird, ist fett und gut; nicht minder wohlschmeckend findet man ihr Rind- und Schöpsenfleisch, und sowohl See- als Flufsfische sind ganz köstlich.

Das Getränk bestand in der damaligen Jahreszeit (im Februar, also im dortigen Herbst) hauptsächlich aus frischem Cider, den man aus den hier im Überflufs wachsenden Äpfeln bereitet hatte. Dafs er stark zu Kopfe stieg, konnte *Stevenson* häufig an den Männern bemerken; zur Ehre der Frauen versichert er jedoch, dafs er sie nie berauscht gesehen habe. Er erfuhr, dafs die Araucaner aus Mais auch *Chicha* (Tschitscha) bereiten. Doch wissen sie nichts von dem ekelhaften Kauen des Maises *), welches die gemeinen Peruaner zur Bereitung dieses Getränkes für nothwendig halten. Es wird nach vollendeter Gährung in grofsen Krügen aus gebranntem Thon aufbewahrt, welche diese Indier selbst verfertigen.

Die einzige häusliche Unterhaltung, welche *Stevenson* zu *Tucapel* kennen lernte, war eine Art Tanz, welchen etwa 16 Männer und Weiber aufführten. Sie trabten blofs nach dem

*) S. den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuchs, S. 146. D. H.

Schall einer kleinen Trommel, die aus einem über einen Topf gespannten Lammfelle bestand, hinter einander her. Im Ganzen schienen die Araucaner an dieser Art von Unterhaltung nicht viel Gefallen zu finden, denn *Stevenson* sah diesen Tanz während seines Aufenthaltes nur zwei Mal, immer nach dem Abendessen, aufführen. Sie lieben, wie man dieſs auch bei andern Wilden bemerkt, gesellschaftliche Unterhaltung überhaupt nicht sonderlich. Die Weiber werden von den Männern im Ganzen verachtet und in steter ehrerbietiger Entfernung gehalten. Beliebter als der Tanz ist das *Palican*, ein Spiel im Freien, welchem die jungen Bursche sehr ergeben sind. Es hat viel Ähnliches mit dem *Chueca* der Spanier, nach *Molina* auch mit dem *Calcio* der Florentiner und dem *Orpasto* der Griechen, und kommt auch mit dem *Bandy* der Engländer, so wie mit unserm Ballschlagen überein, wie es besonders in manchen Gegenden Teutschlands von den Hirtenknaben auf Wiesen und Feldern gespielt wird. Die Gesellschaft theilt sich nämlich in zwei Parteien. Jeder Spieler hat einen etwa 4 Fuſs langen Stock, der unten krumm gebogen ist. Auf der Erde liegt eine kleine, zuweilen hölzerne Kugel, welche nun von den Spielern verschiedentlich hin und her geschlagen wird. Einige stehen von weitem und geben Acht, daſs der Ball nicht über die bestimmten Gränzen hinausfliege, wodurch das Spiel für ihre Partei verloren gehen würde. Man erzählte *Stevenson*, daſs dieses Spiel nicht selten zur Entscheidung wichtiger Streitigkeiten gebraucht werde,

fast auf die Art wie im Mittelalter der Zweikampf. Wer das Spiel gewinnt, hat auch den Prozefs gewonnen.

Der Theil des Landes, welchen *Stevenson* in Begleitung mehrer dieser gefälligen Indier besuchte, war nicht grofs, aber äufserst schön und fruchtbar. Die Araucaner haben Gold- und Silberbergwerke und sollen sich auch auf die Scheidung der Metalle von den Erzen verstehen. Was indefs *Stevenson* von Gold- und Silberschmuck bei ihnen sah, war von spanischer Arbeit und vermuthlich entweder Kriegsbeute oder durch Tauschhandel erworben. Es liefsen sich mit diesen Indiern Handelsverbindungen, obschon nicht von grofser Bedeutung, anknüpfen. Für Messer, Äxte, Beile, weifsen und grünen groben Flanell, Ponchos, Pferdegebisse, Spornen und dgl. könnte man gute Schafwolle und Bauholz, so wie einiges Gold und Silber eintauschen.

Im Monat April verliefs *Stevenson* an einem mondhellen Morgen, um drei Uhr, das Haus seines gastfreien *Toqui* (Toki) und trat in Begleitung von fünf Araucanern, alle zu Pferde, die Reise nach *Tubul* an. Die Indier waren in ihre Ponchos gehüllt, und hatten an den Sandalen Spornen mit Rädern von wenigstens 3 Zoll im Durchmesser. Die tiefen Sättel der Pferde waren mit drei oder vier Schaffellen bedeckt, über welche eine bläuliche grobe und zottige Wollendecke gebreitet war. Zur Befestigung dienten lederne Riemen, mannichfach und zierlich ausgeschnitten und mit allerlei Zeichnungen und Figuren geschmückt. Die unförmlichen hölzernen Steigbügel waren grofs

genug für die Füße des Reiters, und die schön geflochtenen Zäume endigten sich in eine Peitsche oder Ruthe, welche zuletzt in acht oder zehn kleinere Geflechte ausging und eine Art Quaste bildete.

Nach Sonnenaufgang machte die Reisegesellschaft Halt, um das Frühstück einzunehmen. Einige holten in ihren Rindshörnern, die sie immer bei sich führen, Wasser aus dem nahen Bache und vertheilten es. Jeder nahm nun aus einem ledernen Sack eine Handvoll geröstetes Mehl, schüttete es in das Horn mit Wasser, rührte es mit einem Stäbchen um und verzehrte den Brei. Gegen Mittag kamen Alle zu *Tubul* an, einem kleinen von lauter Indiern bewohnten Dorfe, und begaben sich zum *Toqui* (Toki) oder Häuptlinge. Man bewirthete sie mit dem gewöhnlichen Mittagsmahl, fügte aber noch ein Lamm hinzu, welches gleich bei der Ankunft der Fremden geschlachtet, in zwei Hälften zertheilt und über heifser Asche gebraten wurde. Dieser Lammbraten wurde, was schon einen gewissen Grad von Gesittung verrieth, auf einer grofsen silbernen, freilich schlecht gearbeiteten Schüssel aufgetragen; auch gab es einige silberne Löffel und Gabeln auf der Tafel des Toqui, jedoch keine Messer, und die Trinkhörner hatten ordentliche Boden, so dafs man sie vor sich hin stellen konnte. Aufser Cider wurde auch ein starker, aber schlecht schmeckender Branntwein und ein dicker süfser Wein vorgesetzt.

Nach dem Essen begannen *Stevensons* Reisegefährten mit mehren andern Einwohnern das *Peuca* zu spielen. Fünfzehn

junge Bursche faſsten sich bei den Händen und bildeten einen Kreis, in dessen Mitte ein Knabe von etwa zehn Jahren gestellt wurde. Eine andere Anzahl von eben so viel jungen Männern machten nun den Versuch, diesen Knaben aus dem Kreise heranszuholen, was beim ersten Anblick, da jene sehr weit auseinander standen und um den Knaben herumtanzten, ziemlich leicht schien. Aber so wie die Letztern angriffen, schlossen sich jene plötzlich dicht aneinander und die Sturmläufer mufsten abziehen. Eben so fruchtlos waren mehre andere Versuche. Das Spiel dauerte an, drei Stunden, *) und dann wurde eine Menge Cider getrunken, dessen Wirkungen bald sichtbar zu werden anfingen. Die Weiber und Kinder standen bei diesem Spiele, so wie bei dem darauf folgenden Ringen, gruppenweise als Zuschauer in der Nähe und bewiesen durch den Ausdruck ihrer Mienen, welchen lebhaften Antheil sie daran nahmen.

---

*) Wahrscheinlich mufs, wenn die den Kreis bildende Partei verliert und sich den Knaben rauben läfst, diese nun selbst die Angreifer machen und die vorigen treten an ihre Stelle. Dieses Spiel der Araucaner liefse sich, als eine treffliche Leibesübung, auch bei uns, sowohl von Kindern als Erwachsenen nachahmen, und statt des Knaben in der Mitte könnte allenfalls auch ein anderer beliebiger Gegenstand gewählt werden.

D. H.

Nach dem Abendessen, das aus Milkan, gerösteten Erdäpfeln, Milch etc. bestand, legten sich die Fremden zur Ruhe. Statt der Betten dienten fünf oder sechs weiſse reinliche Schaffelle und weiſse Flanelldecken.

Am nächsten Morgen ward *Stevensons* Begleitung durch fünf andere Indier aus Tubul vermehrt und man trat die Reise nach *Arauco* an. Nach einem Wege von etwa sechs englischen Meilen erreichten sie die Küste einer sehr ausgedehnten Bay und sahen die Insel *Santa Maria* am Horizonte. Am Fuſse des Vorgebirges, über welches die Reisenden herabgekommen waren, sahen sie einen kleinen Fluſs und drei nette Hütten mit kleinen Gärten davor. Sie traten in die erste und wurden von einer weiſsen Frau empfangen, der Gattinn eines Sergeanten, welcher hier als eine Art Vorposten aufgestellt war. Er erschien bald selbst, und *Stevenson* empfand, obschon er von den Indiern sehr gütig behandelt worden war, dennoch ein gewisses Wohlbehagen, sich wieder unter Leuten seiner Farbe zu sehen. Anstatt der Indier, welche hier wieder nach Hause gingen, erhielt *Stevenson* vom Sergeanten zwei Soldaten, die ihn bis nach *Arauco* zum Befehlshaber begleiten muſsten, wo sie um Mittag ankamen, und *Stevenson* in dem Hause eines *Don Nicolas del Rio* sehr freundlich aufgenommen wurde.

Die kleine Festung *Arauco* liegt am Fuſse eines nur von der innern Seite der Stadtmauern aus zu ersteigenden Felsen, bildet ein Viereck von etwa 600 Yards, und hatte etwa 400

Einwohner nebst einer, damals noch spanischen, Besatzung von 30 Mann. Es gab auch ein Franziscanerkloster daselbst, das früher ein Jesuitencollegium gewesen war.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen ward *Stevenson* von seinem Hauswirth eingeladen, dessen drei Töchter auf einem Ausfluge nach einigen benachbarten Städten und Dörfern zu begleiten, was unser junger Britte (er war damals erst siebzehn Jahr alt) nicht ausschlug. Man brach an einem herrlichen Morgen auf. Die drei Mädchen ritten auf guten Pferden, mit viereckigen Sätteln versehen, die oben wie kleine Stühle aussahen, indem sie mit Sammet überzogene Rücken- und Armlehnen hatten. Das Geschirr war sehr sauber gearbeitet und reich mit Silber verziert. Vier Maulthiere waren mit Betten und Lebensmitteln für Menschen und Vieh beladen und zwei junge Indier zu ihrer Bedienung bestimmt. Als sie aufgestiegen waren, schlossen sich am Thore noch zwei Töchter des Commandanten an, welchen zwei Soldaten zur Begleitung mitgegeben waren. »Es war für mich« — sagt *Stevenson* — »ein ganz eigner fröhlicher Anblick, als ich unsern Reisezug aufmerksam in Augenschein nahm. Fünf junge Mädchen in ihrer steifen Landestracht, in kleine aber hübsch gewebte Ponchos gehüllt, auf dem Kopfe schwarze Hüte mit Federn, die weit ausgebreiteten Röcke mit Bändern, Franzen und Flittern geschmückt; die munter einher trabenden Pferde, die beiden Soldaten in Uniform, die Indier, die Dienstmädchen der Damen und endlich die Maulthiere, welche

den Zug beschlossen; unser Aller fröhliche Gesichter, die Ältern, Verwandten und Freunde, welche noch lange von den Stadtmauern uns Hüte, Tücher nachschwenkten; das Geläute der Glocken, welches die Einwohner zur Morgenandacht rief; die Aussicht einerseits nach der fernen See, andererseits auf die bezaubernde Gegend vor uns — alles diefs entzückte mich im höchsten Grade, und ich glaubte mich in eine Feenwelt versetzt.«

Am *Carampangue*-Flufs, der an manchen Stellen 80 bis 100 Yards, an andern nicht über 20 breit ist, wurde bei einigen Mühlen Halt gemacht. Jede hatte ein senkrechtes Wasserrad und einen Gang. Die Steine werden aus einer beträchtlichen Entfernung geholt und kosten das Paar an 150 Piaster. Sie haben von ihrer schwarzen mit kleinen weifsen Flecken überdeckten Farbe den Namen Fliegenflügel (Ala de mosca) bekommen. Das Mehl wird nicht gebeutelt, sondern mit der Hand gesiebt, was aber das Geschäft des Bäckers oder des Eigenthümers des Mehles ist, indem der Müller sich nur um das erste Mahlen zu bekümmern hat. Das Sieben geschieht mittelst grofser Haarsiebe, die die Indier selbst verfertigen.

Nach dem Mittagessen begab sich die Gesellschaft ins Freie und pflückte rothe Heidel- oder Preifselbeeren, welche hier *Mutiljas* (Mutillas) heifsen. Sie sind so grofs wie eine Erbse und haben einen besonders süfsen und gewürzhaften Geschmack. Wenn man sie zerquetscht, mit Wasser übergiefst und dieses einige Tage gähren läfst, so erhält man die *Chichü de Mutilla,*

ein sehr angenehmes geistiges Getränk. Nach der Rückkunft wurde *Maté* (Paraguay-Thee) herumgegeben und die Gesellschaft fing an, nach den abscheulichen Tönen einer Guitarre, welche von einem der beiden Soldaten gespielt wurde, *Boleros* zu tanzen, was bis Mitternacht währte, worauf man sich schlafen legte. An den folgenden Tagen ging die Reise bis nördlich an den *Biobio*, und von da wieder zurück nach *Arauco*.

*Stevenson* giebt hier noch einige Nachrichten über die Sitten und Gebräuche, Religion und Regierungsverfassung der Araucaner im Allgemeinen, die aber gröfstentheils schon bekannt sind. Statt derselben entlehnen wir Einiges von ihm über die vornehmsten Ortschaften Araucanias.

*Valdivia*, die Hauptstadt von Araucania, über welche *Stevenson* Nachrichten auch Handschriften sammelte, die er in den Archiven daselbst vorfand, liegt unter 39° 50′ südlicher Breite, und 73° 28′ westlicher Länge von Greenwich, und ist nicht nur einer der besten Häfen an der Westküste Südamerikas, sondern auch wegen seiner natürlichen Lage und seiner Fortification der festeste Platz. Die Einfahrt ist schmal und wird sowohl durch die Batterie *San Carlos* an der Südseite, als durch die von *Niebla* trefflich vertheidigt. Aufserdem sind noch an der Südseite die Batterien *Amargos*, *Ober-* und *Unter-Chorocamayo* und im Hintergrunde der Bay das Castell *Corral* vorhanden, welches Letztere den ganzen Ankerplatz beherrscht. Auch die kleine Insel *Mansera* ist befestigt. Bei der Einnahme *Val-*

*divias* im Jahre 1820 durch *Lord Cochrane* (dessen Privat-Secretair Stevenson war), fanden sich auf allen diesen und noch einigen andern Werken 118 Achtzehn- und Vierundzwanzig-Pfünder. Einige davon waren ganz vortreffliche Stücke, besonders zwei Achtzehnpfünder auf *Mansera*, welche elf Fufs Länge hatten und mit der Jahrzahl 1547 bezeichnet waren. *Cochrane* schickte sie nach *Valparaiso*, wo sie auf Befehl des Gouverneur *Crus* zerschlagen und in Traubenhagel verwandelt wurden. Der Ankerplatz ist gut, völlig gegen die Winde geschützt und fafst eine grofse Anzahl Schiffe.

Die Stadt selbst liegt am gleichnamigen Flusse, sechszehn englische Meilen vom eigentlichen Meeresstrande landeinwärts, in einer sehr fruchtbaren und schönen Gegend. Wenn man den Flufs hinauffährt, sieht man links noch Überreste von Bauwerken, welche man *Hornos de los Olandeses* (Öfen der Holländer) nennt, indem man annimmt, dafs *Heinrich Bruns* hier vor Anker gegangen sei und Öfen zum Brodbacken errichtet habe. Die Sage scheint aber ganz unglaublich, da die geringe Tiefe des Flusses, nicht über 4 Fufs an manchen Stellen, keinem Seeschiffe hineinzufahren erlaubt.

Die Stadt wurde im Jahre 1553 von dem spanischen General *Valdivia* gegründet und erhielt seinen Namen. Im Jahre 1599 wurde sie von den Indiern erobert, gerieth aber 1642 durch den Obersten *Don Alonzo de Villanueva* wieder in die Gewalt der Spanier, in welcher sie bis auf unsere Tage blieb, so dafs sie jetzt auch

zur Republik Chili gehört. Die Bevölkerung, welche 1765 in 953 Seelen bestand, war 1820 nur noch 741 stark, welche Verminderung theils den Auswanderungen nach *Osorno*, theils dem Kriege zuzuschreiben ist. So lange die Spanier Valdivia besafsen, mufste zur Erhaltung der Gebäude, Festungswerke, Garnison und Geistlichkeit jährlich aus den königlichen Kassen von *Lima* und *Santiago* ein sogenanntes *Situado* geschickt werden, welches sich im Jahre 1807 auf 159439 Piaster belief. Auch war Valdivia unter den Spaniern ein Verbannungsort (Presidio) für gewisse Verbrecher aus *Peru* und *Chili*, welche hier zu öffentlichen Arbeiten angehalten wurden. An allen Flüssen und Bächen in der Umgebung von Valdivia findet man Überreste ehemaliger *Goldwäschen*, welche jetzt ganz vernachlässigt werden. Nach heftigen Regengüssen findet man nicht selten Goldkörner von Erbsengröfse; es sind aber in den Archiven keine Spuren vorhanden, dafs seit dem Jahre 1599, wo *Valdivia* in die Gewalt der Araucaner fiel, das Goldwaschen wieder betrieben worden wäre. *Stevenson* sah in der Stadt zwei Kelche, welche aus Waschgold gemacht waren. — Valdivia hat eine Hauptkirche, ein Franziscanerkloster und eines der Barmherzigen Brüder.

Nächst Valdivia kommen auf vielen Karten noch einige andere Städte in Araucania vor, welche aber zum Theil nicht mehr vorhanden sind.

*Villarica* lag an dem Ufer des grofsen Sees *Sauquen*, 65 englische Meilen vom Meere entfernt, und war 1552 ebenfalls

von dem Eroberer Don Pedro Valdivia gegründet, ist aber später durch den Toqui oder Häuptling *Palliamachu* zerstört worden.

Alte Urkunden erwähnen reicher Goldminen in der Nähe dieser Stadt, welche davon ihren Namen (reiche Stadt) erhielt. Wegen der Nähe der Cordillere ist das Klima kalt.

Eben so wurde 1599 die von Valdivia 1552 gegründete Stadt *Imperial* durch die Indier zerstört und ist nie wieder aufgebaut worden.

Dasselbe ist der Fall mit *Angol* oder *La Frontera*, nördlich vom *Biobio*, von Valdivia 1553 angelegt. Die Indier zerstörten es 1601 und es liegt seit dieser Zeit in Ruinen.

*Cañete*, 1557 gegründet, ist ebenfalls später zerstört worden.

*Osorno*, die südlichste Stadt, unter 40° 20′ Breite, 24 englische Meilen vom Meere, und 212 südlich von *Concepcion*, 1559 von *Don Garcia Hurtado de Mendoza* angelegt, war 1599 von den Araucanern zerstört worden, wurde aber von *Don Ambrosio Higgins*, der später General-Capitän von Chili und zuletzt Vicekönig geworden, wieder aufgebaut und dieser erhielt davon von *Karl IV.* den Titel eines *Marquis von Osorno*. Der erste Oberdirector des neuen Freistaats Chili, *Don Bernardo O'Higgins*, war ein natürlicher Sohn des *Don Ambrosio*.

Dafs es Gold- und Silberbergwerke in Araucania giebt, ist schon oben bemerkt worden. Klima und Boden sind überall vortrefflich und an manchen Stellen vorzüglich zum Anbau europäi-

scher Früchte, Getraide- und Grasarten geeignet. *) *Stevenson* macht auf den grofsen Fehler aufmerksam, den die neuen Regierungen Chilis in Bezug auf *Araucania* begangen haben. Obschon es zur Zeit der spanischen Herrschaft seine Unabhängigkeit zu behaupten gewufst hatte: so waren doch von Zeit zu Zeit Freundschaftsbündnisse zwischen den Spaniern und Araucanern geschlossen worden und die Letztern hatten sich dadurch verbindlich gemacht, jeder andern Nation die Niederlassung auf ihrem Grund und Boden zu verwehren. In Folge dessen vertrieben die Araucaner 1643 die Holländer, welche, nachdem sie 1638 unter *Heinrich Brun* die Insel *Mocha* besetzt hatten, sich nun auch in *Valdivia* niederlassen wollten. Während der letzten Revolutionskriege verbanden sich die meisten Araucaner mit den königlichen Truppen gegen die Armee der Patrioten. Ein eben solches Freundschaftsbündnifs, meint nun *Stevenson*, hätte die jetzige Regierung von Chili, seitdem 1822 die letzten Spanier aus *Araucania* vertrieben wurden, auch mit den Einwohnern dieser Landschaft abschliefsen sollen, was vermittelst

*) Wenn Chili (das eigentliche) von mehren Reisenden das *südamerikanische Italien* genannt worden: so scheint *Araucania* der höhern Breite und der sonstigen Eigenthümlichkeit der südlichen Halbkugel zu Folge, das *südamerikanische Teutschland* zu seyn.

D. H.

angemessener Geschenke gar nicht schwer gewesen seyn würde. Die Araucaner seien durch jenen langen Verkehr mit den Spaniern an mancherlei Luxus gewöhnt worden, und wenn eine andere europäische Nation diesen Umstand benütze, so dürfte es ihr ziemlich leicht werden, Niederlassungen daselbst zu gründen, und durch Aufmerksamkeit und höfliches Benehmen die Zuneigung der gutmüthigen Einwohner zu gewinnen. Vielleicht gelänge es andern Europäern eher, als den Spaniern, die Araucaner gesitteter zu machen und zum Christenthume zu bekehren. Dieses würde eine erhöhte Gewerbsamkeit, vermehrte Benützung des Bodens und einen beträchtlichen Anwachs ihres Wohlstandes zur Folge haben, wodurch auch ein gröfseres Bedürfnifs nach dem Verkehr mit andern Völkern hervorgebracht werden würde. Schon jetzt zweifelt *Stevenson* gar nicht, dafs weifse und grünlichblaue Flannels, Salz, Zucker, Tabak, Pferdegebisse, Messer, Äxte und Beile, Nägel, Knöpfe, Glasperlen und anderes Flitterwerk nicht ohne Vortheil an die Araucaner gegen Häute, Ponchos, und einiges Gold abgesetzt werden könnten. Die Ponchos, besonders die unter dem Namen *Balandranes* bekannte Sorte, würden wieder einen sehr guten Absatz in *Peru* und *Chili* finden.

Zu Chili wird auch noch der Archipel von *Chiloe*, südlich von Araucania, zwischen 41° 50′ und 43° 55′ südlicher Breite und nahe an der Küste von Patagonien, gerechnet. Er heifst auch der *Archipel de los Chonos* (Tschonos), von den Indiern, welche sonst hier häufig Muscheln fingen. Es sollen der Zahl

nach an 3000 kleine und gröfsere Felsenmassen seyn. Sie wurden im Jahr 1558 durch den spanischen General *Don Garcia de Mendoza* entdeckt. Sein Begleiter, der schon oben erwähnte Dichter *Don Ercilla*, schwamm über das Meer bis zu der südlichsten Insel der ganzen Gruppe, schnitt in einen Baum seinen Namen, nebst einigen Versen, Datum und Jahreszahl ein und erwarb sich so den Ruhm, unter allen Europäern am weitesten nach Süden gekommen zu seyn, was damals, wo die Magellans-Strasse noch nicht entdeckt war, allerdings seine Richtigkeit hatte. Mit Ausnahme der Inseln *Chiloe*, *Quinchau*, *Calbuco* und einiger andern, ist keine von allen übrigen bewohnbar. Die gröfste, *Chiloe*, hat eine Menge Häfen; aber keiner ist tief genug für grofse Schiffe; aufserdem würden sie, wegen der vortrefflichen Lebensmittel, an denen Chiloe reich ist, herrliche Erfrischungsplätze für die englischen und nordamerikanischen Walfischfänger seyn, die die Westküste des südlichsten Amerika alljährlich besuchen. Die Witterung ist einen grofsen Theil des Jahres hindurch regnerisch und nebelig, aber keineswegs ungesund. Im Winter giebts viel Schnee und Frost. Auf dem sehr gebirgigen aber dennoch fruchtbaren Boden der Insel gedeihen Mais, Baum- und Gartenfrüchte. Die Gröfse Chiloes und der übrigen bewohnbaren Inseln dieses Archipels beträgt an 172 Flächenmeilen, worauf sonst an 70000 Einwohner, (über 12000 Weifse, spanische Creolen und an 10000 unterworfener Indier) lebten, welche von Fischerei, Viehzucht, und der

Verfertigung einiger Wollenwaaren lebten, auch grofse Vorräthe von Salzfleisch nach *Callao* schickten. Der Hauptort ist das befestigte *Castro*, an der Ostküste Chiloes, das sonst einen spanischen Statthalter nebst einiger Besatzung hatte.

Westlich von Chili liegen im Grofsen Weltmeere die gleichfalls dazu gehörigen jetzt unbewohnten Inseln *Juan Fernandez*, *Santa Maria*, und *Masafuera* (d. h. weiter draufsen, weil sie die westlichste ist), etwa unter 33° 40′ Breite und 79° bis 81° westlicher Länge von Greenwich. Mad. *Graham* besuchte sie bei ihrer Abreise von Chili, am 18. Jan. 1823, an Bord des Schiffes des *Lord Cochrane*. *Juan Fernandez* ist reich an fruchtbaren Thälern so wie an Wasser. Der Boden ist rothbräunlich, hat kleine Hügel und Lagen von glänzend rothem Thon, und besteht grofsentheils aus Lava, Puzzolanerde und Bimsstein, was den vulkanischen Ursprung dieser Inseln beweifst. Sie waren vormals ein Verweisungsort für spanische Staatsgefangene, welche eine Menge Fruchtbäume und Gartengewächse hier angepflanzt und auch einige Rindviehzucht zu treiben begonnen hatten. Aber schon unter der spanischen Regierung suchte man, aus Furcht, dafs die Verbannten einst zu wohlhabend werden und sich unabhängig machen dürften, das Aufkommen der Inseln zu verhindern, und als im Jahr 1821 ein Aufstand ausbrach, in dessen Folge die Gefangenen, nachdem sie den Statthalter und die Besatzung entwaffnet hatten, auf den Böten eines amerikanischen Walfischfingers entflohen, gab die neue Regierung die militäri-

sche Besetzung dieser Inseln ganz auf und vernichtete die Festungswerke. Gegenwärtig legen nur noch Walfischfänger an diesen Inseln an, um sich mit Wasser zu versorgen. Nach *Caldcleugh* ist in den letzten Jahren Sandelholz daselbst gefunden worden.

## II.

# Die La Plata-Provinzen. *)

Die gegenwärtig unter der Benennung der *Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata* bekannte Länderstrecke des südlichen Amerika machte ehedem den gröfsten Theil des spa-

*) Nach *De Azara* (Reisen in Süd-Amerika, in den Jahren 1781 bis 1801. Aus dem Spanischen von *Walkenaer* und nach dem Französischen von *Lindau*. 3 Theile. Leipzig, 1810.), *Caldcleugh* (Travels in South-America etc.) *Nuñez* (Esquisses historiques, politiques et statistiques de Buenos-Ayres, etc. etc. aus dem Spanischen von *Varaigne*. Paris, 1826.), *Head* (Rough Notes taken during some rapid Journey's across the Pampas etc. London, 1826.) und *Miers* (Travels in Chile and La Plata etc. II. Vols. London, 1826.)

D. H.

nischen Vice-Königreichs Rio de la Plata aus, und erstreckte sich ungefähr von 23 bis 41° südlicher Breite und von 51° bis 70° westlicher Länge von Greenwich. Die La Plata-Provinzen gränzen in Norden an den Freistaat Bolivia und an Paraguay, in Osten an Brasilien und das Äthiopische Weltmeer, in Süden an Patagonien und in Westen an Chili, von welchem sie durch die Anden getrennt werden. Die gesammte Oberfläche mag an 32000 geographische Geviertmeilen betragen. Nach *Nuñez* besteht das Ganze aus folgenden vierzehn Provinzen: *Buenos Ayres*, *Entre Rios*, *Santa Fé*, *Corrientes*, *Cordova*, *San Juan*, *San Luis de la Punta*, *Salta*, *Santiago del Estero*, *Tucuman*, *Catamarca*, *Rioja*, *Mendoza* und *Jujui* (*Xuxui*).

Die Oberfläche des Landes bietet, mit Ausnahme des zum östlichen Abfalle der Andenkette gehörigen Theiles der westlichen Provinzen und einiger an Brasilien und Bolivia gränzenden Bezirke, den Anblick einer ungeheuern, an manchen Stellen fast wagrechten Ebene dar. Nur hier und da finden sich einzelne aus Sandstein bestehende Berge oder vielmehr Hügel von kaum 90 Klafter Höhe.

Die südlichern Ebenen sind unter dem Namen der *Pampas* bekannt und bieten auf eine Ausdehnung von 300 Meilen Länge und 200 Breite den einförmigsten Anblick dar, der sich nur vorstellen läßt. Ungeachtet die ganze Wassermasse, welche aus den Quellen des Andengebirges hervorbricht und sich durch Regen sammelt, nach Osten hin zahllose Bäche und Flüsse bildet;

so erreichen doch nur eine sehr geringe Anzahl den La Plata-Flufs und das Meer. Die meisten bleiben aus Mangel an Gefälle in der Ebene stehen, versiegen und verdunsten. Aus dieser Ursache wird dieses Land auch niemals durch Kanäle bewässert werden können. Die wagrechte Beschaffenheit dieser Ebenen begünstigt auch die Entstehung vieler Seen, welche aber wenig Tiefe haben und im Sommer, wo es nicht regnet, austrocknen. Im Ganzen ist jedoch der Boden nicht unfruchtbar, wie sich schon aus den zahllosen Viehheerden schliefsen läfst, die die Pampas bedecken. Aber eine Bearbeitung des Bodens auf europäische Art ist, den angeführten Umständen zufolge, nicht möglich.

Der Hauptstrom des Landes ist der ungeheure *La Plata* oder Silberstrom *). Er entsteht aus der Vereinigung des *Paraná* und *Uraguay* etwa 15 Meilen oberhalb und nördlich von der Stadt *Buenos Ayres*, die an seinem rechten Ufer liegt. Die Indier nennen ihn *Parana Guazu*, d. h. der *Grofse Paraná*, zur Unterscheidung von dem eigentlichen Paraná. Die geringste Breite des *La Plata* ist 10 und seine gröfste, am Ausflusse ins

*) *La plata* bedeutet im Spanischen *Silber*. Da dieses Wort im Lateinischen *Argentum* heifst, so nennt man auch die La Plata-Staaten, besonders aber *Buenos Ayres*, die *Argentinische Republik*. D. H.

Atlantische Meer, vom Vorgebirge *Santa Maria*, nördlich, bis zu dem von *San Antonio*, südlich, 40 Wegstunden (Lieues). Manche Geographen setzen die Mündung des La Plata zwischen die Landspitzen *Santa Lucia* und *Las Piedras*, weil von hier an sein Wasser aufhört, süfs zu seyn. So ungeheuer indessen die Breite dieses Stromes ist, so gering ist seine Tiefe, und die Schiffahrt auf demselben hat daher mit mancherlei Hindernissen und Gefahren zu kämpfen. *)

Der *Paraná* entspringt in den Gebirgen der brasilischen Landschaft *Minas geraes*, nach *Azara* zwischen 17° 30′ und 18° 30′ südlicher Breite, nach neuern Karten einige Grade südlicher, fliefst, nachdem er sich durch mehre andere Flüsse ansehnlich verstärkt hat, zuerst nach Westen, dann nach Südwesten und Süden, hernach wieder nach Westen und von *Corrientes* an, wo er den *Paraguay* aufnimmt, abermals in einem sich ein wenig nach Westen krümmenden Bogen nach Süden, wo er durch die Vereinigung mit dem *Uruguay*, wie schon gesagt, den *La Plata* bildet. Die Breite des Paraná bei Corrientes beträgt an 1500 Klafter und die Wassermasse ist nach *Azara*'s Schätzung wenigstens zehn Mal gröfser als die des *Paraguay*. Azara berechnete die Wassermenge des letztern Flufses, und fand, dafs bei *Assumcion*, ungefähr 35 Meilen oberhalb Cor-

*) *Nuñez*, S. 176 — 181.

rientes, in der Stunde, bei mittlerm Wasserstande, ungefähr 200000 Kubikklafter abfliefsen. Der *Paraná* ist sehr reich an Inseln. Durch die Regengüsse in Brasilien schwillt er zuweilen aufserordentlich an; am gröfsten jedoch sind seine Überschwemmungen im Dezember. Die vielen Wasserfälle machen, dafs dieser Strom, ungeachtet seiner Stärke, nur auf kurze Strecken und nur für kleine Fahrzeuge schiffbar ist. Der furchtbarste jener Wasserfälle ist der von *Guayra*, etwa unter 24° Breite. Das selbst bei mittlerer Wasserhöhe schon sehr tiefe und an 2100 Klafter breite Strombett verengt sich hier plötzlich zu nicht mehr als 30 Klafter Breite und stürzt sich auf einer Abdachung von etwa 50° Neigung gegen den Horizont, mit furchtbarer Wuth in eine Tiefe von 52 Fufs hinab. Man hört das Tosen dieses Wassersturzes auf sechs Stunden weit. Diefs ist jedoch nur die Stelle des Wasserfalles, wo der Sturz am gewaltigsten ist. Genau genommen mufs man den ganzen Weg von 33 Stunden, den der Strom von hier an bis zur Mündung des *Yguazu* oder *Curitiba* (unter 25° 41′ Breite) zurücklegt, als eine Fortsetzung desselben Falles betrachten. Denn der Strom hat in dieser ganzen Ausdehnung einen sehr beträchtlichen Fall und fliefst zwischen steilen Felsenufern, die sein Bett bis auf 47 Klafter verengen.

Der *Paraguay* entspringt unter 13° 30′ Breite, in den hohen Gebirgen der brasilischen Landschaft *Matto Grosso*, von welchen sich eine Menge Flüsse nach allen Weltgegenden hin

ausbreiten. Der *Paraguay* nimmt seinen Lauf nach Süden, verstärkt sich durch mehre, hauptsächlich von Westen, aus dem Andengebirge kommende Flüsse, worunter der *Pilcomayo*, der *Rio Vermejo* und der *Rio Salado* *) die ansehnlichsten sind, und ergiefst sich, wie bemerkt, bei *Corrientes* in den *Paraná*. Obschon das Bett des *Paraguay* im Allgemeinen schmal ist, so hat es doch weder Klippen noch andere Hindernisse, und immer genug Fahrwasser, und der Flufs ist daher schon von 17° Breite an bis zu seiner Mündung überall schiffbar.

Der *Uruguay* entspringt in den Gebirgen der brasilianischen Landschaft *Rio grande*, westlich von der Insel St. Katharina, zwischen 27 und 28° Breite. Er fliefst Anfangs nach Westen, wendet sich dann nach Südwesten und endlich nach Süden. Unter seinen zahlreichen Nebenflüssen sind der *Ybicuy* und der *Rio negro* (Schwarze Flufs), welche beide ebenfalls von Osten, aus der *Banda oriental* kommen, die ansehnlichsten. Der *Uruguay* hat da, wo er sich mit dem Paraná vereinigt, fast eben so viel Wasser als dieser. Sein Lauf ist, da er durch weniger ebene Gegenden fliefst, schneller und reifsender als der der beiden andern Flüsse. Die Zeit seiner gröfsten Anschwellung sind

*) Das Wort *Rio* ist das spanische Gattungswort *Flufs*; *Rio Vermejo* oder *Bermejo* heifst der *rothe Flufs*, *Rio Salado*, der *salzige Flufs*.

D. H.

die Monate August, September und Oktober. Er ist gleichfalls sehr reich an Wasserfällen und Stromschnellen. Gröfsere Fahrzeuge können gewöhnlich nur bis zum Riffe *Salto Chico*, unter 31° 23′ Breite, und blofs bei hohem Wasserstande bis zum *Salto Grande*, unter 31° 12′, hinauffahren. Von hier aus bis etwa 36 Wegstunden von seiner Quelle ist er nur für Kähne schiffbar.

Unter den schon oben erwähnten zahlreichen *Seen* dieser Länder, deren Entstehung gröfstentheils durch die wagrechte Beschaffenheit des Bodens begünstigt wird, ist der *Ybera*, südlich vom Paraná und östlich von Corrientes, der merkwürdigste. Er nimmt einen Flächenraum von mehr als 60 geographischen Geviertmeilen ein, hat in Norden, da wo er sich dem Paraná nähert, von dem er nur wenige Meilen entfernt ist, an 30 Stunden Breite und dehnt sich nach Süden hin ebenfalls bis zu 30 Stunden aus. Hier bildet er den sogenannten Busen von *Yuquicua*, und verwandelt sich noch weiter südlich in den beträchtlichen Flufs *Miriñay*, welcher in den *Uruguay* fällt. An der Westseite des Ybera entströmen ihm drei andere nicht minder ansehnliche Flüsse, *Santa Lucia*, *Corrientes* und *Bateles*, welche sich in den Paraná ergiefsen. Ungeachtet dieser Abflüsse und seines gänzlichen Mangels an allen Zuflüssen bleibt der See dennoch das ganze Jahr hindurch fast unverändert. Der gröfste Theil seiner Oberfläche ist ein mit allerlei Wasserpflanzen, selbst hier und da mit Bäumen bedeckter, Sumpf und nur acht oder zehn Stellen sind reine Wasseransammlungen. Der See empfängt

sein Wasser, aufser der Regenzeit, blofs vermittelst der Durchsickerung (Filtration) des Paraná. Wegen der Menge von Wasserpflanzen ist es auch unmöglich, auf irgend eine Weise in das Innere des Sees einzudringen. Die Erzählungen einiger Jesuiten von Zwergvölkern, die dasselbe bewohnen sollen, gehören unter die Fabeln. *Azara* vermuthet, dafs der Paraná ehemals durch den Ybera geflossen sei und auch in Zukunft dieses alte Bett wieder aufsuchen werde.

Was das *Klima* der La Plata-Provinzen betrifft, so läfst sich schon aus der grofsen Ausdehnung des Landes von Norden nach Süden schliefsen, dafs es sehr verschieden seyn müsse. Zu *Assumcion* (der Hauptstadt von Paraguay, welches zwar nicht zu den La Plata-Staaten gehört, aber doch ungefähr gleiche Breite mit den nördlichsten Gegenden derselben hat, nämlich 25° 16′ 40″) stieg, nach *Azara*, das Fahrenheitsche Thermometer an gewöhnlichen Sommertagen auf 85 Grad (ungefähr 24 Reaum.) und an den heifsesten auf 100 Grad (etwas über 30° Reaum.) An Wintertagen, die man kalt nannte, fiel es auf 45 (etwa 6° Reaum. über Null). Viele Bäume verloren alsdann ihre Blätter. Die Winter von 1786 und 1789, wo das Wasser gefror und einige Pflanzen zu Grunde gingen, gehörten zu den ungewöhnlichen. In der Regel bringt der Süd- oder Südostwind Kälte, der Nordwind Wärme. Die herrschenden Winde sind Ost und Nord. Der Südwest bringt heitere Luft und Trockne. Westwinde sind äufserst selten und dauern kaum zwei Stunden.

In *Buenos-Ayres*, unter 34° 36′ 28″ Breite, fand *Azara* die Kälte empfindlicher als in Assumcion. Der Winter heifst gewöhnlich, wenn blofs drei oder vier Tage vorkommen, an welchen das Wasser von einer schwachen Eisdecke überzogen ist, streng, wenn diese Erscheinung häufiger bemerkt wird. Nach einer von *Nuñez* für das Jahr 1822 mitgetheilten Tafel war der höchste Thermometerstand, am 11. Jan., 91° Fahr. oder 26⅔ Reaum., der tiefste, am 19. Aug., 36° Fahr. oder 1⅞ Reaum., und die mittlere Wärme des ganzen Jahres 62° Fahr. oder 13⅓ Reaum.; der höchste Barometerstand betrug, am 11. Sept., 30$^{41}/_{100}$ engl. Zoll (28½ franz. *)), der niedrigste, am 9. Dez., 29$^{15}/_{100}$ engl. Zoll (27⅓ franz.) und der mittlere Stand fürs ganze Jahr 29$^{71}/_{100}$ engl. Zolle (27$^{85}/_{100}$ franz.). Schöne Tage gab es in demselben Jahre 207, wolkige 80, regnerische 78, und Gewitter 28. Die Winde sind heftiger als in den nördlichern Gegenden; die Westwinde häufiger; die Südostwinde bringen im Winter immer Regen; im Sommer sind sie trocken, aber anhaltender und heftiger und heben nicht selten Staubwolken auf, welche die Sonne verdunkeln und äufserst unangenehm sind. Die heftigsten Winde sind die über die Pampas herkommenden Südwestwinde (*Pamperos*), welche nicht selten als furchtbare Orkane auftraten. Aber sie sind auch zugleich die gesündesten, und vertreiben besonders auf eine Zeit

*) 12 englische Zolle sind soviel als 11¼ Pariser.

lang die grofse Feuchtigkeit, welche in den Häusern von Buenos-Ayres eines der gröfsten Übel und vielleicht, nach *Varaigne*, dem fast gänzlichen Mangel an Kellern zuzuschreiben ist. Die nach Süden gerichteten Wände der Gebäude sind mit Gras oder Moos bedeckt und die Südseite der Dächer ist mit einer, fast drei Fufs hohen Pflanzendecke bewachsen, von welcher sie, wenn das Gebäude nicht zu Grunde gehen soll, alle zwei oder drei Jahre gereinigt werden mufs. Gleichwohl hat diese grofse Feuchtigkeit im Ganzen keinen nachtheiligen Einflufs auf die Gesundheit der Einwohner, und der fast zwei Drittel des Jahres herrschende klare Himmel erhöht das Lebensgefühl ungemein. Die Reinheit der Luft ist so grofs, dafs man nach *Nuñez* (S. 208) in den Jahren 1819 und 1823 die Venus am hellen Tage sehen konnte. Schnee ist eine äufserst seltene, vielleicht in 20 bis 30 Jahren ein Mal vorkommende Erscheinung in *Buenos-Ayres*; dagegen ist die Regenmenge sehr beträchtlich und die Gewitter sind besonders heftig und schlagen häufig ein.

Im Ganzen sind die La Plata-Länder sehr gesund, und selbst die Nachbarschaft wasserreicher Plätze und überschwemmter Gegenden, die man so häufig findet, hat keinen nachtheiligen Einflufs auf die Gesundheit der Einwohner. *Buenos-Ayres* hat sogar den Namen von seiner gesunden Lage erhalten; denn diese zwei Worte heifsen im Spanischen »*gute Lüfte.*« Ungeachtet der feuchten Luft und des reichlichen Thaues schläft man, besonders auf dem Lande, fast den gröfsten Theil des Jahres hin-

durch im Freien, und auf der blofsen Erde. Selbst Fremde gewöhnen sich bald daran, besonders auf der Reise, wo die Noth dazu zwingt. Nach *Caldcleugh* sind die Auszehrung und Unterleibsbeschwerden die gemeinsten Krankheiten unter den gebildetern Klassen von Buenos-Ayres. In den letzten Jahren ist die Kuhpocken-Impfung eingeführt worden.

Weiter nach Westen hin ist nichts von der in den östlichen Bezirken herrschenden Feuchtigkeit zu spüren, und die Provinzen *San Luis* und *Mendoza* zeichnen sich im Gegentheil durch eine grofse Trockenheit der Atmosphäre aus, ungeachtet es hier nicht an Pflanzenwuchs fehlt. Es fällt bei der Nacht kein Thau, und todte Thiere verwesen nicht, sondern trocknen zu Mumien zusammen, so dafs *Head* oft nicht gleich unterscheiden konnte, ob sie wirklich todt oder noch am Leben seien und blofs schliefen.

Der *Mineral*-Reichthum der La Plata-Staaten besteht vornehmlich in *Salz*. Besonders in den Pampas ist das Erdreich fast überall damit geschwängert, ein Beweis, dafs diese Gegenden, wie in Asien die Steppen um das Kaspische Meer, in frühern Zeiten vom Meere bedeckt gewesen sind. Besonders wird eine salzige Thonerde, *Barrero* genannt, von den Thieren mit grofser Begierde gegessen, und sie befördert, wenn sie nicht im Übermafs genossen wird, ihr Wohlseyn. Auch viele Gewässer, z. B. die Flüsse *Pilcomayo* und *Vermejo*, so wie die Landseen, haben bei niedrigem Stande einen Salzgeschmack. Wenn die

Letztern austrocknen, so ist der Boden mehre Finger dick mit Salz überzogen. Etwa 130 Wegstunden westsüdwestlich von *Buenos-Ayres* findet man die grofse *Laguna de Salinas* (d. h. Salzsee), welche vortreffliches Kochsalz enthält. Ehemals zog jährlich im September eine grofse Menge Leute aus, um das Salz dieses Sees zu sammeln, welches in Buenos-Ayres, nachdem es gereinigt war, dem europäischen vorgezogen wurde. Im Ganzen geniefsen jedoch die Einwohner, besonders in Buenos-Ayres, sehr wenig Salz, was zum Theil der grofsen Feuchtigkeit der Wohnungen zuzuschreiben seyn mag, indem es nirgends gehörig aufbewahrt werden kann. Vor der Ankunft der Europäer war den Eingebornen dieser Länder der Gebrauch des Salzes gänzlich unbekannt. Man bedient sich gegenwärtig seiner am meisten bei der Viehzucht. Auch viele Pflanzen sind salzhaltig, und manche Völkerschaften der nördlichen Gegenden bereiten, nachdem sie solche verbrannt haben, aus der Asche und den Kohlen derselben Kugeln, mit welchen sie ihre Speisen würzen.

Mehre Gegenden sind auch reich an *Salpeter* und man gewann denselben ehemals zur Verfertigung des Schiefspulvers.

Wie sich von einem fast durchaus ebenen Lande erwarten läfst, ist das Gebiet der La Plata-Staaten im Ganzen arm an *Metallen*. Eine grofse Naturmerkwürdigkeit ist die ansehnliche Masse von *Meteoreisen*, welche sich in der grofsen Ebene von *Chaco*, 70 Meilen von der Stadt *Santiago del Estero* auf einem thonigen, von Steinen ganz entblöfsten Boden befindet und

gar nicht in denselben eingesenkt seyn soll. Es ist ein Block von 13 Palmos *) Länge, 8 Palmos Breite und 6 Palmos Höhe. Sein Gewicht wird auf 300 Centner geschätzt. *Don Rubin de Celis*, der im 78. Bande der Londoner Philosophical Transactions die erste genaue Nachricht von dieser Eisenmasse gegeben hat, hielt sie für vulkanischen Ursprungs, was jedoch, da vielleicht 300 Stunden in die Runde kein Vulkan vorhanden ist, nicht den mindesten Glauben verdient. Auch kann sie, bei dem gänzlichen Mangel an Eisenminen in Süd-Amerika nicht von einem Flusse herbeigeschwemmt worden seyn. Die krystallinische Beschaffenheit der Oberfläche und der Gehalt an *Nickel* setzen es aufser allen Zweifel, dafs dieser Eisenblock, gleich denen von Sibirien, Bahia u. a. meteorischen Ursprungs sei. Dafs nach *Azara* Zink darin vorhanden seyn soll, scheint auf einer falschen Beobachtung zu beruhen. Die äufsere, sich auch durch eine ziemlich helle, dem Silberweifsen nahe kommende Farbe **) auszeichnende, Rinde mufs einige Zeit nach dem Her-

*) Ein *Palmo* hat 9 castilische Zolle; 12 solcher Zolle, oder ein castilischer Fufs, betragen 125$^{1}/_{10}$ französische Linien, oder beinahe 10$^{1}/_{2}$ französische Zolle.

D. H.

**) Eine ähnliche Farbe hat auch die Rinde des sogenannten *Verwünschten Burggrafen* zu *Elbogen* in Böhmen, dessen meteorischen Ursprung Hr. Gubernialrath *Neumann* zu Prag dargethan

abfallen aus der Luft noch sehr weich gewesen seyn; denn man bemerkt darauf Eindrücke von Händen und Füfsen grofser Menschen, so wie von Füfsen mehrer grofsen Vögel der dortigen Gegend. Das Eisen dieser Masse ist unter dem Hammer dehnbar, widersteht der Feile nicht, ist aber äufserst hart. *Caldcleugh* sah ein grofses Stück davon in der Zeugschmiedte zu Buenos-Ayres, wo damals auf Befehl der Regierung ein Paar Pistolen und ein Doppelhaken (Blunderbuss) zum Geschenk für den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika daraus verfertigt wurden. Die Arbeiter beklagten sich sehr über die Zähigkeit dieses Eisens. Die wichtige »Mine von Gediegeneisen« (Mine importante de Fer natif), deren *Nuñez*, S. 301, bei der Beschreibung der Provinz Santiago del Estero erwähnt und welche seit dem Ausbruch der Revolution viel Eisen geliefert haben soll, ist unstreitig einerlei mit der beschriebenen Masse. Dafs man dieses Eisen verarbeitet, ist nicht zu verwundern, aber dabei zu befürchten, dafs nach und nach dieses merkwürdige Naturerzeugnifs gänzlich verschwinden werde.

*Gold*- und *Silber*-Bergwerke giebt es nur in den westlichen, am Abhange der Andes liegenden, und in einigen Gebirgs-

---

hat. Man sehe über Meteormassen den IV. Band meines *Gemäldes der physischen Welt*, S. 355 — 381.

D. H.

gegenden der nördlichen Landschaften. Man zählte in dem ehemaligen Vice-Königreich Rio de la Plata an 57 dergleichen Bergwerke, wovon aber die meisten gegenwärtig zu dem Freistaate *Bolivia* gehören. Aufserdem gab es noch 2 Zinn-, 7 Kupfer- und 7 Bleigruben. Die berühmte Gold- und Silbermine *Famatina*, 35 Stunden östlich von *Rioja*, gehört noch immer zu dem Gebiet der la Plata-Staaten. Aber schon während der spanischen Herrschaft wurde der Bergbau in diesen Ländern nur schläfrig betrieben und durch die Revolution, wo Alles zu den Waffen greifen mufste, kam er ganz in Verfall. Zwar bildeten sich, wie für Chili, in England mehre Actien-Gesellschaften, welche die Bearbeitung der verlafsnen Gruben zum Zwecke hatten und sich grofsen Gewinn davon versprachen. Aber die Erfahrungen der letzten Jahre haben diese Hoffnungen getäuscht und es sind ungeheure Summen dabei verloren worden. *Head* beweist, dafs diese Verluste gröfstentheils aus Unkunde der geographischen Beschaffenheit jener Länder überhaupt, und der örtlichen Verhältnisse insbesondere hervorgegangen sind. Da er die La Plata-Staaten und einen Theil von Chili während der Jahre 1824 und 1825 eigens in Auftrag einer brittischen Bergwerks-Gesellschaft und in der Absicht bereiste, sich genaue Kenntnifs von den dortigen Gruben zu verschaffen: so verdienen seine Berichte vollen Glauben, und zwar um so mehr, als seine ganze Erzählung das Gepräge scharfer Beobachtung und grofser Unparteilichkeit an sich trägt. Auch sind seine Behaup-

tungen durch die fast gleichzeitig erschienene Reisebeschreibung seines Landsmanns *Miers* auffallend bestätigt worden.

Man sieht aus *Head*'s Reisebericht, dafs die Regierung der La Plata-Staaten sich von dem künftigen Flor ihrer Bergwerke und von einer daraus hervorgehenden Vermehrung des öffentlichen Einkommens keine sonderlichen Hoffnungen machen darf. *Head* schildert in der Kürze, aber mit scharfen Umrissen und mit lebhaften Farben, die physischen, moralischen und politischen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche sich der Bearbeitung der dortigen Bergwerke, besonders durch Britten oder andere fremde Völker, entgegen stellen. *)

Er findet die physischen Hindernisse und Schwierigkeiten zuvörderst in den grofsen Entfernungen, in welchen die Bergwerke theils von einander selbst, theils von den nächsten Ortschaften liegen, den dahin führenden schlechten Wegen, zum Theil über Flüsse und Bäche ohne Brücken, der Lage der Gruben mitten zwischen hohen, bis tief in den Sommer mit Schnee bedeckten Gebirgen; u. s. w. Besonders erschwert der Wassermangel während des Sommers die Anwendung von Maschinen, Waschwerken etc. Von moralischer Seite stellen sich dem Aufblühen dieser Bergwerke hauptsächlich Mangel an Bildung, Betriebsamkeit und Rechtlichkeit der Einwohner entgegen.

---

*) *Rough Notes*, etc. S. 273 u. ff.

Sowohl die Reichen als die Armen scheuen jede Art von Geschäft oder anstrengender Arbeit und machen sich kein Gewissen daraus, die eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt zu lassen. Die aus Europa eingeführten Bergleute gewöhnen sich schwer an Klima und Landesart, werden träge, krank oder liederlich u. s. w. In politischer Rücksicht liegt ein Haupthindernifs des Aufkommens aller südamerikanischen, vormals spanischen Bergwerke in den neuen Verfassungen jener Länder. Die spanische Regierung machte den Bergbau zum Hauptzweige ihrer Staatsindustrie und betrieb ihn durch gezwungene Arbeiter. Gegenwärtig aber ist man auch mit andern Erwerbsquellen bekannt geworden und nur hoher Lohn ist im Stande, dem so beschwerlichen Bergbau noch Arbeiter zu gewinnen. Das Hauptübel aber liegt in der Schwäche der jetzigen Regierung der La Plata-Staaten, und in der geringen Festigkeit des ganzen, über einen so unermefslichen Flächenraum ausgebreiteten Staatenverbandes, indem die Ortsbehörden und Provinzial-Regierungen sich wenig um die von der Central-Gewalt ausgehenden Befehle kümmern und der fremde Unternehmer selten im Stande ist, bei Streitigkeiten sich Hilfe und Recht zu verschaffen.

Das *Pflanzenreich* kann in einem Lande, dessen Boden gröfstentheils eben und von gleichförmiger Beschaffenheit ist, keine beträchtliche Mannichfaltigkeit darbieten und nur die Entfernung vom Äquator kann einigen Unterschied hervorbringen. Ein grofses Übel, an dem fast alle Provinzen leiden, ist der

Mangel an Stammholz. Vom Platastrome bis zur Magellanischen Straſse giebt es keine Wälder, eben so wenig in den mittlern und östlichern Theilen der Pampas. Bloſs die nördlichern Landschaften und die Inseln des Paraná sind ziemlich reich an eigenthümlichen Holzgattungen. Besonders dicht sind die Wälder an den Ufern der Flüsse und Bäche, aber nur wenige gesellige Baumarten findet man, und man muſs oft eine groſse Strecke durchwandern, um nur ein Dutzend von einer und derselben Art anzutreffen. Die Gegenden nach dem Wendekreise hin sind zum Theil mit Gebüschen von baumartigen Farrenkräutern bedeckt.

Die Pampas gewähren, je nach der Entfernung von Osten nach Westen, einen verschiedenen Anblick. *Head* theilt die ganze Strecke, welche er von *Buenos-Ayres* bis *Mendoza* durchreist hat, in drei Bezirke. Der erste, von Buenos-Ayres bis etwa 180 (engl.) Meilen weit, ist mit Klee und Disteln bewachsen; der zweite bringt, in einer Ausdehnung von 400 Meilen, bloſs hohes Gras hervor, und der dritte, bis zum Fuſs der Cordilleren sich erstreckende, ist mit niedrigen Bäumen und Sträuchen bedeckt. Der zweite und dritte Bezirk haben fast das ganze Jahr hindurch das nämliche Anschen; die Bäume und Sträuche sind immer grün, und die ungeheure Grasebene ändert bloſs ihre Farbe vom Grünen ins Braune. Der erste Bezirk dagegen gewährt nach Maſsgabe der Jahreszeiten einen verschiedenen Anblick. Die Disteln haben im Winter groſse, saftige Blät-

ter und die ganze Oberfläche des Landes sieht aus wie ein Rübenfeld. Auch der Klee steht um diese Jahreszeit am üppigsten und der Anblick des darin in voller Freiheit weidenden Viehes ist überaus schön. Im Frühling ist der Klee verschwunden und die Distelblätter breiten sich längs dem Boden aus. Aber in weniger als vier Wochen verändert sich die Scene; die ganze Ebene weit und breit ist ein üppiger Wald ungeheurer Disteln, welche unterdessen zu einer Höhe von 10 bis 11 Fufs emporgeschossen sind und jetzt in voller Blüthe stehen. Die Aussicht in die Ferne ist benommen, kein Stück Vieh ist sichtbar und selbst die Strafse ist versperrt, indem die Disteln so dicht beisammen stehen, dafs sie, ungerechnet die Stacheln, womit sie bewaffnet sind, eine undurchdringliche Wand bilden. Das plötzliche Wachsthum dieser Pflanzen ist wahrhaft erstaunungswürdig, und ein feindliches Heer, das um diese Zeit in das Land einfallen sollte, ohne mit dieser Eigenthümlichkeit desselben bekannt zu seyn, würde sich in der That von den Distelwäldern eingeschlossen sehen und weder rück- noch vorwärts können. Noch ehe der Sommer zu Ende geht, verändert sich die Scene aufs neue. Die Disteln werden welk und farblos; die Köpfe hangen herab, die Blätter schrumpfen zusammen, die Stengel werden dürr und schwarz und lassen, vom Winde bewegt, ein lautes Gerassel vernehmen, bis endlich die Südwest-Stürme (die *Pamperos*) kommen und Alles zu Boden werfen. Aus dem durch ihre Verwesung frisch gedüngten Boden

sproſst nun wieder der Klee auf und in kurzer Zeit grünt die Ebene wie zuvor.

In manchen Gegenden werden die Pflanzen, wenn sie bis zur vollen Höhe emporgewachsen sind, angezündet, damit sie von neuem ausschlagen und dem Viehe ein zartes Futter liefern. Wird das Feuer nicht mit Vorsicht angelegt, so verbreitet sich der Brand, bis Flüsse oder Straſsen ihm Gränzen setzen. *Azara* reiste südlich von Buenos-Ayres über 100 Meilen in einer Ebene, welche man kurz vorher auf ein Mal angezündet hatte, und wo die Pflanzen von neuem aufzukeimen anfingen. Bei solchen Bränden geht eine Menge von Insekten und andern kleinen Thieren zu Grunde, und selbst Pferde kommen um, weil sie nicht, wie das Rindvieh, den Muth haben, durch das Feuer zu entfliehen.

Sehr häufig sind in den La Plata-Ländern, wie im ganzen wärmern Südamerika, die *Cactus*. Ihr Stamm wird zum Theil 20 bis 24 Fuſs hoch und ist so rund, als ob er auf der Drechselbank abgedreht wäre. In den Gegenden um den Paraná her findet man an den Ufern der Bäche und in den Seen eine Gattung *Schilfrohr*, dick wie ein Mannsschenkel, hohl und äuſserst hart, so daſs es als Bauholz gebraucht werden kann. Die Jesuiten in *Paraguay* verfertigten aus diesem Rohre, während des Krieges 1752, Kanonen, indem sie dasselbe mit Rindsleder überzogen. Eine andere Gattung Schilfrohr hat sehr lange Röhren, dessen Knoten anderthalb bis zwei Fuſs von einander abstehen. Man bedient sich derselben als Formen zum Lichterziehen.

Die durch die Spanier eingeführten europäischen Fruchtbäume sind nicht fortgekommen, ausgenommen die herbe Pfirsche (hard peach) und die Olive. Sie wachsen überall in Menge, sobald es nur einigen Bäumen gelungen ist, eine solche Höhe zu erreichen, dafs sie die übrigen vor den Winden beschützen können. Denn diese sind in den Ebenen das Haupthindernifs, warum keine Bäume aufkommen können. Auch Kirschbäume sind in Menge vorhanden, tragen aber nur selten Früchte, weil die Blüthen von den Stürmen zerstört werden. An den Flüssen und Bächen werden auch Weiden gefunden. Die neue Regierung gibt sich, nach *Caldcleughs* Versicherung, Mühe, den Waldbau emporzubringen und versieht die Landwirthe zu billigen Preisen mit jungen Pflanzen. Nach Westen hin, besonders um Mendoza, gedeiht auch der Weinstock vortrefflich, Melonen und Äpfel aber, welche man gleichfalls in Menge antrifft, sind schlecht. Auch die europäischen Küchengewächse sind mit Erfolg in den La Plata-Staaten durch die Spanier einheimisch gemacht worden, werden aber nur von den Europäern gegessen. Der Gaucho verachtet sie und würde sich durch ihren Genufs zum Vieh erniedrigt glauben. — Von dem Acker- und Gartenbau insbesondere soll weiter unten gesprochen werden.

Was die *Thierwelt* dieser Länder betrifft, so sind besonders, wie in allen wärmern Ländern, eine Menge schädlicher und lästiger Insekten vorhanden, namentlich Wespen, Ameisen, Spinnen, Heuschrecken, Flöhe und Wanzen. Die Letztern wa-

ren den Eingebornen bis zum Jahr 1769 unbekannt, wo sie, wie man erzählt, zuerst mit dem Gepäcke eines aus Europa gekommenen Statthalters nach *Paraguay* gebracht wurden. Sie sind in manchen Gegenden Ursache, dafs man, wenn es die Witterung nur irgend zuläfst, des Nachts lieber im Freien schläft, als in den Wohnungen. Besonders lästig, noch mehr als die Moskiten, wird nach *Miers* eine geflügelte Wanzengattung, die *Benchuca* (wahrscheinlich, *Azara*'s *Rinchuca*). Sie sind wie unsere Wanzen eirund und glatt, aber viel gröfser, und schwellen, wenn sie sich voll Blut gesogen haben, bis zur Gröfse einer kleinen Pflaume an. Sie zapfen einem Menschen soviel Blut ab, als unsere gewöhnlichen Blutegel. Am Tage verbergen sie sich in den Zimmerdecken und Wandspalten. *Mendoza*, *San Juan* und die nördlichern Landschaften sind am meisten von dieser Hausplage heimgesucht. Da die Benchucas Flügel haben, so kann man die Wohnungen selbst durch die gröfste Reinlichkeit nicht vor ihnen bewahren. Eine nicht minder fürchterliche Hausplage sind in Buenos-Ayres die *Flöhe*. Der italiänische Missionär *Termeyer* erzählt davon in seinen *Opusooli* (I. Theil, S. 570) Folgendes: »In Buenos Ayres giebt es wenig oder gar keine Wanzen, aber dafür eine ungeheure Menge (moltissime) Flöhe. Die Einwohner haben daher, selbst die vornehmsten, den Gebrauch, täglich mehre Male die Wäsche zu wechseln, um sich wenigstens auf eine Zeitlang von diesem lästigen Ungeziefer zu befreien . . . . Ich wurde davon eben so sehr gepeinigt, wie

jeder andere Adamssohn, und war daher auf jedes Mittel bedacht, mich ihrer zu entledigen. Eines Abends, wo ich mit einer sehr wichtigen und dringenden Arbeit beschäftigt war, schienen auch die Flöhe sich vorgenommen zu haben, ihr Möglichstes zu thun, meine Aufmerksamkeit von der Arbeit abzulenken. Als ich es wirklich nicht mehr aushalten konnte, machte ich die Bücher zu, holte ein Fafs mit frischem Wasser, hielt meine Füfse darüber und zog in dieser Lage die Schuhe aus, so dafs die darin befindlichen Flöhe genöthigt waren, ins Wasser zu springen. Ein eiskalter Schauer überlief mich, als ich die ganze Oberfläche kohlschwarz davon werden sah. Ich liefs unterdessen das Gefäfs bis zum andern Tage stehen, und entschlofs mich nun, mit soviel Kaltblütigkeit, als mir nur möglich war, den ganzen Haufen zu zählen. Es waren ihrer an *achthundert*, und diese hatten alle blofs in den Schuhen gesteckt. Wie viel mögen ihrer nicht an den übrigen Theilen des Leibes vorhanden gewesen und wie viel mögen nicht aus dem Fafs entsprungen seyn! Man schliefse daraus auf die Qualen, welchen die Einwohner dieser Stadt preisgegeben sind!«

Die verschiedenen Bienengattungen bereiten alle Wachs und Honig, aber der Letztere dient nur von einigen als Nahrungsmittel für gewisse indische Völkerschaften, welche in Wäldern leben. Sie verdünnen ihn mit Wasser und lassen ihn gähren, um sich ein berauschendes Getränk zu verschaffen. Von manchen Bienen ist der Honig giftig, welches von Pflanzen her-

rührt, aus denen sie ihn sammeln. Eine Art Bienen setzt den Honig nicht in Zellen, sondern in kleine runde, sechs Linien weite Behältnisse von Wachs ab. *Azara* sah einen solchen Bienenkorb, der von *Tucuman* nach *Buenos-Ayres*, also mehr als 200 Stunden weit, gebracht war. Er glaubt, dafs man diese Art nach Europa verpflanzen könnte.

Auch die in andern Theilen Südamerikas häufigen Wanderameisen werden in den *La Plata*-Ländern, besonders am *Paraná* und *Uruguay*, angetroffen. Sie treten ihre Wanderungen des Nachts, gewöhnlich ein paar Tage vor einem bedeutenden Witterungswechsel an. Boden, Wände und Decken der Zimmer sind von ihnen bedeckt und sie verzehren in einigen Minuten alle Spinnen, Grillen, Käfer u. s. w.; selbst Mäuse, wenn sie nicht entwischen können, werden von ihnen aufgefressen. Zuweilen vergehen jedoch Monate und Jahre, ohne dafs man sie sieht.

Auch von den übrigen Thierklassen besitzen die La Plata-Länder ihre eigenthümlichen Arten, welche jedoch aus frühern Reisebeschreibungen bekannt sind. Amphibien sind keinesweges häufig, und die schädlichern Arten werden nach Süden hin immer seltener. *Caldcleugh* fand auf seiner ganzen Reise von *Buenos-Ayres* bis Mendoza, nur ein einziges Mal eine kleine Schlange.

Die Flüsse sind nicht arm an Fischen, welche jedoch sowohl von den Weifsen als von den Indiern wenig geachtet

werden. Im *Rio Negro* fängt man gute Forellen und Bricken. An den Ufern der Flüsse und Seen hält sich verschiedenes Wassergeflügel auf. Der südamerikanische Strauſs, der hier *Nandu* heifst, wird häufig in den Pampas angetroffen, und von den Gauchos, wie die Pferde, mit den *Bolas* (Kugeln) gefangen. Zwei oder drei steinerne, auch wohl eiserne Kugeln sind nämlich an einem mäfsig langen Riemen befestigt. Der Jäger schwingt sie, indem er dem Thiere nachjagt, über dem Kopfe, und wirft sie, sobald er es erreichen kann, ihm nach. Die Riemen verschlingen sich dann so um die Füfse und den Leib des Thieres, und die Kugeln schlagen es so derb, dafs es schlechterdings zu Boden stürzen mufs. Zur Straufsenjagd werden steinerne und mit Leder überzogene Kugeln, von geringerer Gröfse genommen. Der *Nandu* ist nur halb so grofs als der afrikanische Strauſs und seine Federn werden wenig geschätzt. Man sagt, dafs mehre Weibchen ihre gelblichen Eier in ein gemeinschaftliches Nest legen, und diese dann von einem Männchen ausgebrütet werden.

Auch zum Fangen des *Schwanes* bedient man sich der Bolas, aber hölzerner. Der Jäger geht ins Wasser, nähert sich dem Thiere langsam und wirft ihm dann die Kugeln um den Hals, welche, da sie schwimmen, den Schwan am Untertauchen hindern. Der Leib des Rio de la Plata-Schwans ist ganz weifs und nur der Kopf und ein Theil des Halses sind schwarz.

Er ist so häufig, dafs seine Federn und seine Haut einen Handelsartikel ausmachen.

Dafs es in einem Lande, welches, wie wir bald sehen werden, mit so zahlreichen Viehheerden bedeckt ist, auch viele Raubvögel geben müsse, läfst sich denken. In den von Azara besuchten Gegenden kann man einen Raubvogel auf neun andere Vögel rechnen. Die kleinern Arten werden besonders den Maulthieren lästig, indem sie sich auf die wunden Stellen ihres Rückens setzen und so dem Thiere viel Plage machen. Das Haus- und andere Geflügel hat einen schlechten Geschmack, indem es sich häufig von rohem Fleische nährt. *Head* sah mehre Hühner auf dem Aase eines todten Pferdes und die Eier in Buenos-Ayres schienen ihm und seinen Gefährten nach Rindfleisch zu schmecken. (Auch die Schweine fressen rohes Fleisch.)

Unter den Säugthieren sind der *Tapir*, der *Yaguarete*, (den die Spanier Tiger nennen), und andere Thiere aus dem Katzengeschlechte, namentlich der *Kuguar* und der *Puma*, (der amerikanische Löwe), so wie das *Gürtelthier* etc. hier einheimisch. Die Raubthiere haben eine natürliche Furcht vor dem Menschen und greifen ihn nur gereizt an, wagen sich auch nur selten in die Nähe volkreicher Ortschaften. An den Meeresküsten, besonders an den *Patagonischen*, giebt es viel *See-Elephanten* (Phoca elephantina) und *Seelöwen*. Der Fang dieser Thiere, besonders der Erstern, wird hauptsächlich von Engländern, Franzosen und Nord-Amerikanern betrieben, welche sich

alle Jahre hier in Menge einfinden. In den Pampas findet man den *Biscacho* (Biskatscho) sehr häufig, eine Art Nagethier, aus dem Geschlecht *Arctomys*, welches in grofsen Schaaren beisammen lebt, sich wie die Kaninchen Löcher in den Erdboden gräbt und dadurch manche Strecke so aushöhlt, dafs Pferde, Maulthiere und Menschen einbrechen, wenn sie unvermuthet darauf treten. Die Pferde scheinen indefs eine eigne Witterung von dem Vorhandenseyn solcher unterminirter Stellen zu haben und wissen sie, selbst in der Dunkelheit geschickt zu vermeiden. Die ausgeworfene Erde bildet bei jeder einzelnen Höhle einen kleinen Haufen, ungefähr wie unsere Maulwurfshaufen. Diese Biscachos scheinen dieselben Thiere zu seyn, welche man in den Ebenen des Mississippi *Wiesenhunde* (Prairie-dogs) nennt. *) Am Tage leben sie versteckt in ihren Höhlen, welche zu Tausenden auf einem Flecke beisammen angelegt sind; aber sobald die Sonne den westlichen Horizont berührt, kommen sie hervor und setzen sich neben die Öffnung hin. Es scheint alsdann, als ob sie in tiefe Gedanken versunken wären und *Head* nennt sie die ernsthaftesten (the most serious-looking) Thiere, die er jemals gesehen habe. Am Tage wird die Öffnung der Höhle von zwei kleinen Eulen bewacht, welche ihren Posten keinen Au-

*) S. den Jahrgang 1825, S. 212.

D. H.

genblick verlassen. *) Galoppirt man auf sie zu, so blicken sie erst den Fremden, dann einander selbst, verwundert an und wackeln dabei mit ihren altmodischen Köpfen auf eine höchst komische Weise; will man sie aber fangen, so schlüpfen sie schnell in ihre Höhle hinein.

Zu den wilden Thieren dieser Länder müssen auch noch die verwilderten *Pferde* und *Rinder* gerechnet werden, welche man von 30° Breite an nach Süden hin in grofsen Heerden antrifft. Die Pferde stammen, so wie die zahmen, von den andalusischen ab, welche die ersten Eroberer aus Europa brachten, haben aber den schönen Wuchs und die Stärke dieser Race verloren, was nach *Azara* davon herrührt, dafs bei der Fortpflanzung keine Auswahl der Beschäler mehr Statt findet. Die wilden Pferde leben in Heerden von vielen Tausenden frei auf den Ebenen, und suchen vorzugsweise die Strafsen und Wege auf, um sich ihres Unraths zu entledigen, den man in grofsen Haufen beisammen findet. Zahme Pferde werden nicht selten von solchen Heerden angefallen und entführt. Die Einwohner verfolgen diese Wildlinge aufs lebhafteste, theils um sie von den zahmen Heerden abzuhalten, theils um sie selbst zu zäh-

*) Auch von dem Wiesenhunde wird erzählt, dafs die *Höhleneule* (Strix cunicularia) eine Mitbewohnerinn seines Loches sei. S. ebendas. S. 213.

D. H.

men und ihren Viehstand dadurch zu vermehren. Jedes eingefangne Pferd wird sogleich gezeichnet. In dürren Jahren, wo besonders südlich von *Buenos-Ayres* das Wasser äufserst selten ist, laufen die wilden Pferde wie toll umher, um einen Sumpf oder See zu suchen. Die ersten, welche sich hineinstürzen, werden von den nächstfolgenden zertreten und zerstampft. *Azara* sah oft mehr als tausend Pferde, welche auf diese Art umgekommen waren. *Caldcleugh* behauptet (S. 158), dafs es in den Pampas gar keine wilden Pferde gebe, was allerdings wahr ist, sobald man das Wort im eigentlichen Sinne, d. h. eingeborne, oder ursprünglich wilde, nimmt. Die Farbe der verwilderten Pferde ist kastanienbraun oder rothbraun; die der zahmen sehr mannichfaltig. Die wilden Rinder sind auf dem obern Theile des Körpers braunroth und an den übrigen Theilen schwarz; die Farbe der zahmen ist ebenfalls sehr verschieden. Im Jahr 1771 wurde ein Stier ohne Hörner geboren, dessen Stamm sich sehr vermehrt hat und sich noch immer fort vermehrt, wofern nur der Vater ohne Hörner ist. Kälber dagegen von gehörnten Stieren haben, wenn auch die Mutter hörnerlos ist, ebenfalls Hörner.

Von den zahmen Pferden und Rindern, so wie von den übrigen Hausthieren, soll weiter unten die Rede seyn.

Die *Bevölkerung* der La Plata-Staaten besteht, wie in den andern vormals spanischen Niederlassungen, aus Weifsen, Indiern, Mestizen, Negern und Mulatten, und belief sich im

Jahre 1824, nach *Nuñez*, auf 675216 Seelen, welche Angabe sich aber nur bei *Buenos-Ayres* auf wirkliche Zählung (für das Jahr 1823) gründet, und bei den übrigen Staaten auf blofser Schätzung beruht. Nach den Nachrichten, welche *Caldcleugh* einzog, würde sich die ganze Einwohnerzahl gar nur auf 450000 Seelen belaufen. Der Stadt *Buenos-Ayres* giebt der nämliche Reisende 65000 Einwohner, und der ganzen Provinz, die Pampas-Indier mit gerechnet, nicht mehr als 80000. Im Ganzen hat die Volksmenge während der Revolutionskriege abgenommen. Im Jahre 1817, wo die Republik der *Vereinigten Staaten von Südamerika*, wie sie sich damals nannte, noch die der jetzigen *Bolivia*-Staaten in sich begriff, soll sich die Volksmenge ohne die Indier, nach amtlichen Angaben auf 1,300000 Seelen belaufen haben.

Die weifsen Einwohner der La Plata-Staaten bestehen mit Ausnahme der in den neuern Zeiten eingewanderten Franzosen, Engländer und Teutschen, welche sich auf einige Tausend belaufen mögen, aus *Creolen*, d. h. von den nach und nach hier eingewanderten Spaniern Abstammenden. Es herrschte unter diesen spanischen Abkömmlingen selbst noch vor der Revolution, die vollkommenste Gleichheit, ohne Rangunterschied zwischen Adeligen und Unadeligen; selbst diejenigen, welche ihren Stammbaum bis zu den Eroberern (Conquistadores) hinaufführen konnten, genossen keiner besondern Auszeichnung. Von den in Peru und anderwärts gebräuchlichen Titeln, Baron, Graf, Her-

zog und Marquis wufste man in Buenos-Ayres nichts. Diesem Grundsatze der Gleichheit gemäfs mochte auch, noch unter der spanischen Regierung, kein Weifser dem andern dienen, und selbst der Vice-König würde vergebens einen spanischen Kutscher oder Bedienten gesucht haben. *Azara* erhielt nicht selten, sogar von halb nackten Menschen auf dem Lande, welche er fragte, ob sie in seine Dienste treten wollten, die Antwort: Ich suche auch Jemanden, der mir dienen möchte. Wollt Ihr es thun?

Im Allgemeinen ist die weifse Bevölkerung nur in den Städten zu suchen. Die Bewohner der wenigen Flecken und Pfarrdörfer leben zerstreut in einzelnen weit von einander entfernten Häusern und man findet in der nächsten Umgebung der Kirche selten jemanden, aufser dem Pfarrer, einem Hufschmidt, einem Gewürzkrämer und einem Schenkwirth (Pulpero), bei welchem die Eingepfarrten an Sonn- und Feiertagen einsprechen. Die Kinder der wohlhabendern Spanier in den Städten erhalten gleich nach der Geburt Mulattinnen, Negerinnen oder Indierinnen zu Ammen, welche bis zum sechsten Jahre und länger für sie sorgen, und ihnen natürlich keine sonderliche Erziehung geben können. In voller Abneigung gegen alle Arbeit (das herrschende Laster in ganz Süd-Amerika) aufwachsend, halten es selbst die Söhne eines Matrosen unter ihrer Würde, sich der Beschäftigung ihres Vaters zu widmen. Sie werden Geistliche, Advokaten oder Kaufleute; ja manche wählen nicht einmal den Kauf-

mannsstand, weil er noch immer zu viel Thätigkeit erfodert. Die Hauptlaster der Erwachsenen sind Ausschweifungen in der Geschlechtsliebe, Spielwuth und bei den untern Klassen Neigung zum Trunk. Nur die unentbehrlichsten Künste und Handwerke werden getrieben, aber nur entweder von armen aus Europa gekommenen Einwanderern oder von Farbigen. In den Städten, mit Ausnahme von Montevideo und Buenos-Ayres, beschäftigen sich die Weiber zuweilen mit Spinnen.

Sitten, Kleidung und Moden sind im Allgemeinen wie in Spanien; jedoch fangen in den Seestädten die Frauen an, sich auf französische und noch häufiger auf englische Art zu kleiden. Auch herrscht in Buenos-Ayres und Montevideo mehr Luxus und Bequemlichkeit als anderwärts. Im Ganzen fand *Caldcleugh* viel Sinn fürs häusliche Leben. Das *Theater* gehört in Buenos-Ayres unter die Hauptbelustigungen. Vor kurzem ist ein neues gebaut worden. Das vorige, welches *Caldcleugh* noch besuchte, war in so schlechtem Zustande, dafs er sagt, er habe zwischen den Akten die *Magellanischen Wolken* (ein Sternbild des südlichen Himmels, welches auch unter dem Namen der *Kohlensäcke* bekannt ist) beobachten können. Es waren keine Sitze darin, und wer hineinging, liefs sich einen Stuhl aus seiner Wohnung nachtragen.

Die *Stiergefechte* waren damals zwar nicht ganz abgeschafft, aber doch so eingeschränkt, dafs bei der Regierung erst eine besondere Erlaubnifs dazu eingeholt werden mufste;

auch mufsten dem Stier die Hörner abgesägt werden. Aufser den Stiergefechten sind die *Hahnengefechte* sehr beliebt.

Jede Familie hat, wie in Peru und Chili, ihre *Tertulia* oder Abendgesellschaft, welche aus einigen das Haus regelmäfsig besuchenden Herren besteht und in welche auch Fremde mit vieler Zuvorkommenheit und Freundlichkeit aufgenommen werden. Man findet dabei in der Regel nur die Frauen zu Hause; die Männer wohnen einer andern Tertulia bei oder sitzen im Kaffehhause und kannengiefsern. Die Hauptunterhaltung ist der Tanz, entweder der spanische Contretanz, oder Walzer und Menuetts; auch ein Tanz mit Gesang, welcher *Cielito* heifst, weil die Dame die Worte singt: *Cielito, mi Cielito* (Himmelchen, mein Himmelchen). Auch Musik bildet einen Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung, und viele Damen zeichnen sich auf der Guitarre und dem Pianoforte aus. Um 11 Uhr trennt sich die Tertulia. *Matté* oder *Paraguay - Thee* ist auch in Buenos-Ayres ein allbeliebtes Getränk. Nichts übertrifft, sagt *Caldcleugh*, das feine und zierliche Benehmen der argentinischen Damen, und wenn man es nicht besser wüfste, so sollte man glauben, sie hätten von Jugend auf die vortrefflichste Erziehung genossen. Es ist aber blofs angebornes und später durch den Umgang ausgebildetes Talent. Blofs die Stürme der Revolution hatten in der Zeit, wo sie am heftigsten wütheten, die öffentliche und häusliche Glückseligkeit gestört, indem politischer Parteigeist und Fanatismus bis ins Innere der Familien eindran-

gen; aber seit einigen Jahren fängt man an, wieder ins alte Geleis zurückzukommen.

Einige den La Plata-Bewohnern vor andern Spaniern eigenthümlichen Gebräuche haben ihren Ursprung in der besondern Beschaffenheit des Landes. Der Überfluſs an Pferden z. B. und die Wohlfeilheit ihrer Erhaltung setzt den ärmsten Mann in den Stand, sich wenigstens eines zu halten. Der Wohlhabendere hat deren eine ganze Menge und verwendet auf ihr Geschirr oft mehr Geld als auf seine eigene Kleidung. Ein oder mehre gesattelte Pferde stehen den ganzen Tag vor jeder Hausthüre, damit die Eigenthümer nach Belieben jeden Augenblick davon Gebrauch machen können. Zu Fuſse zu gehen, und wenn es auch nur eine kleine Strecke weit wäre, wird selbst von den gemeinen Spaniern für etwas Ärmliches oder wohl gar Schimpfliches gehalten. Selbst viele Beschäftigungen werden zu Pferde verrichtet. Der Gaucho wirft sein Netz, um Fische zu fangen, vom Pferde herab ins Wasser, und badet sich auch reitend. An den Straſsenecken sieht man berittene Bettler, und wer ihn um des Pferdes willen für weniger arm halten und ihm deswegen ein Almosen verweigern wollte, würde ihm so unrecht thun, wie einem europäischen Bettler, der ein Paar ganze Hosen anhat. Auch zu vielen Arbeiten des Landbaues, die anderwärts von Menschenhänden verrichtet werden, gebraucht man hier die Pferde, z. B. zum Austreten des Getreides, oder zum Durchkneten des Lehmes in den Ziegelhütten, indem man eine Anzahl junger Pferde so lange

über die auf dem Boden ausgebreitete Masse hin und her jagt, bis sie gehörig durchgearbeitet ist. — Die Art, im Freien herumstreifende Pferde mit dem *Lasso* zu fangen, ist die nämliche, wie die oben (S. 11) bei Chili beschriebene. Auch bedient man sich häufig der vorhin beim Straufsenfang erwähnten Bolas.

Künste und Wissenschaften haben noch keine hohe Stufe von Ausbildung erreicht. Vor Zeiten gab es unter den *Guarani*-Indiern nicht ungeschickte Maler und man findet noch in den Kirchen gute Copien mehrer Gemälde, die sie verfertigt haben. Als *Caldcleugh* in Buenos Ayres war, konnte er nichts von eingebornen Künstlern zu sehen bekommen. Mehr Fortschritte hat man in der Musik gemacht, wozu selbst unter mehren indischen Völkern grofse Anlage vorhanden ist. *Azara* erzählt, dafs in den Kirchen der vormaligen Jesuiten-Missionen das Musikchor mit jungen Indiern besetzt war.

Die einzige Universität in diesen Ländern war bis zur Revolution die zu *Cordova*. Zwar hatte die spanische Regierung schon 1778 sich vorgenommen, eine zweite Hochschule, und zwar in *Buenos-Ayres*, zu errichten; aber es kam nicht zur Ausführung. Erst am 9. August 1821 erliefs der damalige Staatssekretär *Rivadavia* eine Verordnung zur Gründung dieser Hochschule und wies die dazu, so wie zur Besoldung der Professoren, die gröfstentheils aus Europa kamen, nöthigen Gelder an. Auch sind in den letzten Jahren viele Lancaster-Schulen (des wechselseitigen Unterrichts), sowohl vom Staate aus als von Pri-

vatpersonen errichtet worden. Auch manche andere gute Anstalten haben nach *Nuñez* den Maſsregeln der jetzigen Regierung ihr Daseyn zu verdanken, z. B. die aus Damen bestehende *Wohlthätigkeits-Gesellschaft*, unter deren Fürsorge das *Findelhaus*, das *Frauen-Hospital* und das *Waisenhaus* stehen; die *Sparkasse*, u. s. w. Im Oktober 1825 erschien sogar ein Decret, worin für das ganze Gebiet der La Plata-Staaten allen Religionsparteien die *freie Ausübung ihrer Gottesverehrungen* gestattet ward, ein Beweis von Aufklärung, den selbst die Regierungen von Chili, Peru, Columbia, Guatimala und Mexiko noch nicht gegeben haben. Eine Verordnung vom 1. März 1823 stiftete *vier Preise*, welche jährlich am 26. Mai durch die Wohlthätigkeits-Gesellschaft zuerkannt werden sollen. Den Preis der *Sittlichkeit*, in 200 Piaster bestehend, soll diejenige Frau erhalten, welche sich am meisten durch ihr sittliches Betragen und die Ausübung der ihrem Stande eigenthümlichen Pflichten ausgezeichnet haben wird. Der Preis der *Betriebsamkeit*, 100 Piaster, soll derjenigen Frau zufallen, welche durch Häuslichkeit und Fleifs das Meiste für ihre und der Ihrigen Wohlfahrt gethan haben wird. Zwei ähnliche Preise, jeder zu 50 Piaster, sollen die zwei gewerbfleifsigsten Mädchen erhalten. Zur Aus- und Fortbildung der Weltgeistlichen ordnete ein Decret vom 5. Juli dess. J. *wöchentliche Conferenzen* an, welche unter dem Vorsitz des Bischofs gehalten werden und Religion und Moral, Kan-

zelberedsamkeit, Kirchenzucht und Kirchenrecht zum Gegenstande haben sollen.

Einigen englischen Kaufleuten verdankt die Stadt Buenos-Ayres die Gründung einer *öffentlichen Bibliothek*, welche Anfangs aus 12000 Bänden bestand, sich aber seitdem beträchtlich vergröfsert hat und fleifsig benützt wird. Vom 21. März bis zum 31. Dezemb. 1822 wurde sie nach *Caldcleugh* von 2960 Personen besucht, unter welchen sich 369 Fremde befanden. *) Einige Privatpersonen besafsen merkwürdige Handschriften, welche sie verkaufen wollten, aber die Preise waren übertrieben.

---

*) Auf dieser Bibliothek befindet sich auch (*Nuñez*, S. 529) die handschriftliche Abhandlung des böhmischen Naturforschers *Thadäus Hänke*, über die, jetzt zu Bolivia gehörige Landschaft *Cochabamba*. Man sehe im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches die Anmerkung zu S. 249. Es ist Schade, dafs *Lindau* diese Abhandlung, welche sich als Anhang am Schlufs des zweiten Bandes von *Azara*'s Reisen befindet, nicht mit übersetzt hat. Im Vorbeigehen wollen wir hier auf einen unterm 24. März 1827 aus *Malaga* geschriebenen Brief aufmerksam machen, welchen das 5te Heft der gehaltreichen „*Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.*“ Jahrgang 1827, S. 87 mittheilt, und worin die bisher unbekannte Art und Weise, wie *Hänke* gestorben, erzählt wird.

D. H.

Übrigens dürfen jetzt Bücher zollfrei eingeführt werden, und die Menge, besonders von französischen Werken, welche in den letzten Jahren ihren Weg nach *Buenos-Ayres* genommen und selbst bis in die innern Landschaften gedrungen sind, setzt in Erstaunen. Unter den wenigen Erscheinungen der einheimischen Literatur zeichnet sich des Dechanten *Funes Ensayo de la Historia civil del Paraguay, Buenos Ayres y Tucuman* (Versuch einer Geschichte von P., B. A. und T.), welcher 1816 in 3 Quartbänden zu Buenos-Ayres herausgekommen ist, nach *Caldcleugh* am meisten aus. — Von den zu Buenos-Ayres erscheinenden Zeitschriften und Zeitungen waren 1822—1824 das *Registro oficial*, der *Nacional*, der *Argos*, die *Centinela* (die Schildwache) und die *Abeja Argentina* (die Argentinische Biene) die gelesensten.

Die Bewohner des platten Landes beschäftigen sich gröfstentheils mit der *Viehzucht* und nur hier und da, z. B. um Buenos-Ayres herum, in einigen nördlichen und westlichen Gegenden, an den Ufern des Paraná und Uruguay, in Mendoza etc. wird *Acker-* und *Gartenbau* getrieben. Am besten gedeiht der Waizen und es wird davon nicht nur der einheimische Bedarf geärntet, der freilich bei dem wenigen Brodgenufs nicht bedeutend ist, sondern auch eine ansehnliche Menge nach Brasilien und den Paraná hinauf ausgeführt. Der La Plata-Waizen ist kleinkörnig, gespelzt und sehr mehlreich. Man ärntet ihn jährlich zwei Mal, im September und im Februar. Das Feld wird

mit einem rohen Pflug, in Ermangelung dessen auch wohl nur mit einem grofsen Rindsknochen, oberflächlich geackert, und nach der Einsaat mit einer Hecke umgeben. Das Ausdreschen geschieht, wie schon vorhin bemerkt, durch Pferde, welche man über die auf dem Boden ausgebreiteten Garben hin und her jagt. Die Saaten leiden oft durch Insekten und Regengüsse. Auch viel Gerste wird gebaut; aber Mais achtet man wenig; man findet zwei Arten desselben, eine mit ganz weifsen und zarten, die andere mit dunkelgelben und harten Körnern.

Die Häuser der ackerbauenden Landleute, welche von einander abgesondert, jedes einzelne in der Mitte des angebauten Landes liegen, sind gewöhnlich nichts weiter als kleine niedrige Strohhütten. Die Wände bestehen aus Pfählen, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt werden. Das Hausgeräthe ist natürlich so einfach als möglich. Die Stelle der Sessel vertreten gewöhnlich Gerippe von Rinds- oder Pferdeköpfen. Ein gröfserer oder kleinerer Bezirk bildet ein Kirchspiel, welcher aufser dem Pfarrer und Schullehrer, meistens auch seinen eignen Arzt (Curandero) hat. Er geht aber nicht selbst zu den Kranken, sondern begiebt sich blofs an Sonn- und Festtagen nach dem Pfarrdorfe oder der Kapelle und setzt sich vor die Thüre. Die Kranken schicken ihm ihren Harn in hohlen Rohrstengeln, von dem er einige Tropfen in die Hand schüttet, gegen das Licht hält und in die Höhe wirft. Aus diesen Versuchen, die er mehre Male wiederholt, entscheidet er, ob die Krankheit von Erhitzung

oder Erkältung herrühre, und verordnet nun die nöthigen Kräuter, die er gleich bei sich hat.

Gröfser als die Anzahl der Ackerbauer ist die der Viehzüchter oder Hirten. Es giebt Gutsbesitzer, welche an 6000 Stück Pferde und doppelt so viel Rindvieh, nebst einer beträchtlichen Menge Schafe besitzen. Die Weideplätze haben nicht selten mehre Meilen im Umkreise. Man brennt jedem Füllen ein Zeichen ein, und wenn es verkauft wird, erhält es von dem Eigenthümer noch ein besonderes Zeichen, damit es später nicht zurückverlangt werden könne. Zum Reiten werden nur die besten Hengste gewählt. Die geringern, so wie alle Stuten, zieht man blofs um der Zucht und um der Haut willen. Eine Stute zu reiten, wird für lächerlich, ja sogar schimpflich gehalten. *Caldcleugh* erzählt, dafs ein Engländer, welcher der öffentlichen Meinung Trotz bot und auf einer Stute durch die Strafsen von Buenos-Ayres ritt, mit Koth beworfen und gemifshandelt wurde. Der Preis der Pferde ist, je nach den einzelnen Provinzen, verschieden. In der Hauptstadt wird ein gutes Pferd mit 18 — 20 Piaster bezahlt; auf dem Lande und weit von einem Markte, kostet es nur 4 oder 5. Im Jahr 1821 bezahlte die Regierung für die Pferde, welche zum Dienste der Cavallerie aufgekauft wurden, im Durchschnitt 3 Piaster für das Stück.

Die Zucht der *Maulthiere* ist in Buenos-Ayres und andern ebenen Provinzen nicht bedeutend, desto ansehnlicher aber in den an die Cordilleren stofsenden Landschaften, wo sie die

Haupterwerbsquelle ausmachen. *Mendoza*, *Cordova* und *Tucuman* bezogen vor der Revolution grofse Summen für Maulthiere, die sie nach *Chili* und *Peru* ausführten.

. Die Menge des Hornviehs und die daraus hervorgehende Wohlfeilheit des Fleisches ist für Alle, die diese Länder zum ersten Male bereisen, ein Gegenstand des gröfsten Erstaunens. Ein ganzer Ochs mit Haut, Talg und Hörnern kostet 5 bis 6 Piaster, wovon mehr als die Hälfte allein für die Haut gerechnet wird. Fleisch ist daher, die Ackerbau-Bezirke ausgenommen, die einzige Speise der Landleute, so wie Wasser ihr Hauptgetränk ist. Aber obgleich noch heut zu Tage die Menge des Rindviehes und der Pferde unermefslich zu seyn scheint, so ist sie doch, nach *Caldcleugh*, kaum noch halb so grofs, als sie vor der Revolution war. Es wurde damals eine Ehre darein gesetzt, die gröfstmögliche Anzahl Vieh zu haben, und ein Eigenthümer suchte es darin dem andern zuvor zu thun. Seit dieser Zeit aber, und bei dem noch immer unbefestigten Zustande des Landes, wo Niemand sicher ist, seines Eigenthums über lang oder kurz beraubt zu werden, ist eine gewisse Sorglosigkeit und Gleichgiltigkeit für die Viehzucht eingetreten. Es ist daher auch nicht zu verwundern, dafs die Häute, ein Haupt-Handelsartikel von Buenos-Ayres, in den letzten Jahren beträchtlich im Preise gestiegen sind.

Im Innern der Weideplätze sind die Wohnungen der Hirten errichtet, welche wo möglich noch einfacher und schlechter sind

als die der Ackerbauer. Jede Heerde hat einen Oberhirten (Capataz) und einen Taglöhner auf jedes Tausend Kühe. Jener ist meist verheurathet, diese aber sind ledig, wofern sie nicht Neger oder Farbige sind, welche gewöhnlich in der Ehe leben. Diese Leute gehen aber nicht, wie in Europa, mit den Heerden auf die Weide, sondern reiten blofs vier Mal wöchentlich, in Begleitung einiger Hunde, um den Platz herum und rufen mit lautem Geschrei das Vieh zusammen, welches sich dann auf einer besonders dazu eingerichteten Stelle (Rodeo) versammelt. Man will dadurch die Thiere hindern, sich von den Ländereien des Eigenthümers zu entfernen. Dasselbe geschieht auch mit den Pferden. Bei dieser Gelegenheit werden auch diejenigen Thiere, welche geschlachtet, oder verkauft oder sonst verwendet werden sollen, eingefangen. Es ist unglaublich, wie genau jeder Hirt alle seine Thiere kennt. » Hier hast du zweihundert Pferde — und oft waren es mehr — die mir gehören; sorge für sie, du mufst dafür stehen « sagte *Azara* zu einem solchen Hirten. Dieser sah sie, und wenn sie auch eine halbe Stunde weit entfernt waren, blofs eine kurze Zeit aufmerksam an und diefs war genug, alle zu erkennen und kein einziges zu verlieren.

Von der ungemeinen Sinnenschärfe dieser Naturmenschen und von der unglaublichen Ortskenntnifs und Geschicklichkeit, sich in den unermefslichen und einförmigen Ebenen zurechtzufinden, haben mehre Reisende die auffallendsten Beispiele er-

zählt. *) Die Gauchos der Pampas nehmen auf dem Erdboden oder dem Grase Spuren von Menschen und Thieren wahr, welche jedem Europäer entgehen würden. Ein wohlgewachsener und kräftiger Gaucho, der den Capitän *Head* auf einer Station als Postknecht begleitete — versteht sich, Beide zu Pferde — in einer Hütte nahe beim Posthause geboren, in seinem Leben nicht über die Ebene hinausgekommen war und nie ein Dorf, viel weniger eine Stadt gesehen hatte, rief ihm plötzlich zu, indem er gen Himmel zeigte: Schau, dort ist ein Löwe (Cuguar)! Verwundert blickte *Head* empor, konnte aber nichts von einem solchen Thiere gewahr werden, bis ihm der Gaucho hoch in der Luft eine Menge grofser Geier (Condors) zeigte, welche unbeweglich auf Einer Stelle schwebten. Der Gaucho sagte, dort läge ein todtes Thier, von dem sie gefressen hätten, und ein Löwe sei gekommen und hätte sie davon weggejagt. Bald darauf kam *Head* zu einer Stelle, wo die Strafse mit Blut befleckt war. Er hielt still und äufserte dem Gaucho seine Vermuthung, dafs vielleicht Jemand hier ermordet worden sei. »Nein!« sagte der Gaucho, und zeigte auf einige Fufsstapfen nahe bei der blutigen Stelle: »Ein Reiter ist hier gestürzt, hat den Zaum zerrissen, und während er ihn wieder zusammenband, ist das

*) Man vergleiche *Aragos* Nachrichten von den Gauchos um *Montevideo*, S. 132 des III. Jahrganges dieses Taschenbuches.

D. H.

Blut aus dem Maule des Pferdes geflosssen.« *Head* meinte, vielleicht sei der Reiter selbst verwundet worden; aber der Gaucho sagte, indem er auf einige Spuren wenige Schritte vorwärts zeigte: »Nein, das Pferd ist im Galopp davon gelaufen.« *Head* liefs sich zuweilen in der Kunst, die Fufsstapfen der Pferde zu erkennen, unterrichten, und fand es gar nicht unmöglich, daraus zu erfahren, ob das Pferd ledig, beritten oder mit Gepäck beladen gewesen sei, ob es einen alten oder jungen Mann, oder gar ein Kind, einen Eingebornen oder einen Fremden (der den Biscacho-Löchern noch nicht auszuweichen verstand) zum Reiter gehabt habe u. s. w.

Eine Haupttugend dieser rohen Menschen ist ihre Gastfreiheit. Jeder Wanderer, der bei ihnen einspricht, erhält Obdach und Nahrung; nur mufs er ihre Thätigkeit nicht sehr in Anspruch nehmen, sondern sich das, was er braucht, so viel als möglich selbst bereiten oder durch seine Leute bereiten lassen. *Head*, welcher die *Pampas* ganz allein und blofs in Begleitung des ihm bei jeder Station mitgegebenen Postknechts, durchritt, hatte auf diese Weise Gelegenheit, weit reichhaltigere Erfahrungen über die Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner zu sammeln, als *Miers*, der stets im Wagen steckte; auch suchte der Erstere, bei seiner immer guten Laune, nicht überall so die Kehrseite der Dinge auf und beobachtete unbefangener als der Letztere, welchen seine Lage und besonders seine kränkliche schwangere Frau, die er mit sich führte, ziemlich

hypochondrisch machte. »Sobald das Abendessen des Reisenden fertig ist« — erzählt *Head* (S. 17 u. ff.) — » wird der grofse eiserne Spiefs, an dem das Rindfleisch gebraten worden, in die Hütte gebracht und in den Boden gesteckt. Der Gaucho schiebt seinem Gaste das Gerippe eines Pferdekopfes unter den Leib; er und seine Leute haben die nämlichen Stühle, und alle schneiden sich nun mit langen Messern einen Bissen nach dem andern ab. Die Hütte wird von einer Lampe mit Rindstalg beleuchtet und mit Holzkohlen geheizt. Rings um an den Wänden hangen Pferdegeschirre, Lassos und Bolas. Auf der Erde erblickt man einige dunkel aussehende, beim schwachen Lampenlicht nicht deutlich zu erkennende Haufen. Wollte ich mich, ermüdet, darauf niederlassen, so hörte ich oft ein Kind unter mir laut aufschreien. Ein anderes Mal war es ein junges Weib, welches mich mit sanfter Stimme fragte, was ich denn wollte. Wieder ein anderes Mal sprang plötzlich ein grofser Hund empor. Als ich einst meine Hände über einem Kohlenfeuer wärmte und gedankenvoll, mich ganz allein glaubend, die schwarze Decke anblickte, fühlte ich, dafs mich etwas anrührte und sah zwei nackte schwarze Kinder, welche, gerade wie ein Paar Kröten, ebenfalls über dem Feuer kauerten. Sie waren so eben unter einem Poncho hervorgekrochen. Aufserdem entdeckte ich noch andere Personen und einige Hühner, welche auf den Eiern safsen. Frühmorgens hüpfte mir, während ich noch schlief,

nicht selten ein Hahn auf den Rücken und krähte mir ganz gemüthlich sein Morgenlied in die Ohren.«

Da die Hirten so weit von einander wohnen, zuweilen 10 bis 30 Stunden: so giebt es wenig Kirchen und Kapellen. Sie gehen, oder vielmehr reiten, nur selten in die Messe und wenn sie an der Kirche angekommen, bleiben sie vor der Thüre auf dem Pferde sitzen und verrichten so ihre Andacht. Oft taufen sie selbst ihre Kinder oder verschieben diese Feierlichkeit auch wohl bis zur Verheurathung, wo sie verlangt wird. *Azara* wurde zuweilen ersucht, die Taufhandlung zu verrichten. Alle haben ein lebhaftes Verlangen, in geweihter Erde zu ruhen, und die Hinterlassenen versäumen nie, den Todten diesen Dienst zu erweisen. Wohnen sie zu weit vom Pfarrdorfe, so lassen sie den Leichnam im freien Felde, blofs mit Steinen oder Baumzweigen bedeckt, verwesen und tragen endlich die Gebeine zum Pfarrer, damit sie ordentlich begraben werden. Wenn jedoch die Kirche nicht über 20 Stunden entfernt ist, so kleiden sie den Todten an, setzen ihn, als ob er lebte, aufs Pferd, mit den Füfsen in den Steigbügeln, stützen ihn mit zwei in Gestalt eines Andreaskreuzes zusammengefügten Stäben, und bringen ihn so in das Pfarrdorf.

Der *Gewerbfleifs* hat in den La Plata-Staaten noch keine bedeutende Stufe erstiegen, und es ist zu besorgen, dafs die Zunahme desselben, welche sich in den letzten Jahren bemerklich machte, durch die neuerdings im Innern ausgebrochenen

Unruhen und durch die übertriebenen Anstrengungen, welche der Krieg mit *Brasilien* nöthig macht, der noch aufserdem der Industrie so viele Hände entzieht, wieder in Abnahme übergegangen sei. Noch 1820, als *Caldcleugh* in Buenos-Ayres war, gab es in dieser Stadt keine Manufakturen von Bedeutung. Die benachbarten Indier brachten einige Kleinigkeiten aus Leder und Straufsenfedern zu Markte, und aus dem Innern wurden grobe Wollengewebe, hauptsächlich *Poncho's*, auch in den La Plata-Ländern die allgemeine Kleidung der niedern Klassen, eingeführt.

Ehe wir von dem *jetzigen Handel* dieser Länder sprechen, wollen wir aus *Azara* Einiges über den vormaligen Zustand desselben ausheben.

Die spanischen Kaufleute der frühern Zeiten, welche nach Amerika handelten, suchten nur Gold und Silber und achteten die Länder nicht, welche wie die am *La Plata - Strome* gelegenen, diese edeln Metalle nicht hervorbrachten. Aus Furcht aber, dafs man über *Buenos-Ayres* Waaren nach *Peru* bringen und diefs für den Absatz derjenigen Ladungen, welche sie nach Panama sandten, nachtheilig werden könnte, bewirkten sie das Verbot alles Handels auf dem La Plata-Strome. Auf dringende Vorstellungen, welche die Kaufleute von Buenos-Ayres dagegen machten, erlaubte man ihnen im Jahre 1602, sechs Jahre lang in Schiffen, die ihnen eigenthümlich gehörten, für ihre Rechnung 2000 Fanegas Mehl, 500 Centner geräuchertes (oder vielmehr Dörr-) Fleisch und 500 Centner Talg auszuführen, aber

nur nach *Brasilien* und der Küste von *Guinea*, von wo sie auch das, was sie für sich bedurften, mit zurückbringen konnten. Nach Verfluſs dieser sechs Jahre verlangte man nicht bloſs eine Verlängerung, sondern auch eine Erweiterung der Erlaubniſs, indem man sie auf alle Waaren ausgedehnt haben und mit allen spanischen Häfen unmittelbar in Verkehr treten wollte. Die Consulate von *Lima* und *Sevilla* widersetzten sich diesem Verlangen aufs eifrigste. Erst im Jahre 1618 ertheilte man den Anwohnern des La Plata-Stromes die Erlaubniſs, zwei Schiffe abzusenden, wovon aber jedes nicht über 100 Tonnen, (die Tonne = 20 Centner) halten sollte. Damit aber nichts ins Innere und bis nach Peru käme, wurde zu *Cordova del Tucuman* eine Zollstätte errichtet, wo alle Waaren 50 Prozent bezahlen muſsten. Zugleich sollte dadurch die Ausführung des Goldes und Silbers von Peru nach Buenos-Ayres verhütet werden. Dieser Zustand der Dinge dauerte, mit einigen von Zeit zu Zeit eintretenden kleinen Abänderungen, bis zum Jahre 1778, wo man endlich alle Art von Handelsverkehr auf dem La Plata-Strome, selbst mit dem Innern von *Peru*, erlaubte.

Seit der Einführung der neuen Regierungsform ist besonders der Handel mit *England* sehr lebhaft geworden. In dem mit dem 5. Jäner 1817 zu Ende gegangenen Jahre betrug nach *Caldcleugh* die englische Einfuhr die Summe von 388487 Pf. St., vom 5. Jan. 1822 aber bis 5. Januar 1823 schon 1,164745 Pf.. Dieser Handel war im letzten Jahre mit 167 englischen

Schiffen betrieben worden und bestand gröfstentheils in englischen Manufakturwaaren, und andern in Buenos-Ayres gesuchten europäischen und Colonial-Erzeugnissen.

Die Haupt-Ausfuhrartikel sind Häute, Talg, Hörner, Haare, Dörrfleisch, Wolle, besonders Vicuña-Wolle, und Felle von der Chinchilla (eine Gattung Stinkthier oder Viverra). Von Pferde- und Rindshäuten wurden im Jahre 1822 allein nach England 957600 Stück gebracht. Rechnet man hierzu noch diejenigen, welche unmittelbar nach Antwerpen und andern europäischen Häfen gegangen sind, so kann man sich eine Vorstellung von der Wichtigkeit dieses Handelszweiges für Buenos-Ayres machen. Im Jahre 1824 betrug, nach *Nuñez*, die verzollte Gesammtausfuhr mehr als 6 Millionen Piaster *) und bestand in 655255 Rindshäuten, das Stück zu 5 Piaster, 339803 Pferdehäuten, das Stück zu 5 Realen (8 = 1 Piaster), 130361 Centner Salz- oder Dörrfleisch, zu 5 Piaster, 35670 Dutzend Chinchilla-Fellen, zu 5 Piaster, 9138 Tiger-, Wolfs- und andern Fellen, zu 3 P., und 12167 Arroben Talg und Fett, zu 2 P.; aufserdem an Haaren, Hörnern, Straufsenfedern u. s. w. den Werth von 50940 Piastern.

Nächst Grofsbritannien wird mit den Nordamerikanischen Freistaaten und Frankreich der meiste auswärtige Handel getrieben. Überhaupt hat sich neuerlich zu Buenos Ayres eine gewisse Vor-

*) 1 Piaster = 5 Franken.

liebe für französische Waaren zu zeigen angefangen und Franzosen werden daselbst gut aufgenommen.

Der inländische Handel ist noch nicht das geworden, was man in Folge der veränderten Regierungsform davon erwartet hatte, und wird bei den noch immer fortdauernden Unruhen im Innern und bei der geringen Betriebsamkeit der Einwohner noch lange mit Hindernissen zu kämpfen haben. Hiezu kommt noch die schlechte Beschaffenheit der Strafsen, auf welche weder unter der alten, noch unter der neuen Regierung ein aufmerksamer Blick geworfen worden ist. Nur bis auf eine geringe Entfernung von der Hauptstadt giebt es erträgliche Strafsen. Der Waaren-Transport geschieht theils durch die Maulthiere, theils auf grofsen Wagen, deren Räder, um über die Sümpfe und Pfützen (Pantanos) gut wegzukommen, eine ungewöhnliche Gröfse haben. Eine Menge solcher Wagen vereinigen sich zu einer Karawane und durchziehen so das Land von der Hauptstadt bis zu den Andes.

Wir wollen auf diese allgemeinen Betrachtungen eine Übersicht der einzelnen Provinzen folgen lassen, und werden uns dabei hauptsächlich an *Nuñez* halten, welchem, als ehemaligem ersten Secretair des Ministeriums der innern und äufsern Angelegenheiten dieses Staates, die besten Quellen zu Gebote standen, obschon seine Nachrichten, da es ihm, so wie seinem französischen Übersetzer *Varaigne*, hauptsächlich darum zu thun scheint, Einwanderer zu gewinnen, mit der nöthigen Vorsicht aufzunehmen seyn dürften.

*Buenos-Ayres* ist nicht nur durch seine Lage, als Küstenland, sondern auch in Hinsicht seiner Gröfse, Bevölkerung, so wie seiner Erzeugnisse, Gewerbsthätigkeit und Cultur, die merkwürdigste unter allen La Plata-Provinzen. Sie erstreckt sich als ein langer schmaler Streifen längs dem rechten Ufer des *Paraná* und *Rio de la Plata* bis zur Mündung des *Saladillo*. Unter der spanischen Regierung gehörten auch *Entre Rios*, *Corrientes* und die *Banda Oriental* dazu, von welchen die beiden erstern gegenwärtig besondere Provinzen bilden, und die Letztere mit Brasilien vereinigt worden ist. Neuerlich sind durch die Errichtung des Forts der Unabhängigkeit (Fort de l' Indépendance), am Fufse der Bergkette *Tandil*, und durch die Besitznahme des Gebietes der *Patagonier* die Gränzen nach Süden hin ansehnlich erweitert worden. Doch kann die Verbindung mit der Niederlassung am *Rio Negro* nur zur See längs der Küste hin unterhalten werden, indem die unabhängigen Indier den Weg zu Lande versperren. Die Regierung hat zwar im April 1822 den Versuch gemacht, ihnen diese ganze weite Länderstrecke abzukaufen; es scheint aber nicht, dafs der Handel zu Stande gekommen sei. — Im November 1820 haben die Vereinigten Provinzen von La Plata auch Besitz von den tiefer nach Süden hin liegenden, unbewohnten, *Falklands-Inseln*, oder *Malouinen*, genommen. *)

*) Man s. den vorigen Jahrgang, S. 309.

D. H.

Obgleich nur ein kleiner Theil der Provinz Buenos-Ayres vom Ocean bespült wird, so bieten doch die Flüsse, besonders der als Meerbusen zu betrachtende *La Plata* und der *Paraná*, die herrlichste Gelegenheit zur Wasserschiffahrt dar. Freilich ist der Staat noch nicht im Stande, diesen Vortheil gehörig zu benützen. Kleinere Fahrzeuge können binnen 14 Tagen von der Hauptstadt bis *Assumpcion*, am Paraguay, hinauffahren. Von grofsem Nutzen würde, nach *Caldcleugh*, die Einführung der Dampfböte seyn. Die dazu nöthigen Steinkohlen könnten theils von Liverpool, theils von Concepcion in Chili geholt und als Ballast mitgebracht werden. Durch die Schiffbarmachung des *Rio Tercero*, *) welcher von Westen herkommt und etwa unter 33° Breite in den Paraná fällt, würde für die Provinzen *Cordova*, *Santiago del Estero*, *Mendoza* und *San Juan* ein Weg zur Ausfuhr ihrer Producte gewonnen werden.

---

*) D. h. der *dritte Fluſs*. Nördlich von demselben strömen der *Rio Primero* (erste Fluſs) und der *Rio Segundo*, (zweite Fluſs) in der Richtung von Westen nach Osten, und südlich der *Rio Quarto* (vierte Fluſs) und der *Rio Quinto* (fünfte Fluſs) in der Richtung von Nordwesten nach Südosten, verlieren sich aber, wegen der ebenen Beschaffenheit des Landes, in den Seen der Pampas und nur die beiden Letztern erreichen zur Regenzeit den *Saladillo*.

D. H.

Die *Stadt Buenos-Ayres* liegt (unter 34° 26′ 29″ Breite und 58° 23′ 34″ westl. Länge von London) am rechten Ufer des Rio de la Plata, und gewährt, aus der Entfernung betrachtet, wegen ihrer Gröfse, Regelmäfsigkeit und der vielen Thürme keinen üblen Anblick. Das Fort nimmt die Mitte der Seite nächst dem Flusse ein und beherrscht links den Landungsplatz, rechts den grofsen Markt. Es ist nicht von Bedeutung und war, als *Caldcleugh* sich dort befand, mit Kanonen verschiedener Gröfse besetzt. Öffentliche Gebäude giebt es nur wenige und sie sind kaum der Rede werth. Die vornehmsten und schönsten Kirchen sind die Dominikaner-, die Franziskaner- und die St. Niklas-Kirche. Die Kathedrale ist nicht ausgebaut. Wie elend die übrige Stadt aussieht, wissen die Leser aus einem Aufsatze, der bereits im *ersten* Jahrgange dieses Taschenbuches, S. 262 bis 275 mitgetheilt worden ist. Auch *Head*, *Miers* und *Caldcleugh* machen keine bessere Schilderung davon.

Die Bevölkerung der Hauptstadt wurde im Jahr 1823 zu 81136 und die der übrigen Provinz zu 82080 Seelen angenommen.

Die Provinz *Entre Rios* hat diesen Namen (»*zwischen den Flüssen*«) von ihrer Lage zwischen dem *Parana* und *Uruguay*. *) In Süden geht sie bis an den Rio de la Plata, in

*) So wie das alte *Mesopotamien* diesen Namen, der im Griechi-

Norden scheint, nach der bei *Nuñez* befindlichen Karte, die Gränze mit *Corrientes* noch nicht fest bestimmt zu seyn. Die Bevölkerung wird (1824) zu 20 bis 30000 Seelen angegeben und würde stärker seyn, wenn nicht während der letzten Kriege diese Provinz mehr als die meisten andern der Schauplatz des Kampfes, besonders mit Brasilien gewesen wäre. Sie hat schöne Viehweiden und guten Getreideboden, und besitzt in den beiden grofsen Strömen hinlängliche Mittel, alle Erzeugnisse auszuführen.

*Corrientes* liegt zwischen Paraguay, dem Paraná, Entre Rios und dem Uruguay, hat mehr als 150 Stunden Ausdehnung von Norden nach Süden und ungefähr eben so viel von Osten nach Westen. Die Bevölkerung beträgt 50000 Seelen, worunter die Einwohner der gleichnamigen, sehr alten Stadt, mitbegriffen sind. Die Letztere liegt am linken Ufer des *Paraná*, dicht unterhalb des Punktes, wo er den *Paraguay* aufnimmt, von welchem Zusammenfluſs sie auch den Namen erhalten hat. Ihre Gröfse ist unbedeutend, aber die Stadt könnte, wegen ihrer glücklichen Lage zum Binnen-Handel, in Zukunft sehr wichtig werden. Die Provinz zählt aufser den Hauptströmen noch *eilf* Flüsse, von

---

schen das Nämliche bedeutet, ebenfalls von seiner Lage zwischen dem *Euphrat* und *Tigris* hatte.

D. H.

welchen fünf bis auf eine beträchtliche Entfernung von ihrer Mündung schiffbar sind und es noch weiter hinauf gemacht werden könnten. Aufser dem bereits oben beschriebenen See *Ibera* enthält die Provinz Corrientes noch mehre andere und wird durch diesen Wasserreichthum sehr fruchtbar. Die Einwohner sind gute Reiter, von sanftem und gesetztem Wesen, waren aber bis in die neuesten Zeiten ziemlich träge, was, wie anderwärts, von der Leichtigkeit, das Leben zu erhalten, und von dem Mangel an Aneiferung, sich Vermögen zu sammeln, herrührte. Etwas betriebsamer ist das weibliche Geschlecht, welches, aufser der Besorgung der Hauswirthschaft, sich mit Weberei beschäftigt. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupt-Nahrungszweige. Die Tabak-Ärndten sind so beträchtlich wie in Paraguay. Zuckerrohr und Baumwolle, so wie die Pflege der Cochenille, beschäftigen nur einige Wenige, könnten aber wichtige Gewerbszweige werden. Auch eine Kaffehpflanzung ist gediehen. Der Handel von Corrientes besteht in der Ausfuhr von Häuten, nicht blofs von Rindern, Pferden und Schafen, sondern auch von Hirschen, Wildschweinen etc. Die Provinz ist auch sehr reich an schönem Bau- und Werkholz, so wie sich Salpeter daselbst findet. Zum Gärben des Leders wendet man hier die Rinde des *Eurupahi*, so wie des Lorbeerbaumes an.

Die kleine Provinz *Santa Fé* liegt etwa 100 Stunden nördlich von der Stadt Buenos-Ayres, nach Paraguay hin, zwischen dem Paraná und Cordova. Da sie blofs Einen Abgeordneten zum Con-

greſs schickt, so kann ihre Bevölkerung nicht viel über 15000 Seelen betragen. Ungeachtet der guten Beschaffenheit des Bodens ist dennoch hier der Ackerbau am weitesten zurück. Blofs Viehzucht wird getrieben, ist aber auch nicht von Bedeutung.

*San Luis* (*de la Punta*) liegt westlich von Buenos-Ayres, zwischen dieser Provinz und Mendoza. Die Stadt hat nicht über 1500 Einwohner, ungeachtet sie bereits im Jahre 1560 gegründet worden ist. Wie sie beschaffen ist, mag folgende Stelle aus *Heads* Tagebuche lehren:

»Als es dunkel ward, kamen wir ans Posthaus und fragten einige Leute, die beisammen standen, ob ein Gasthof in der Stadt sei.« »No hai! Seňor; no hai!« (Es ist keiner da, mein Herr! es ist keiner da!) Wir fragten hierauf nach Betten. »No hai! Seňor; no hai!« — »Auch kein Kaffehhaus?« »No hai, Seňor!« war abermals die Antwort. Als wir im Hause umherblickten, sahen wir nichts als die leeren Wände und Flöhe. Wir fragten noch einmal nach Betten. Die Postmeisterin versprach uns ihre eignen zu geben und in wenigen Augenblicken brachte sie Matratzen und alles Übrige und breitete es auf dem Erdboden aus. Aber die Decken und die Betttücher waren so schmutzig, dafs wir keinen Gebrauch davon machen konnten. Ich sagte nun dem Postmeister, dafs ich den ganzen Tag zu Pferde gewesen und folglich sehr hungrig sei und fragte ihn also, was es zu essen gebe. »Lo que quiere, Seňor, tenemos todo« (was Sie befehlen, mein Herr, wir haben Alles.)

Ich wuſste zu gut, was unter diesem »Alles« zu verstehen sei; er setzte hinzu, daſs ich »Carne de vaca y gallinas« (Rindfleisch und Hühner) haben könne. Ich bestellte ein Huhn und beschloſs, während es zubereitet wurde, zum Gouverneur (Governor) zu gehen, meine Briefe abzugeben und zu sehen, was mit ihm zu thun sei. Ich nahm einen Boten, der mich in der Dunkelheit hinführen sollte. Die Stadt gewährte beim Mondschein bloſs den Anblick lehmerner Cartenmauern; von den Häusern war nichts zu sehen. Eine Ordonnanz wurde mit mir zum Postmeister zurückgeschickt und diesem aufgetragen, mich mit besonderer Achtung zu behandeln. Bei dem Feuer stand ein schwarzer eiserner Topf. »Ist das Huhn schon darin?« fragte ich das dabei stehende Mädchen. »Nein, mein Herr, hier ist es,« sagte sie, und zeigte mir ein Huhn, welches noch lebendig war. Ich wollte in Klagen oder wohl gar in Flüche ausbrechen, aber der Rauch war so stark, daſs ich weder sehen noch sprechen konnte. Endlich verlangte ich Eier. »No hai, Señor!« — »Mein Gott!« rief ich aus, »in der Hauptstadt von San Luis sind keine Eier zu haben?« — »O ja!« war die Antwort, »aber erst morgen früh, für heute ist es schon zu spät.« Sie fragte mich hierauf, ob ich Käse wollte. »Nur her damit!« sagte ich hastig. Sie brachte mir einen ungeheuern Käse und sagte, ich möchte ihn nur ganz behalten, hatte aber kein Brod. Obschon ich mir durch einen Sturz mit dem Pferde den rechten Arm beschädigt hatte, so trug ich doch den Käse in die Stube. Hier wuſste ich

nicht, wo ich ihn hinlegen sollte. Der Fufsboden war schmutzig; das Bett sah noch ärger aus, und aufserdem war nichts von Hausgeräth vorhanden. Ich hielt den Käse mit meinem lahmen Arm und dachte einige Sekunden über den Zustand der Hauptstadt von *San Luis* nach. « . . . .

Die Bevölkerung der ganzen Provinz, aufser der Stadt, mag 20 bis 25000 Seelen betragen, welche über eine Fläche ausgebreitet sind, die von Norden nach Süden 100 Stunden und von Osten nach Westen 50 bis 60 Stunden Ausdehnung hat. Das Klima ist gesund. Die männlichen Einwohner sind träge; die Weiber von besonderer Schönheit, sie weben *Balletillas* (?) und *Ponchos*. Die Viehzucht ist sehr bedeutend. In den Gebirgsgegenden soll sich viel Gold befinden, auf welches aber bis jetzt noch kein Bergbau betrieben worden ist. *San Luis* war in den Revolutionskriegen der Aufbewahrungsort für die spanischen Gefangenen.

*San Juan* liegt nördlich von Mendoza und hat 100 bis 120 Stunden Länge und eben so viel Breite. Die Hauptstadt liegt zwischen dem 32. und 33. Parallelkreise. Die Bevölkerung beträgt 16 bis 20000 Seelen; wenn man aber die Ortschaften Las Lagunas, Pueblo Vieja, Jacha, Valla Fertil und das übrige Land dazu rechnet, kann sie zu 30 bis 35000 angenommen werden. Die Einwohner beiderlei Geschlechts zeichnen sich durch grofsen Verstand und viele Betriebsamkeit aus. In Ansehung des Ackerbaues stehen sie mit den Bewohnern von Mendoza auf glei-

cher Stufe. Vorzüglich stark wird der Weinbau betrieben und jährlich eine beträchtliche Menge Wein nach *Potosi*, *Buenos-Ayres*, *Santa Fé* und einem grofsen Theil der *Banda Oriental* ausgeführt. Die Fortschaffung geschieht auf Maulthieren, deren Zucht durch die guten Weiden im Innern sehr begünstigt wird. Der fruchtbare Boden erstattet die Saat hundertfältig und die Bäume erreichen eine ungewöhnliche Gröfse. Die Oliven von San-Juan werden in Buenos-Ayres besonders geschätzt. Auch sollen in dieser Provinz die reichsten Gold- und Silberbergwerke vorhanden seyn. Dreifsig bis vierzig Stunden nördlich von der Hauptstadt liegt die Goldgrube von *Jacha*, welche sonst jährlich für 80000 Piaster Gold in die Münze von Chili lieferte. Von geringerer Bedeutung als der Ackerbau ist die Viehzucht; doch fehlt es nicht an zahlreichen Pferd- und Rinderheerden.

*Mendoza* liegt am Fufse der Andes, an der Strafse von Buenos-Ayres nach Chili. Östlich ist diese Provinz von San Luis, nördlich von San Juan, und südlich vom *Rio Diamante* und dem Gebiete der *Pehuenches* begränzt, gegen deren Einfälle einige Forts errichtet sind. Die Bevölkerung beläuft sich auf 35 bis 40000 Seelen, wovon 15 bis 20000 auf die Hauptstadt kommen. Aufser der Letztern gibt es noch einige Ortschaften von Bedeutung, z. B. die Städte *San Carlos*, im Süden, *Coriconto*, im Osten, im *Uco*-Thale. Im Norden liegt das Dorf *Guanacache*, in dessen Nähe sich die davon benannten 12 bis 15 Landseen (Las Lagunas de Guanacache) befinden.

Da der Boden mehr als in jeder andern Provinz vortrefflich zum Ackerbau geeignet ist, so haben sich überall Niederlassungen gebildet, welche sich von Jahr zu Jahr vermehren, z. B. *Chimba*, *San Miguel*, *Lujan*, *Barrancas* u. a. Auch alle Arten von Gartengewächsen und Baumfrüchten gedeihen vortrefflich und in den Umgebungen der Hauptstadt wird besonders starker Weinbau getrieben. Die gewöhnlichen Sorten gleichen, nach *Caldcleugh*, einem leidlichen Malaga; doch trank er bei einer Tafel einen rothen Wein von weit ausgezeichneterer Güte. Es giebt Weingärten bei Mendoza, welche an 60000 Stöcke enthalten. Man zieht sie meist an Spalieren. Die Beeren sind grofs und von vortrefflichem Geschmack. Die vornehmsten Früchte sind grünfleischige, äufserst wohlschmeckende Melonen, Feigen, Birnen und Quitten. Letztere fand Caldcleugh besser als irgendwo in Europa. Mit Wein, gebrannten Wassern und getrockneten Früchten wird ein ansehnlicher Handel nach den benachbarten Provinzen, besonders aber nach *Buenos-Ayres*, *Santa Fé*, der *Banda Oriental* und *Paraguay* getrieben. Auch hat Mendoza schon versucht, mit *Brasilien* in Handelsverbindungen zu treten. Getraide und Mais reichen zum einheimischen Verbrauch hin. Auch die Viehheerden sind in den flächern Gegenden nicht unbeträchtlich. Die Einfuhr-Artikel sind hauptsächlich Yerba (Paraguay-Thee) und europäische Manufactur-Waaren. Da eine Hauptstrafse nach Chili durch Mendoza führt, so beschäftigt sich ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung mit der Maulthierzucht

und mit dem Transporte der Waaren und Reisenden über das Gebirge. — Die Stadt Mendoza liegt unter 33° Breite, am östlichen Abfalle der Andeskette, nach *Caldcleugh* 4427 englische Fuſs über dem Meere, und hat folglich ein nicht allzuheiſses Klima. Am stärksten ist die Hitze vom November bis März; aber die von den Andes herabströmenden Gewässer lassen den Boden nicht gänzlich austrocknen. In den Wintermonaten friert es nicht selten; auch schneit es zuweilen ein wenig. Die Stadt ist wie alle übrige spanische Städte regelmäſsig gebaut, die Straſsen durchschneiden sich rechtwinkelig und in der Mitte ist der groſse Platz (la plaza), welcher während der Revolutionskriege durch die Hinrichtung der zwei Brüder *Carrera* merkwürdig geworden ist. Die Häuser sind auf die Art wie in Lima und Santiago, d. h. aus an der Luft getrockneten Backsteinen oder auch aus mit Stroh durchknetetem Lehm gebaut, fast alle nur Ein Stockwerk hoch und von aufsen weiſs angestrichen. Inwendig aber sehen sie wie englische Scheuern aus. Die Wände sind so locker und dünn, daſs von Zeit zu Zeit groſse Stücke herausfallen und *Head* findet es nicht unmöglich, mit einem Spaten oder einer Spitzhacke in jedes Haus einzubrechen. Nur einige der vornehmsten Häuser haben Glasfenster. Nach der Straſse heraus befinden sich fast überall Kaufläden, worin man europäische Waaren, hauptsächlich engliche Baumwollen-Stoffe, antrifft. — Die *Alameda* oder der öffentliche Spaziergang von Mendoza wird für die gröſste und schönste aller südamerikani-

schen Städte erklärt. Die Einwohner bringen hier den Abend bis spät in die Nacht zu, essen Gefrornes, Zuckerwerk etc. Bei einbrechender Dunkelheit wird der Platz von einer Menge sternförmiger Papierlaternen erleuchtet. — Die Einwohner Mendozas sollen, nach *Heads* Beobachtung, wie überall in den dortigen Ländern, sehr träge seyn, was jedoch mit der ihnen zugestandenen Betriebsamkeit in Beziehung auf Wein- und Obstbau, im Widerspruch steht. Dafs sie von 12 Uhr Mittags bis 5 oder 6 Uhr Abends Siesta halten, ist allgemeine, durch die Erschlaffung bei der grofsen Hitze nothwendig gewordene Sitte. *Head* wandte die Zeit dieser Siesta gewöhnlich zu Spaziergängen durch und um die Stadt an. Alle Häuser und Handlungs-Gewölbe waren geschlossen und es herrschte eine Stille wie mitten in der Nacht, so dafs es ihm bei dem Wiederhall seiner Schritte vorkam, als wandele er durch die Hallen einer Kirche oder durch das ausgestorbene Pompeji. Übrigens werden die Bewohner *Mendoza's* als gute, freundliche und gefällige Leute geschildert, obschon das von *Head* beschriebene gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter in dem Mendoza-Flusse, im Angesichte der Alameda und noch am hellen Tage, einen hohen Grad von Roheit und Sittenverderbnifs anzeigt. Auch sind beide Geschlechter, wie anderwärts im spanischen Amerika, dem Hazardspiele leidenschaftlich ergeben. *Miers* Frau empfand in der Gesellschaft der Damen viele lange Weile, da sie von nichts als Putz zu reden verstanden. Das Klima von Mendoza ist sehr gesund und

besonders Lungenkranken sehr zuträglich. *Miers* fand hier zwei Ärzte, einen aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, den andern aus Schottland, welche in ihrem Vaterlande sehr an Brustübeln gelitten hatten, hier aber gänzlich davon geheilt worden waren. Unter die herrschenden Krankheiten der Stadt sowohl als der Provinz, in den gebirgigen Gegenden, gehört der *Kropf*. *Caldcleugh* lernte eine Familie kennen, wo nicht nur die Mutter, sondern auch fünf Kinder mit diesem Übel behaftet, und die Letztern aufserdem noch stumm waren. Übrigens herrscht diese Krankheit längs der ganzen Ostseite der Andeskette bis zum Äquator hinauf; *) an der Westseite ist sie seltener. Cretinismus, wie in den Alpenthälern Europas, ist nicht damit verbunden.

*Cordova* ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, und der erste ansehnlichere Ort, welchen man von Buenos-Ayres aus, auf der Strafse nach Peru, erreicht. Sie wurde im Jahre 1573 gegründet und liegt nach Nuñez unter 31° 15′ Breite. Ihre Lage ist malerisch, indem sie so von Bergen und Thälern umgeben wird, dafs man sie nicht eher bemerkt, als bis man vor ihr steht. Die Bevölkerung beträgt 12 bis 16000 Seelen. Die der ganzen Provinz wird zu 70 bis 80000 angenommen.

*) Man vergleiche die Anmerkung zu S. 14 des Jahrganges 1826. D. H.

Die Ausdehnung der Letztern beträgt von Norden nach Süden 110 Lieues oder Wegstunden, und von Osten nach Westen ungefähr eben so viel. Obschon die Stadt Cordova Mangel an grofsen öffentlichen Gebäuden hat, so besitzt sie doch nächst Buenos-Ayres die meisten merkwürdigen Kirchen. Sie hat auch eine Universität, auf welcher einst der jetzt in Paraguay das Staatsruder führende Dr. *Francia* studirte. Andere theils von Weifsen theils von Indiern bewohnte Ortschaften dieser Provinz sind *Concepcion, Carlota* (aus zwei vereinigten kleinen Städten bestehend), *Ranchos, Tulumba, San Xaver, Rio Seco, Frayle Muerto, Soto, Pichana, Quilino, La Toma, San Marco, Cruz Alta* u. a. m., deren Einwohnerzahl jedoch sehr gering ist, da der gröfste Theil der Einwohner auf dem Lande auf den Maiereien (*Haciendas* und *Estancias*) lebt. Der Charakter der Einwohner ist im Allgemeinen sanft. Von den Frauen unterläfst *Nuñez* nicht, zu bemerken, dafs sie gegen die Fremden sehr zuvorkommend seien. Eine Abtheilung Engländer, welche im Jahre 1806 während des Krieges mit Buenos Ayres zu Gefangenen gemacht worden waren, erhielten Cordova zum Wohnplatz angewiesen, wo sie aufs herrlichste und gastfreundlichste behandelt wurden. Die Einwohner der Provinz beschäftigen sich mit Ackerbau, sind aber, ungeachtet des herrlichen, durch zahlreiche Flüsse trefflich bewässerten Bodens, noch sehr darin zurück, da sie, wie alle Bewohner dieser ehemals spanischen Länder, von dem alten Schlendrian in der Bearbeitung der Felder nicht abgehen wollen.

In Cordova wird der beste Kalk gebrannt und mit Vortheil ausgeführt. Auch Soda wird hier bereitet. Der Hauptgewerbszweig ist jedoch die Viehzucht. Maulthiere werden in ansehnlichen Heerden hauptsächlich für Peru gezogen, wo sie grofsen Werth haben. Rinds- und Pferdehäute gehen in Menge nach Buenos-Ayres. Die gemeinen Weiber verfertigen grobe Zeuge, als Fresados, Ponchos, Gergas u. s. w. Die Vollendung des schon in den Jahren 1804 bis 1810 begonnenen Unternehmens, den *Rio Tercero* (den *dritten Flufs*, s. oben S. 134 die Anmerkung) bis zu seiner Mündung in den Paraná ganz schiffbar zu machen, ist zwar durch die Revolution unterbrochen worden, gegenwärtig aber wieder zur Sprache gekommen. Die daraus hervorgehenden Vortheile würden nicht nur für Cordova, sondern auch für *Mendoza* und *San Juan* sehr ansehnlich seyn.

*Rioja*, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, liegt 290 Stunden von Buenos-Ayres und 114 von Cordova, an der Strafse nach Peru, etwa unter 30° Breite. Das Gebiet der Provinz mag von Osten nach Westen, wo es an die Andes stöfst, 140 bis 150, und von Norden nach Süden 130 bis 140 Stunden Ausdehnung haben. Die Stadt enthält etwa 3000 Einwohner; die ganze Provinz nicht mehr als 20000. Die Letztere wird in vier Departamientos getheilt: *Los Llanos* (die Ebenen), *Arauco*, *Famatina* und *Guandacol*. Die Viehzucht scheint die Hauptbeschäftigung der Einwohner zu seyn; in den westlichern Gegenden wird die Vicuña gefunden. Auch Weinbau treibt man in

Rioja, obschon in geringerer Ausdehnung als in *Mendoza* und *San Juan*. Dafs in dieser Provinz die reichen Gold- und Silbergruben von *Famatina* liegen, ist schon oben gesagt worden.

*Santiago del Estero* liegt nördlich von Cordova zu beiden Seiten der Strafse nach Peru. Die Stadt wurde im Jahr 1550 gegründet und hat 27° 28′ südliche Breite. Die Stadt ist nur wenig bevölkert, aber das Gebiet zählt mehr als 50000 Einwohner. Andere Ortschaften sind *Silipica*, *Loreto*, *Guanajasta*, *Soconcho*, *Salavina*, *Mulacorral*, *Rio Salado*, *Petacas* und *Sumampa*, an welchem letztern Orte, an der Gränze der *Abiponier*, sich eine Kapelle befindet, die ausschliefslich dem religiösen Unterrichte dieser indischen Völkerschaft gewidmet ist, und unter die gröfsten gehört, welche von den ehemals hier wirkenden Jesuiten gestiftet worden. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner Santiagos ist der Ackerbau. Waizen bringt das achtzigste Korn. Die Cochenille findet sich in mehren Orten, ohne dafs die Einwohner ihren Werth kennten und davon Nutzen zu ziehen verständen. Eben so fehlt es der Provinz nicht an Honig, Wachs und Salpeter. Die Einwohner verfertigen Schafwollgewebe, z. B. Ponchos und Gergas, nicht blofs für den einheimischen Bedarf, sondern auch für den Handel. Unter den verschiedenen Baumgattungen ist der Johannisbrod-Baum zu bemerken. Das Land ist reich an Flüssen, Bächen und Seen, und ernährt zahlreiche Viehheerden. 800 bis 1000 Einwohner dieser Provinz wandern alle Jahre aus, gehen 2 bis 400

Stunden weit, um anderwärts das Getreide einärndten zu helfen, und kehren dann mit dem Gewinn ihres Fleifses zu den Ihrigen zurück.

Die Provinz *Tucuman* ist eine der ansehnlichsten des La Plata-Bundes und die dritte, durch welche die Strafse von Buenos-Ayres nach Peru führt. Die Hauptstadt hat 27° Breite und 66° westliche Länge von London. Ihre Bevölkerung mag 10 bis 12000 Seelen betragen. Die ganze Provinz zählt an 40000 Einwohner und enthält nachfolgende Pfarreien: *Monteros*, *Suares*, *Chiquiligasta*, *Rio Chico*, *Trancas* und *Burroyaco*. Die Ausdehnung Tucumans von Süden nach Norden kann 58 bis 60, und von Westen nach Osten an 50 Stunden betragen. Die Truppen dieser Provinz erfochten 1812 in der Nähe der Hauptstadt einen vollständigen Sieg über die Spanier. Zum Andenken daran ist nach Nuñez auf dem Schlachtfelde eine Citadelle mit Casernen und Officierswohnungen (Pavillons d' officiers) errichtet worden. Die Einwohner Tucumans sind freundlich, gastfrei und betriebsam. Ackerbau wird am meisten getrieben und besonders ergiebig sind Reis, (castilischer), Waizen, Mais, und Tabac, welchen man in Menge nach Cordova, San Juan, San Luis, Mendoza u. s. w. ausführt. Die Orangen gleichen an Gröfse und Geschmack denen von Paraguay und Brasilien. Bataten werden bis zu sieben Pfund Schwere angetroffen. Der Käse von *Tafi* wird bis nach Buenos-Ayres geschickt. Westlich von der Hauptstadt zieht sich eine Bergkette hin, deren höchster Gipfel das ganze

Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist. Sechszehn Flüsse entspringen darauf, bewässern und befruchten das Land und vereinigen sich endlich zum Flusse *Santiago del Estero* (auf manchen Karten auch *Rio dulce* genannt), der von hier durch die gleichnamige Provinz nach Südosten strömt und sich in den Salzseen von *Porongos* verliert. Tucuman ist sehr reich an allerlei Baumgattungen; auch der prächtige Passionsblumen-Baum (Grenadillier) befindet sich hier. Im Naturalien-Cabinett von Buenos-Ayres giebt es Proben von 64 Holzarten aus dieser Provinz.

Die unbedeutende Provinz *Catamarca* hat etwa 35000 Einwohner, und in der gröfsten Ausdehnung an 100 Stunden. Die Hauptstadt liegt 60 Stunden südöstlich von Tucuman und ist erst um das Jahr 1680 gegründet worden. Ihre Bevölkerung beträgt kaum 4500 Seelen; sie liegt in einer sehr gesunden Gegend, in dem ebenfalls *Valle de Catamarca* genannten Thale. Aufserdem enthält die Provinz noch folgende Ortschaften: *Piedra Blanca*, *Sierra del Alto*, *Sierra de Ancasti*, *Tinogasta*, *Santa Maria* und *Belen*. Bis jetzt war Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner, aber der Boden wäre gewifs auch zum Ackerbau geeignet. Mit gutem Erfolg, wenn auch noch nicht in ansehnlicher Menge, wird *Baumwolle* gezogen, welche, nach dem Urtheil der sachkundigsten Personen, an Vortrefflichkeit alle andere Sorten in allen übrigen Theilen der

Erde übertrifft.« *) Wenn einst der *Rio Bermejo* schiffbar gemacht ist, wird besonders Catamarca grofse Vortheile davon ziehen.

Die Provinz *Salta* liegt zwischen *Tucuman*, *Jujuy*, der zu Potosi gehörigen Wüste *Atacama* und der grofsen *Chaco*-Ebene. Sie hat an 50000 Einwohner, und aufser der 1582 gegründeten Hauptstadt, mit 8 bis 10000 Einwohnern, noch mehre andere Ortschaften, namentlich *Caldera*, *Rosario de Serrillos*, *Rosario de la Frontera*, *Chicoana*, *Anta*, *Sumalas*, *Poachipas*, *Covos*, *Miraflores*, *Macapillo* u. a. Die Ausdehnung in die Länge und in die Breite beträgt 80 bis 100 Stunden. Während der langen Revolutionskriege hat die Provinz *Salta*, da sie mit *Jujuy* die Vorhut gegen *Peru* bildete, besonders viel gelitten. Sie hat, ungeachtet ihrer Lage unter dem Wendekreise, ein sehr gesundes Klima. Mehre Ausläufer der Andes vereinigen sich hier, bilden die herrlichsten Thäler und schicken zahlreiche Flüsse in das Land hinab. Sie sind mit dichten Wäl-

*) . . . »qui, au jugement des personnes les plus instruites, est d'une qualité supérieure à toutes les autres, en quelque partie du monde que ce soit,« sagt *Nuñez*, und sein Übersetzer fügt hinzu, dafs Catamarcaer Baumwolle kürzlich nach *Frankreich* gebracht worden, und man hier das nämliche Urtheil darüber gefällt habe.

D. H.

dern bedeckt und enthalten Gold, Silber, Kupfer, Schwefel, Alaun, Vitriol und höchstwahrscheinlich auch Zinn und Quecksilber. Das Land ist reich an fetten Weiden und mit Viehheerden bedeckt. Den Hauptverkehr mit den benachbarten Provinzen bilden die Vicuñas und die Maulthiere, von welchen sonst an 60-80000 Stück jährlich nach Ober- und Nieder-Peru gingen. Die aus den südlichern Gegenden, *Santa Fé, Cordova* etc. eben dahin gehenden Maulthierheerden ruhen in Salta und stärken sich auf den fetten Weiden für die Weiterreise. Die Hauptflüsse sind der dem *Paraguay* zuströmende *Rio Bermejo* und der in den *Paraná* fallende *Rio Salado*.

Die kleine Provinz *Jujuy* (Xuxuy) bildet ebenfalls eine Vormauer gegen Peru und Bolivia, liegt unter dem Wendekreise und hat von Norden nach Süden 70 und von Westen nach Osten 35 bis 40 Stunden Ausdehnung. Die Gränzen sind in Nordwesten *Potosi*, in Süden *Salta* und in Nordwesten *Oran* und *Chaco*. Die Bevölkerung steigt auf 30000 Seelen, welche in der 1590 gegründeten Hauptstadt und einigen Flecken und Dörfern, wie *Rio Negro*, *Perico*, *Tumbaya*, *Humaguaca*, *Cochinoca* etc. vertheilt sind. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner sind Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht, worin sie mit Bolivia und Peru grofsen Verkehr treiben. Aufserdem gedeihen auch Waizen, Mais, Gerste, Bataten und Baumwolle, und Indigo in dieser Provinz. Von grofser Schönheit und Fruchtbarkeit sind die *Valles*

*de la Puna* (die Thäler der Puna). Unter den Spaniern wurde auch in den Gebirgsgegenden Bergbau auf Gold getrieben. Die Schiffbarmachung des *Rio Bermejo* würde für diese Provinz ebenfalls von grofsem Nutzen seyn.

## III.

# Die Insel Sardinien. *)

Die Insel Sardinien liegt zwischen 38° 55′ und 41° 16′ nördlicher Breite, und erstreckt sich von 5° 45′ bis 7° 35′ östlicher Länge von Paris. Südlich von *Corsica* gelegen, mit welcher Insel sie die gleiche Richtung von Norden nach Süden hat und von welcher sie vermuthlich erst in einem der letzten Zeiträume der Erdbildungsgeschichte abgerissen worden, hat *Sardinien* eine sehr günstige Lage für den Handel und könnte

*) *Voyage en Sardaigne, de* 1819 *à* 1825; etc. etc. par le Chev. Albert de la *Marmora*, etc. Paris, 1826. 8. Mit 1 Karte und mehren Steintafeln. Der Verfasser hat Sardinien seit 1819 mehre Male bereist. Das obige Werk soll nach seinem Plane blofs der *erste Theil* oder die Einleitung eines gröfsern seyn, mit dessen

für *Italien*, *Sicilien*, die *Berberei*, *Spanien* und *Frankreich* ein wichtiger Stapelplatz, besonders in Beziehung auf den levantinischen Handel seyn. Mit dem Vortheile dieser günstigen Lage verbindet die Insel noch den einer grofsen Anzahl von Meerbusen und Buchten, welche fast sämmtlich gegen den Nordwind geschützt sind. Der vornehmste Meerbusen ist der von *Cagliari*, an der Südküste, welcher aufser seiner Gröfse und Sicherheit auch für alle aus Osten kommende und von Sicilien aus nord- oder westwärts gehende Schiffe sehr bequem gelegen ist. Nächstdem verdienen die Häfen *Palmas*, *Porto-Conte* und *Terra Nuova* genannt zu werden; die Häfen *Alghero*, *Porto-Torres* und *Tortoli* sind hauptsächlich für den eignen Handel der Insel selbst von Wichtigkeit.

Die bisherigen Karten von Sardinien haben die Meinung verbreitet, dafs diese Insel eine ununterbrochene Masse von Gebirgen sei. Dem ist aber nicht so. Sie enthält auch sehr schö-

---

Bearbeitung er noch beschäftigt ist. Der *zweite Theil* wird die *Topographie* der Insel, nach der Ordnung seines Reise-Tagebuchs, der *dritte* eine vollständige *Naturgeschichte* derselben enthalten, und der *vierte* die *Alterthumskunde*, oder eine Vergleichung der alten Geographie Sardiniens mit dessen jetzigem Zustande, zum Zweck haben. Jeder Band wird mit den nöthigen Karten und Kupfern ausgestattet seyn.

D. H.

ne Ebenen und ansehnliche Thäler. — Alle Gebirgsmassen dieser Insel lassen sich übrigens auf *fünf* zurückführen.

Die erste Gebirgskette, die höchste und ausgedehnteste, beginnt an der nördlichen Küste, der Südspitze von Corsika gegenüber, bei den Bocche di Bonifacio. Der sich hier bis ins Meer verlaufende Theil des Gebirges bildet eine Gruppe kleiner Inseln, worunter *Maddalena*, *Caprera* u. s. w. die vornehmsten sind. Von der Spitze *Lungo-Sardo* wendet sie sich etwas ostwärts, durchstreicht dann die ganze Insel von Norden nach Süden und endigt mit dem Vorgebirge *Carbonara*. Man mufs diese Gebirgskette als das Hauptgebirge von Sardinien betrachten, durch welches die ganze Gestalt dieser Insel bestimmt wird.

Westlich von ihr bemerkt man zwei andere Ketten, zuerst im Norden die Gebirge von *Lymbarra*, welche sich rechtwinkelig an die Hauptkette anschliefsen und eine Art Widerlage (Contrefort) des nördlichen Theiles derselben bilden; und dann die Gebirge von *Goceano* oder *Monte Raso*, welche weiter nach Süden, westlich längs der Hauptkette hin laufen, und, durch das schöne Thal des *Tyrso* von derselben getrennt, blofs durch die Zweige von *Patada* und *Buduso* mit ihr zusammen hangen.

Man glaubt in Sardinien ziemlich allgemein, dafs der Gipfel des Lymbarra-Gebirges, der *Gigantinu*, der höchste Berg der ganzen Insel sei. Diese irrige Meinung hat ihre Quelle wahrscheinlich in der lächerlichen Eifersucht, welche zwischen dem Bewohner der nördlichen und südlichen Gegenden herrscht,

vermöge deren jeder behauptet, der von ihm bewohnte Landestheil sei der vorzüglichste, selbst in Ansehung der Berghöhen. Oder sie kann auch einen perspectivischen Grund haben, indem man, von der Ebene *Ozieri* aus, die zackigen Gipfel des Lymbarra deutlicher und leichter wahrnimmt, als den Kamm der Hauptkette.

Wie dem auch sei, so kann man dem *Lymbarra* nur den zweiten Platz anweisen, da er nur 1217 Metres (= 3744 alte Pariser Fuſs) über dem Meere liegt. Der erste Platz unter allen sardinischen Bergen gebührt dem *Gennargentu*, welcher 1830 Metres (= 5630 alte Pariser Fuſs) Meereshöhe hat und der einzige Berg auf der Insel ist, dessen Gipfel einen groſsen Theil des Sommers hindurch mit Schnee bedeckt bleibt. Man sammelt diesen Schnee, wie auf dem Ätna in Sizilien, und bringt ihn zum Verkauf nach Cagliari, Oristano, oft auch nach Sassari.

Eine zweite Kette, von der Hauptkette durch die groſse Ebene des *Campidano* getrennt, läuft von dem Vorgebirge *Frasca*, beim Meerbusen von *Oristano* (an der Westküste) aus, geht eine Strecke weit der Hauptkette parallel, wird plötzlich durch das Thal von *Domus-Novas* und *Villa-Massargia* unterbrochen, zieht zwischen den Busen von *Palmas* und *Cagliari* bis zur Südküste hin und endigt mit dem Vorgebirge *Teulada*, nachdem es noch einen Ausläufer östlich nach *Pula* abgeschickt hat, dessen Abfall der Küste von Afrika gegenüber liegt.

Die dritte Gebirgskette ist die von *Nurra*. Sie nimmt den nordwestlichen Theil der Insel ein. *Marmora* erblickt in ihr eine Fortsetzung der vorigen Kette, welche in der Urzeit, bevor die Gewalt der Meeresfluthen den Busen von Oristano gebildet und einen Theil der Westküste zerstört hatten, mit ihr ein Ganzes ausmachte. Beide Ketten stimmen wirklich nicht nur in ihrer Richtung, sondern auch in ihrem geognostischen Verhalten sehr überein.

Die bisher beschriebenen drei Gebirgsketten sind Ur- und Übergangs-Gebirge.

Ein viertes Gebirge ist das von *Ales*, östlich vom Oristano-Busen und nördlich von Cagliari; es beginnt bei Monastir und läuft über Serrenti und Sardara fort. Der *Morgongiori* und die *Trebia* (oder *Trebina*) sind die höchsten Gipfel und erreichen 700 Metres (=2153 alte Pariser Fuſs). Das Gestein gehört zur Flötz- und Trappformation (Terrain de sédiment et de trachyte); auch bemerkt man hier sehr alte Basaltrinnen (Coulées basaltiques).

Noch deutlicher zeigen sich die Gebirgsarten vulkanischen Ursprungs in der weit ansehnlichern fünften Kette, der von *Santu Lussurgiu*, welche als eine Fortsetzung der vorigen zu betrachten ist. Sie beginnt bei dem durch seine schönen Pomeranzen berühmten Dorfe *Milis*, steigt mittelst eines Basaltzuges zur Höhe des Dorfes Santu Lussurgiu hinauf, das auf einem wahren Krater liegt, streicht in derselben Richtung bis zum Gi-

pfel des St. *Leonardo* fort, wendet sich hier plötzlich nach Osten, umschliefst, indem es eine Krümmung macht, den Bezirk von *Marghine* und endigt bei *Bolottona*. Ein anderer Zweig geht in der Richtung des Hauptastes über Bosa und zwischen *Pozzo-Major*, *Keremule* u. s. w. einerseits, und *Alghero* und *Itiri* andererseits hindurch, nach *Ploaghe*, *Nulvi* und *Castel-Sardo*, um sich im Corsischen Meere zu verlieren.

Unter den minder bedeutenden Bergketten oder vielmehr nur Hügelreihen ist die von *Cagliari* die bemerkenswertheste. Sie fängt bei *St. Elia* an, wo sie sich als Halbinsel darstellt, bildet nach Norden fortgehend die Hügel *Monte-Urpino* und *Cagliari*, und verliert sich allmählich gegen das *Campidano* hin. Die Gebirgsarten dieser Hügel haben viel Ähnliches mit dem Boden der Umgebungen von Paris, d. h. sie gehören zu den jüngern Gebilden der Flötzzeit. Auch findet sie sich in den Hügeln von *Sassari* und in der ganzen Gegend zwischen dieser Stadt und *Porto-Torres* wieder.

Ungeachtet dieser vielen Gebirge hat Sardinien dennoch in seinem Innern sowohl als an den Küsten viele ansehnliche Ebenen aufzuweisen. Die vorzüglichste ist die unter dem Namen *Campidano* bekannte, welche eben so durch ihre Ausdehnung als durch ihre Fruchtbarkeit berühmt ist. Sie beginnt bei der Hauptstadt *Cagliari*, ist anfänglich nur ein gewöhnliches Thal, erweitert sich aber bald und wendet sich dann einerseits südwestlich nach dem Meere, andererseits nordwestlich nach dem

Busen von *Oristano* hin. Wahrscheinlich ist dieser fruchtbare Landstrich derselbe, dessen *Diodor von Sicilien* gedenkt, wenn er erzählt, dafs *Jolas* nach Sardinien schiffte und als er die Eingebornen dieser Insel überwunden hatte, »die schönste und fruchtbarste Gegend« durch das Loos unter die Seinigen vertheilte. Ungeachtet das Campidano unter die am besten angebauten Theile Sardiniens gehört und Getraide und Wein im Überfluſs hervorbringt, so steht es doch lange noch nicht auf der Stufe von landwirthschaftlicher Cultur, die es zu erreichen fähig ist und vermuthlich auch in Zukunft erreichen wird.

Die andern Ebenen der Insel sind: die von *Nurra*, am Fuſse des gleichnamigen Gebirges; sie reicht von *Alghero* bis *Porto-Torres*; das *Campo d' Ozieri*, zwischen den Gebirgen von *Ploaghe, Lymbarra* und *Ozieri*, und eine Menge kleinerer. Die Hochebene (das Plateau) von *Bonorva* führt den Namen *Padru-Manna*. Sehr fruchtbar ist das aus Kalk- und Thonboden bestehende Gebiet von *Trejenta*, welches den Anblick einer Reihe kleiner Hügel und Thäler darbietet.

Sardinien ist von mehren kleinern Inseln umgeben, die durch schmale Meeresarme von der Hauptinsel getrennt werden und zum Theil ebenfalls ihre besondere Gebirge haben. Die vornehmsten dieser Inseln sind: *Asinara*, (nördlich von der Nordwest-Spitze), *San Pietro* und *Sant' Antioco* (westlich vom Südwest-Ende). Von geringerer Bedeutung sind *Maddelena, Santo Stefano, Caprera* (die nördlichsten, in der Straſse

Bonifacio) und *Tavolara* (etwas südlicher von den vorigen, an der Ostküste). Die Letztere ist ein ungeheurer tafelförmiger Kalkfels (Flötzkalk) von etwa 18 Seemeilen (Milles) Umfang, wegen der steilen senkrechten Wände fast überall unersteiglich, und nur von wilden, oder vielmehr verwilderten, Ziegen bewohnt, auf welche man zuweilen, nicht ohne grofse Lebensgefahr Jagd macht. *Coscia di Donna* (Frauenschenkel), *il Toro*, (der Stier), *la Vacca* (die Kuh), *i Cavoli* (die Kohlköpfe), *Molara* u. s. w. sind blofse Klippen.

Wenn man mit *Marmora* einen aufmerksamen Blick auf das Streichen oder die Richtung der sardinischen Gebirge wirft, so bemerkt man bald, 1) dafs diese im Allgemeinen von *Nordnordost* nach *Südsüdwest* geht oder mit der Längenerstreckung der Insel selbst übereinkommt; 2) dafs die Nebenketten, vorzüglich im Innern der Inseln, mit der Hauptkette parellel laufen; 3) dafs im Allgemeinen der westliche Abfall der Hauptkette viel ausgedehnter ist als der östliche, und weil er 4) grofsentheils mit geschichteten, von Osten nach Westen geneigten, Gebirgsarten bedeckt ist, auch viel sanfter abfällt als der östliche.

Betrachtet man diese nämlichen Gebirge in Hinsicht ihrer Formation, indem man die durch Crystallisation entstandenen von den aus einem Niederschlag hervorgegangenen absondert, so kann man die Hauptkette der Insel als den wahren und ursprünglichen Kern derselben ansehen, um welchen sich die spätern Ge-

birgsformationen, in einer mit der seinigen gleichlaufenden Richtung, abgelagert haben.

Was es dabei noch besonders zu bemerken giebt, ist, dafs die Hauptkette Sardiniens sich genau in der nämlichen Richtung mit der Hauptkette der Insel Corsica befindet, und dafs sie in ihrer Breite ungefähr eben so viel Raum einnimmt, als diese letztere Insel überhaupt breit ist. Sie wurde also in der Urzeit durch die Insel Corsica von den aus Norden kommenden Fluthen geschützt, welche dagegen an der von dem schmalern Corsica unbeschützten Westhälfte Sardiniens ihre Gewalt ausüben und sie mit ihren Niederschlägen bedecken konnten, welche sämmtlich reich an Meer-Versteinerungen sind. Die Ebene des Campidano scheint dem Verfasser durch einen Meerstrom entstanden zu seyn, der von Nordwesten nach Südosten, aus dem Busen von Lyon nach dem der grofsen Syrte an der afrikanischen Küste, über das südwestliche Sardinien weg und zwischen Sicilien und Afrika hindurch ging, welche Punkte sämmtlich in einerlei Richtung liegen.

Unter den *Flüssen* Sardiniens ist der *Tirso* (bei den Alten *Tyrsus* oder *Torsus*) der ansehnlichste. Er entspringt in den Granitgebirgen von *Buduso*, fliefst anfangs, zwischen der Hauptkette und dem Goceano- oder Raso-Gebirge, nach Süden, wird ungefähr in der Mitte der Insel, bei *Medilo*, durch die Gewässer des *Marghine* und der *Barbagia belvi* vergröfsert, nimmt dann seine Richtung immer mehr südwestwärts, durch

ein äufserst sanft abgedachtes Land, und ergiefst sich zuletzt in den Busen von *Oristano*.

Der *Flümendosa* (bei den Alten *Saeprus*) entspringt in den Gebirgen der Hauptkette, südlich vom *Monte Santo*, unweit der Ostküste und westlich von dem Vorgebirge gleiches Namens, fliefst zwischen den Bergen von *Gennargentu* und *Ogliastra* nach Südsüdwesten, und wendet sich dann nach Südosten und Osten, wo er sich bei *Muravera* in das Tyrrhenische Meer stürzt. Sein Gefälle ist, da er durch lauter Gebirgsland fliefst, sehr beträchtlich und sein Lauf daher sehr reifsend. Auch verursacht er durch seine Überschwemmungen zuweilen grofsen Schaden.

Nächst diesem verdient der *Flufs von Ozieri* (Fiume d' Ozieri) genannt zu werden, den man für den *Termus* des Ptolemäus hält. Seine Quellen sind auf den Gebirgen von *Marghine* bei *Giave*. Er fliefst erst in nordöstlicher, dann in nördlicher Richtung, bei *Ozieri* vorbei und durch die Ebenen dieses Ortes (Campo d' Ozieri), der Nordwestküste zu und stürzt sich unweit *Castel Sardo* in das Corsische Meer.

Der kleinere *Bosa-Flufs* (Fiume di Bosa) wird von einigen Alterthumsforschern ebenfalls für den Termus des Ptolemäus gehalten. Er kommt aus denselben Gebirgen wie der vorige, fliefst aber nach Südwesten und ergiefst sich bei *Bosa*, östlich vom Vorgebirge *Marargiu*, ins Meer. Seine Ufergegenden sind äufserst fruchtbar.

Obschon der Flufs von *Porto Torres*, welcher an der Nordküste ins Corsische Meer fliefst, höchst unbedeutend ist, so verdient er doch wegen der über ihn führenden römischen Brücke eine Erwähnung, welche nahe bei den Ruinen der alten *Turris libissonis* über denselben führt. *)

Der kleinen Küsten- und nur sieben oder acht Monate im Jahre Wasser habenden Bäche sind zu viele, als dafs sie angeführt werden könnten.

*Sardinien* ist sehr reich an, zum Theil heifsen, *Mineralquellen*, die zu den Zeiten der Römer, von welchen noch viele Denkmäler übrig sind, mehr gepflegt wurden als von den heutigen Bewohnern der Insel, und auch sehr berühmt waren. Wenn auch mehre solcher Heilquellen noch stark von den Einwohnern der Umgegend besucht werden, so ist dieser Zulauf mehr dem alten Rufe der Quellen und dem hergebrachten Zutrauen als den Rathschlägen tüchtiger Brunnenärzte zuzuschreiben. Nur erst von den vornehmsten hat man chemische Analy-

*) Wir haben die Beschreibung sowohl der Gebirge als der Gewässer Sardiniens hier so gegeben, wie sie sich bei *Marmora* vorfindet, obschon nicht Alles mit der Karte übereinstimmt. Der nicht unbedeutenden Flüsse *Rio Pabilonis* und *Mulargia*, die die Karte enthält und an welchem Letztern Cagliari liegt, erwähnt er im Buche gar nicht.

D. H.

sen. Dieses sind die Quellen von *Sardara* und *Fordungianus* (beide salzig, erstere 48°, letztere 55° Reaum.), von *Villacidro* oder *Acquacotta* (jodhaltig, 32° Reaum.), *Benetuti* (schwefelhaltig, 32° Reaum.), *Codrungianus* (kalt und säuerlich, mit ein wenig Eisen, 18° Reaum., dem Seltzer Wasser ähnlich), und *Dorgali* (salzig, 25° R.); aufserdem sind noch *Castel d' Oria*, *Sant ' Antioco* und einige andere zu bemerken. Als *Marmora* im Juni 1822 zum zweiten Male nach Sardinien reiste, besuchte er die Quellen von *Sardara* und *Benetuti*. Die Anzahl der am letzten Orte versammelten Kurgäste belief sich ungefähr auf 150. Da das Dach der kleinen Kirche des Orts und ein benachbartes Haus nicht hinreichende Unterkunft gewährte, so mufste der gröfste Theil unter freiem Himmel oder unter elenden Hütten von Reifsholz schlafen.

Aufser diesen Mineralquellen besitzt Sardinien in den Gebirgs- und nördlichern Gegenden viele *Süsswasser-Quellen*, welche ein gutes Trinkwasser liefern. In den südlichern Gegenden und den Ebenen sind jedoch dergleichen Quellen nur selten anzutreffen. Das Wasser hat hier fast überall einen brackigen (saumâtre) Geschmack. Zur Sommerszeit vertrocknen sie überdiefs und man ist dann, vorzüglich in *Cagliari*, genöthigt, zu Cisternen-Wasser seine Zuflucht zu nehmen.

Wegen der geringen Ausdehnung seiner Oberfläche und wegen seiner vielen Gebirge kann Sardinien nirgends den Anblick eigentlicher *Seen* darbieten; aber wohl enthält es eine

Menge *Teiche*, welche aber sämmtlich mehr oder weniger salzig sind. *Marmora* theilt sie in drei Klassen.

Die erste Klasse begreift diejenigen Teiche, welche sich in der Nähe des Meeres befinden und entweder durch künstliche Durchschnitte oder durch natürliche Kanäle mit demselben zusammenhangen. Sie sind im Ganzen sehr fischreich; vorzüglich enthalten sie viel Aale, deren Verbrauch an Fasttagen sehr ansehnlich ist. Der vornehmste Teich dieser Art ist der von *Cagliari*, auch, um ihn von einem andern fast in gleicher Entfernung von dieser Stadt liegenden zu unterscheiden, *La Scaffa* genannt. Er hat 1½ teutsche Meilen im Umfange und liegt im Hintergrunde des Busens von Cagliari, von dem er nur durch eine Landzunge von einer halben Meile getrennt ist und durch welche man, um eine Verbindung mit dem Meere herzustellen, mehre Canäle gezogen hat. Auch sind auf dieser Landzunge künstliche Salzgruben (zur Bereitung von Salz aus dem Meerwasser) angelegt worden. Vom Herbste an finden sich auf dem Scaffa-Teiche unzählige Schwärme von Wassergeflügel ein, namentlich von wilden Enten, Wasserhühnern, Reihern, Schwänen, Flamingos, und zuweilen selbst Kropfgänsen, welche hier überwintern. In der Regel steigt das Wasser dieses Teiches nicht über 3 oder 4 Fuſs; sobald aber die Nordwinde herrschen, wird er so unruhig, daſs selbst die kleinsten und leichtesten Fahrzeuge nicht darauf schiffen können.

Der Teich von *Oristano* kommt an Ausdehnung und Fischreichthum dem von Cagliari gleich.

Auch die kleinern Teiche von *Sassu*, *Palmas*, *Alghero*, *Sorso*, *Terramuova*, *Orosei*, *Tortoli*, *Muravera* etc. etc. gehören zu dieser ersten Klasse.

Die zweite Klasse von Teichen sind fast einzig und allein durch das Meer entstanden, haben aber keinen offenbaren Zusammenhang mit demselben. Der vornehmste dieser Art ist der von *Quartu*. Im Frühlinge und während der Regengüsse empfängt er einen grofsen Theil seines Wassers von benachbarten Giefsbächen; aber den Rest des Jahres hindurch besteht er blofs durch das Meerwasser, das ihn abwechselnd anfüllt und wieder verläfst, je nachdem der Wind von Norden oder Süden kommt. Während des Sommers lagert sich in diesem Teiche durch die Verdunstung eine beträchtliche Menge Kochsalz ab, von dem aber bisher fast noch gar kein Gebrauch gemacht worden ist; dasselbe gilt von der schwefelsauren Soda, die sich in sehr schönen Krystallen und in Überfluſs an den Ufern und in den anstofsenden Gräben bildet. Auf ähnliche Weise verhalten sich die meisten andern Teiche dieser Klasse.

Unter die dritte Klasse von Teichen rechnet *Marmora* endlich alle diejenigen, welche, meist in dem Innern der Ebenen gelegen, durchaus keine Verbindung mit dem Meere haben, sondern ihr salziges Wasser blofs örtlichen Verhältnissen des Bodens verdanken. Man findet in ihnen gleichfalls Kochsalz und schwefel-

saures, in einigen aufserdem auch kohlensaures Natron. Man findet diese Teiche fast alle in aufgeschwemmtem oder in lehmichtem Kalkboden, am Fufse grofser Trachytmassen. Die bemerkenswerthesten sind der Teich von *Serrenti* und der von *San Luri*, welcher Letztere mitten in dem grofsen Thale des Compidano liegt und im Sommer nur den Anblick einer mit Salz bedeckten Oberfläche darbietet.

Wenn Sardinien schon zu der Römer Zeiten, in der Periode seiner gröfsten Blüthe, eine Menge stehender Gewässer, *Sümpfe* und *Moräste*, hatte: so läfst es sich denken, dafs diese in spätern Jahrhunderten, mit zunehmender Verminderung der Volksmenge und des Ackerbaues, sich noch vermehrt haben. Gleichwohl glaubt Marmora bemerken zu müssen, dafs die Anzahl verderblicher Sümpfe und Moräste, welche durch den gehemmten Ablauf der Gewässer entstehen und während der Hitze faulen, nicht eben grofs ist. Sie würden sich sogar mit einem unbeträchtlichen Kosten- und Kraftaufwand austrocknen und in Ackerland verwandeln lassen. Viele Sümpfe dieser Art sind nur im Winter und Frühling vorhanden; sie machen die umliegende Gegend ungesund. Die vornehmsten, das ganze Jahr hindurch ausdauernden Moräste findet man in einigen Thälern des Nurra-Gebirges, in der Nähe der Lissa, im Norden der Insel, an der Mündung des Orosei, und am westlichen Ufer des Teiches von Cagliari.

Um einen Begriff von dem *Klima* Sardiniens zu geben, theilt *Marmora* auf zwei besondern Steintafeln seines Atlasses sehr vollständige Übersichten der von ihm angestellten meteorologischen Beobachtungen mit, von denen wir nur das Wesentliche hier ausheben können.

Die eine Tafel enthält die *Thermometer*-Beobachtungen, welche vom 1. September 1824 bis zum 31. August 1825 täglich 2 Mal, früh um 7 und Nachmittags um 2 Uhr, zu *Cagliari*, im obern Theile der Stadt, auf einem 101,42 Métres über dem Meere liegenden Punkte angestellt worden sind. Das Ergebnifs zeigt folgende Übersicht:

| | Höchster Stand. | | Niedrigster Stand. | | Mittlerer Stand. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| September | + 23°,6 | Reaum. | + 13°,6 | Reaum. | + 17°,94 | Reaum. |
| Oktober . . | 20°,9 | — | 10°,3 | — | 15°,82 | — |
| November | 17°,2 | — | 7°,2 | — | 12°,28 | — |
| Dezember | 13°,7 | — | 5°,6 | — | 10°,37 | — |
| Jäner . . . . | 11°,6 | — | 2°,5 | — | 6°,96 | — |
| Februar . . | 12°,3 | — | 1°,6 | — | 7°,75 | — |
| März . . . . | 15°,1 | — | 3°,4 | — | 9°,07 | — |
| April . . . . | 19°,6 | — | 6°,2 | — | 12°,16 | — |
| Mai . . . . . | 21°,6 | — | 9°,8 | — | 14°,87 | — |
| Juni . . . . . | 22°,7 | — | 12°,2 | — | 17°,14 | — |
| Juli . . . . . | 26°,4 | — | 15°,2 | — | 20°,12 | — |
| August . . | 24°,3 | — | 14°,3 | — | 19°,63 | — |

Die mittlere Temperatur der drei *Herbstmonate* war demnach: 15°,34, der drei *Wintermonate*: 8°,36, der drei *Frühlingsmonate*: 12°,03, und der drei *Sommermonate*: 18°,96; die mittlere Temperatur des *ganzen Jahres* daher: 13°,68, oder ungefähr das Mittel zwischen den mittlern Temperaturen der Monate November und Mai. Aus der Vergleichung der Beobachtungen von 1824 mit denen von 1823 und 1822, welche im Texte mitgetheilt werden, ergiebt sich eine mittlere Temperatur für das ganze Jahr, von 13°,31. Die gröfste Hitze während dieser drei Jahre fiel in den August 1824, mit 31°3; die geringste Wärme in den Februar 1825, mit 1°,6.

Die zweite Tafel enthält eine Übersicht der (auf 0° Reaum. reducirten) *Barometer-Höhen*, der *Winde*, und der *Himmelsbeschaffenheit* für jeden einzelnen Monat, vom September 1822 bis zum August 1825. Die Beobachtungen sind ebenfalls zu *Cagliari*, 101,42 Mètr. über dem Meere, täglich 2 Mal angestellt worden.

Der *höchste Barometerstand* des Jahres 1822 — 1823 (vom 1. Sept. nämlich bis 31. Aug.) fällt auf den 27. Jän. mit 782 Millimètres (28 alte Pariser Zoll 10,66 Lin.), der *niedrigste* auf den 2. Februar mit 729 Mm. (26″ 11‴, 16); der *mittlere* war 751 Mm. (27″ 8‴, 91). Im Jahr 1823—1824 war der *höchste* Stand des Barometers am 9. Febr. = 764 Mm. (28″ 2‴, 68), der *niedrigste* am 1. April = 741 Mm. (27″ 4‴, 48); der *mittlere* betrug 751 Mm. (27″ 8‴, 91),

gerade wie im vorhergehenden Jahre. Im Jahr 1824—1825 stand das Barometer am *höchsten* den 1. Febr. = 763 Mm. (28″ 2‴, 23), am *niedrigsten* den 25. *) Dezemb. = 730 Mm. (26″ 11‴, 61); der *mittlere* Stand betrug ebenfalls wieder 751 Mm. **), so dafs also die mittlere Barometerhöhe aller drei Jahre dasselbe betrug.

Ungeachtet diese Beobachtungen des Thermometers und Barometers, da sie nur an einem der äufsersten Gränzpunkte gemacht sind, keinen genauen Begriff von dem Klima der ganzen Insel überhaupt geben können: so dürfte doch die mittlere Wärme Cagliaris von der der innern und nördlichen Theile der Insel nicht allzusehr abweichen. Denn wenn auch die höhere Breite und die gebirgigere Lage dieser Gegenden auf eine niedrigere Temperatur derselben zu schliefsen veranlafst, so mufs man andererseits erwägen, dafs die herrschenden Seewinde, denen *Cagliari*, als Küstenplatz, besonders im Sommer, ausgesetzt ist, ebenfalls das Thermometer nicht so hoch steigen lassen, als man es nach der geringern Entfernung vom Äquator erwarten sollte. Überhaupt hat *Sardinien*, wegen seiner gerin-

*) Die erste Ziffer ist in der Tafel nicht deutlich zu lesen.
D. H.

**) Der Unterschied beträgt nur einige Dixmillimeter. Die mittlere Temperatur für alle 3 Jahre ist 75133 Centimillimeter.
D. H.

gen Ausdehnung, da es überall von den Seewinden durchstrichen werden kann, ein wahrhaftes *Inselklima*.

Der Verlauf der *Jahreszeiten* ist ziemlich regelmäfsig. Während der Monate Dezember und Jäner, besonders um die Zeit der Winter-Sonnenwende, fällt gewöhnlich viele Wochen lang auch nicht ein Tropfen Regen. Die Temperatur ist mild und der Himmel äufserst rein. Man nennt diefs die *Jäner-Trockene* (Secche di Gennajo). Der Februar ist dagegen sehr unbeständig und unserm April vergleichbar, daher auch in Sardinien ein »Februarmensch« sprichwörtlich einen launischen, wetterwendischen Menschen bedeutet. Wegen der häufigen Regen ist dieser Monat der unangenehmste im ganzen Jahre. Auch der März wird oft, durch seine empfindliche Kälte, ziemlich lästig. Die Pflanzenwelt erwacht daher auch in Sardinien nicht eben früher aus ihrem Winterschlafe als an den Küsten Genuas oder der Provence. Auch im April werden ihre Fortschritte noch durch lange oder heftige Winde zurückgehalten und erst im Mai entfaltet sie sich in ihrer ganzen Schönheit.

Aber diese freundliche Jahreszeit dauert nur bis zur Mitte Juni. Die Städtebewohner, welche sie auf dem Lande genossen hatten, fliehen vor der alles Grün versengenden und die Gewässer austrocknenden Sommerhitze wieder zu ihrem Heerde zurück und nur für die höhern Gebirgsgegenden ist der Sommer die schönste Jahreszeit, indem man hier einer stets gemäfsigten Wärme und immer reinen Luft geniefst.

Mit dem October treten Südwest- und Nordostwinde ein und bringen häufigen Regen, welche meist bis zum Dezember anhalten, wo sie den oben erwähnten *Secche* Platz machen.

Die herrschenden Winde Sardiniens sind der *Maestrale* (Nordwest) und der *Levante* (Ost). Der Maestrale kommt aus dem Busen von Lyon, beladet sich, während er über das Meer hin fährt, mit Wasserdunst und ist daher ziemlich feucht, doch nicht in dem Grade als der gleichfalls über das Meer kommende Südwind. Bevor er im Sommer, über das *Campidano* weg, nach Cagliari und den andern Punkten der Südküste gelangt, hat er seine Feuchtigkeit abgesetzt, und ist nicht selten von erstickender Hitze. *Marmora's* Hygrometer wurde durch diesen Maestrale zuweilen bis auf den Nullpunkt (Punkt der äufsersten Trockenheit) herabgedrückt. Er herrscht gemeiniglich während der heifsesten Sommermonate, und giebt durch seine Stärke und lange Dauer den ihm ausgesetzten Bäumen eine ganz eigne Gestalt, indem nicht nur der ganze Stamm eine nach Südosten geneigte Lage annimmt, sondern auch fast alle Äste und Blätter sich nach dieser Seite hinziehen, während die nordwestliche kahl bleibt. Besonders ist dies mit dem wilden Ölbaum (Olivastro), dem wilden Birnbaum und der Meerfichte der Fall, und man braucht, um sich an trüben Tagen in einer unbekannten Gegend zu orientiren, nur diese Bäume zu betrachten. Dieser Maestrale ist übrigens, ungeachtet seiner Hitze, sehr gesund, indem er den durch die feuchten Südwinde erschlafften Nerven wieder Spannung giebt.

Alle, welche jemals in *Cagliari* gewesen, versichern, dafs eine Hitze von 30° R. beim Maestrale viel leichter zu ertragen sei, als eine von 25° beim Levante oder Scirocco.

Der *Ponente* oder Westwind ist selten in Sardinien, besonders in *Cagliari*, welches durch die Gebirge von *Caputerra* und *Villa-Massargia* vor ihm geschützt ist. Er bringt gewöhnlich Regen. Zur Zeit des Thunfisch-Fanges treibt er, wenn er nicht zu heftig ist, diese Fische nach den Küsten und wird dadurch zu einer grofsen Wohlthat für die Insel.

Der *Libeccio*, oder Südwestwind, ist ebenfalls von Regengüssen begleitet. *Cagliari* ist vor ihm durch die *Pula*-Berge gesichert. An der Westküste, hauptsächlich um *Oristano* und *Alghero*, richtet er zuweilen grofsen Schaden an, wie dieſs z. B. Ende November 1824 der Fall war. Zum Glück ist er nicht häufig.

Einer der seltensten Winde in Sardinien ist der *Südwind*; doch ist er zuweilen, und zwar am meisten nach den langen Windstillen der Winter-Sonnenwende, sehr heftig und erscheint dann als wahrer Orkan. Da er über das Mittelmeer kommt, so ist er zu Cagliari ziemlich feucht.

Nächst dem Maestrale ist, wie schon bemerkt, der *Levante* der stärkste und anhaltendste Wind. Er führt aber diesen Namen (Ostwind) mit Unrecht, indem er aus *Südosten* kommt und mit dem *Scirocco* der Italiäner und Sicilier, oder dem *Vulturnus* und *Euronotus* der Alten einerlei ist. Er kommt aus

dem Busen der Grofsen Syrte an der afrikanischen Küste, und ist, da er über das Meer weht, bei seiner Ankunft in Cagliari mit viel Wasserdunst beladen, von dem er sich aber, ehe er über das Campidano nach der Westküste kommt, befreit, so dafs er sich also umgekehrt wie der Maestrale verhält, dem er auch schnurgerade entgegengesetzt ist. Wegen seines nachtheiligen Einflusses, besonders während der gröfsten Hitze, ist er den südlichen Sarden sehr verhafst und sie nennen ihn *Maladetto Levante* (den verfluchten Levante). Seine Feuchtigkeit steigert nicht selten das Hygrometer auf 90° und noch höher. *Marmora* beobachtete am 12. August 1824, auf einem Punkte zu Cagliari, der 800 Mètres vom Meere entfernt und etwa 60 über dasselbe erhöht war, 94°. Menschen und Thiere werden von einer unüberwindlichen Schwäche befallen, werden müde und gerathen in Schweifs, auch wenn sie sich vollkommen ruhig verhalten. Die Feuchtigkeit dringt bis in das Innere der Gebäude; nicht nur das Strafsenpflaster, sondern auch die Treppenstufen in den Häusern sehen wie frisch mit Wasser begossen aus. Die salzigen Dünste der Atmosphäre thun den Gewächsen grofsen Schaden, befördern das Rosten der Metalle und beschleunigen die Fäulnifs aller organischen Körper. *Marmora* brachte während des Levante oft Baumblätter oder feuchte Steine an die Zunge und empfand stets einen mehr oder weniger starken Kochsalz-Geschmack. Wahrscheinlich sind diesem Winde auch die Ver-

änderungen zuzuschreiben, welchen zur Zeit seiner Herrschaft manche Weine unterliegen.

Trotz dieser anscheinenden grofsen Hitze ist der Stand des Thermometers nicht so hoch als beim Maestrale. *Marmora* hat es am Tage im Schatten und in freier Luft nie höher als 29° 7 und zur Nachtzeit, in einem offnen und unbewohnten Zimmer, nur etwas über 20° gesehen, während es beim Maestrale bis über 30° steigt. Die nachtheiligen Wirkungen dieses Windes müssen daher nicht der Hitze, sondern blofs den ihn begleitenden Dünsten zugeschrieben werden. Er erscheint mehre Male im Sommer, in Cagliari selbst im Winter, und weht in der Regel drei Tage, zuweilen auch eine ganze Woche.

Der eigentliche *Ostwind* ist zu Cagliari von denselben Erscheinungen begleitet wie der Levante. Auf der Ostküste der Insel ist er ziemlich häufig.

Der Nordost-Wind führt den Namen *Gregali* und wird als regenbringend betrachtet. Er ist nicht häufig, wird aber auf dem Tyrrhenischen Meere jedes Mal den Schiffern sehr gefährlich.

Der Nordwind oder die *Tramontana* wird nur selten auf Sardinien wahrgenommen, weil ihn meist die corsischen Gebirge aufhalten. Er ist nie heftig und verderblich, sondern stets wohlthätig, indem er im Sommer die Luft abkühlt und im Winter die Nebel zerstreut, welche sich bei der kalten und regnerischen Witterung in Menge bilden. Am anhaltendsten weht er zur Zeit der *Secche*, im Dezember und Jäner. Gewöhnlich ist vorher

auf den Alpen frischer Schnee gefallen. Wenn dagegen auf den *Pyrenäen* mehr Schnee vorhanden ist, so beginnt der *Maestrale* zu herrschen.

Aufser diesen Winden herrschen an den Küsten Sardiniens noch die auch an den Gestaden anderer Meeresgegenden bekannten *See-* und *Landwinde*, besonders zur Sommerszeit während der allgemeinen Windstillen. Der *Seewind* bläst gewöhnlich von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags und begünstigt nicht nur das Einlaufen der Schiffe in die Häfen, sondern mildert auch die Tageshitze. Man nennt ihn in Sardinien *Imbattu* und er wird nicht blofs an der Küste, sondern häufig auch 10 bis 12 Stunden weit ins Land hinein wahrgenommen.

Der *Landwind* erhebt sich mit Sonnenuntergang und bläst die ganze Nacht hindurch. Er führt zu *Cagliari* den Namen *Rampinu* oder auch *Teichwind*, weil er, bevor er den Meerbusen erreicht, über den Teich gehen mufs, daher er auch, selbst im heifsesten Sommer, ziemlich kalt ist.

In den Sommermonaten, am meisten im Juni und Juli, treten in den an Corsica stofsenden Meeresgegenden *Windstillen* ein, welche oft mehre Tage anhalten und die Schiffahrt hindern. Dagegen sind sie der Korallen- und Sardellenfischerei sehr vortheilhaft, welche hauptsächlich in den nordwestlichen Gegenden betrieben wird.

Die Menge von stehenden Wassern und Teichen, welche über die Oberfläche der Insel verbreitet sind, verursachen in

den südlichen Gegenden und in den Ebenen, sowohl während der Regen als in der trockenen Jahrszeit, starke Nebel. Wenn sie, was nicht selten der Fall ist, zu der Zeit eintreten, wo sich das Korn in der Ähre bildet: so geht die ganze Ärnte verloren. *Cagliari* ist jedoch seiner Lage wegen diesen Nebeln wenig ausgesetzt, indem sie von den meisten Winden bald zerstreut werden.

Während des Sommers fällt in den Ebenen zur Nachtzeit reichlicher Thau. Vielleicht ist dieser die Ursache, das der Maestrale an den Sommermorgen selbst zu Cagliari ungewöhnlich feucht ist. *Marmora*'s Hygrometer zeigte im Juli und August, noch eine Stunde nach Sonnenaufgang, 45 bis 60° Feuchtigkeit, ungeachtet er bis Nachmittag auf den Nullpunkt herabfiel.

Aus *Marmora*'s zweiter Witterungstafel ergiebt sich, dafs man im Jahre 1822 bis 1823 68, im Jahre 1823 bis 1824 83 und im Jahre 1824 bis 1825 51 Regentage zählte. So heftig auch die Güsse sind, so dauern sie doch, selbst in der Jahreszeit, wo sie am häufigsten vorkommen, selten einen ganzen Tag.

*Gewitter* und *Hagelwetter* sind äufserst seltene Erscheinungen in Sardinien. Auch sind die Letztern nie so verheerend für die Felder und Gärten, wie in so vielen andern Ländern.

Auf den innersten und höchsten Gebirgen fällt der erste Schnee zu Ende Oktobers und verschwindet in der Regel im Juli. In den nördlichen Gegenden schneit es im Winter öfters, aber der Schnee bleibt, wegen der geringen Höhe der Berge, selten lange liegen. Selbst in *Cagliari* und dessen Umgebungen schneit

es zuweilen, aber in 24 Stunden ist aller Schnee wieder weggeschmolzen.

Ungeachtet der Nachbarschaft Siciliens, der Liparischen Inseln und des Vesuvs ist Sardinien dennoch keinen *Erdbeben* unterworfen. Diefs beweisen mehre uralte Gebäude der Hauptstadt, an deren Mauern durchaus nicht die mindeste Spur von Erschütterungen dieser Art wahrzunehmen ist. Blofs am 4. Juni 1618 hat zu Cagliari, einer in Stein gehauenen Inschrift in der Sacristei der Hauptkirche zu Folge, ein Erdbeben Statt gefunden, scheint aber keinen Schaden angerichtet zu haben. Dafs diese Erscheinung schon damals als etwas Aufserordentliches betrachtet worden, beweist die Verewigung ihres Andenkens durch jene Inschrift.

Sardinien wird gemeiniglich durchaus für ein *ungesundes* Land gehalten. Diese Meinung ist zuerst durch die Alten verbreitet worden, welche diese Insel stets als im hohen Grade verpestet beschrieben haben. Indessen sind nur die am tiefsten liegenden Ebenen, sowohl im Innern als an den Küsten, wo das Wasser im Sommer nicht überall abläuft, sondern Pfützen bildet und fault, zu dieser Zeit gefährlichen Seuchen unterworfen. Die höher liegenden Bezirke sind trocken und, wie überall, das ganze Jahr hindurch sehr gesund. — Man sehe übrigens, was weiter oben von den Sümpfen und Morästen gesagt worden.

Sardinien besitzt eine Fülle schätzbarer *Naturerzeugnisse*.

Auf die Produkte des *Mineralreichs* läfst sich schon aus der oben mitgetheilten Übersicht der Gebirgsbildung schliefsen. Die Urgebirge sind hier: *Granit*, der die höchsten Gebirge der Hauptkette bildet, an mehren Punkten dem ägyptischen gleichkommt und Lager und Gänge von *Grünstein*, *Syenit*, *Porphyr* und *Quarz* einschliefst. Er wird hier und da, namentlich auf dem *Gennargentu*, von *Glimmerschiefer* mantelförmig bedeckt. Aus der Übergangs- und Flötzzeit findet man besonders sehr viel *Kalk*. Die Marmorbrüche von *Silanus* sind seit mehren Jahren eingegangen, weil sämmtliche fremde Arbeiter, welche sich hier niedergelassen hatten, nach und nach gestorben sind. Auf frühere vulkanische Umwälzungen der Insel lassen nicht nur die zahlreichen *Trachyt*- und *Basaltmassen*, sondern auch viele andere vulkanische und pseudovulkanische Mineralien schliefsen. Auch findet man eine Gruppe von sieben bis acht erloschnen Vulkanen im nordwestlichen Theile der Insel, auf einem Raume von etwa 15 Geviertstunden um das Dorf *Toralba* her, an denen man die Krater noch deutlich unterscheiden kann. Die vornehmsten sind der von *Keremule* (den der Professor *Keyser* aus *Christiania* 1819, von *Marmora* begleitet, zuerst besuchte), der *Monte-Mannu*, der von *Ploaghe* u. s. w. Dafs es an 70 erloschne Vulkane auf der Insel gebe, wie neuerlich *Mimant* behauptet hat, wird von Marmora aufs bestimmteste geläugnet.

Ob *Gold* auf Sardinien vorkomme, ist noch ungewifs. Man glaubt, dafs einige Schwefelkiese, z. B. bei *Monte Ferru* u. a.

dergleichen enthalten; aber sie sind in dieser Beziehung noch nicht untersucht worden.

Die meisten Bleigruben enthalten auch *Silber*, aber kaum in dem Verhältnisse von $^1/_{500}$ oder $^1/_{2000}$. Indessen haben *Belly* und *St. Real* Nieren von gediegenem und salzsaurem Silber gefunden, namentlich in der Grube von *Monte-Narba*. Die Erzählung von der Silbergrube des Pater *Pisano*, Vicairs von *Ilbono*, der vor etwa 30 Jahren starb und ein ansehnliches Vermögen hinterlassen haben soll, scheint wenig Glauben zu verdienen.

Am reichsten ist Sardinien an *Blei*. Man findet es als Bleiglanz im Glimmer- oder Talkschiefer und im Übergangs-Kalk. Die vornehmsten Gruben sind die von *Monte-Poni* bei Iglesias, *Arbus*, *Nurra*, *Flumini Major*, *Domus Novas*, *San Rocco*, *Muravera*, u. a.

Auch an vortrefflichem *Eisen* besitzt Sardinien einen grofsen Reichthum. Die vornehmsten Gruben sind die von *Monte Ferru*, bei Seneghe (58 bis 68 Procent), *Arbus*, *Sarena*, *Arzana* (wird seit mehren Jahren aus Mangel theils an Capital, theils an Arbeitern, die alle durch Krankheiten weggerafft wurden, nicht mehr bebaut), *Sos-Frailes*, *Patada* u. s. w.

*Kupfer* wurde von Marmora nur an einigen Orten, bei *Bari*, im *Monte Oro*, am Wege von *Talana* nach *Corruboi*, dieſs auch blofs in geringer Menge gefunden.

Von brennbaren Mineralien enthält Sardinien *Kohlenblende* (bei Silanus, Villa Puzzo u. s. w.), *Braunkohle* (bei Tonara, 957 Metres über der Meeresfläche, bei *Trizili d' Aritzu*, 964 M. über dem Meere) und *bituminöses Holz* (bei *Scala di Ciocca*). *Steinkohlen* giebt es keine in Sardinien.

Andere Mineralien dieser Insel sind: *Jaspis* (sehr häufig und von allen Sorten), *Agat* (eben so), *Amethyst, Feuerstein, Gyps* (bei *Alghero, Illorai, Luna Matrona* u. s. w.), *Alabaster* (am schönsten bei Bonaria), *Kalktuff, Thon* (aus dem sehr feine Töpferwaaren verfertigt werden), *Salpeter* und *Alaun*.

Die sardinische *Pflanzenwelt**) läfst sich, nach den verschiedenen Theilen der Insel, in *drei Abtheilungen* bringen, die der *Mitte* und der *Gebirgsgegenden*, die der *nördlichen* Küsten und Bezirke, und die der *südlichen* Küsten und Bezirke. Die Pflanzen der ersten Abtheilung kommen mit denen von Corsica, die der zweiten mit denen der Provence und eines Theils von Italien, und die der dritten mit denen des nördlichen Afrika überein. Die zweite Abtheilung, welche durch den Ölbaum charakterisirt wird, bietet im Laufe des Jahres die wenigsten Abän-

---

*) Hier ist nur von den *wildwachsenden* Pflanzen die Rede. Die Gegenstände des Acker- und Gartenbaues folgen weiter unten.
D. H.

derungen dar, dagegen die andern beiden bald einen lachenden bald einen traurigen Anblick gewähren, nur mit dem Unterschiede, dafs die innern Gegenden während des Winters durch ihren Baumreichthum nicht so kahl und öde aussehen als die Ebenen und Küsten des südlichen Sardiniens, welche im Allgemeinen gänzlich von Bäumen entblöfst sind und nur einiges Strauchwerk und dergl. aufzuweisen haben.

Die *Fichten*, namentlich die *Meerfichte* (Pinus maritima), findet man hauptsächlich im westlichen Sardinien und um die Insel *San Pietro* herum. Der *Castanien-* und der *Nufsbaum* gedeihen vorzugsweise in den Hochgebirgen des Innern. *Cypressen* sind selten, häufiger kommen *Lorbeerbäume* vor. In den Wäldern sieht man viel *Ahornbäume* (Erable trilobé, Acer monspessulanum) hier und da mit *Weifsbuchen* vermischt. Nicht minder zahlreich kommt der *Korkbaum* und die *Grüne Eiche* (Chêne vert, Quercus Ilex) vor. Der *Wachholderbaum* (Genevrier oxycèdre, Juniperus oxycedrus) und die *Stechpalme* (Ilex aquifolium) gleichen ihnen an Gröfse. Der *Eibenbaum* (Taxus baccata) erlangt eine ansehnliche Höhe; die des *Erdbeerbaums* beträgt oft 7 bis 10 Metres. Die *Phylaria arborescens* wird so stark, dafs man sie als Bauholz gebrauchen kann. Die *Myrthe*, die man weiter nördlich nur als Strauch kennt, erreicht in Sardinien eine ungewöhnliche Gröfse. Der *wilde Birn-* und der *wilde Olivenbaum* bedecken unermefsliche Hügelflächen und erwarten nur die pfropfende Hand, um

die herrlichsten Früchte zu bringen. Der *Kreuzdorn* (Rhamnus oleoides), der *Christdorn* (le paliure), der *Brustbeerbaum* (Ziziphus vulgaris) wird in Begleitung verschiedener *Heiden* (Erica) angetroffen, unter welchen die *baumartige* (E. arborea) zu einer ungewöhnlichen Höhe heranwächst. *Mastix-* und *Pistacienbäume* (Pistacia lentiscus und terebinthus) wachsen auf unbebauten Flecken in Menge. In den tiefen Gegenden giebt es kein Thal und kein Bachufer, das nicht durch die herrlichsten *Lorbeerrosen* beschattet würde. Zur Seite dieses schönen Strauches, aber näher am Meere, erblickt man eine Menge *Tamarisken* (Tamarix Gallica). In den südlichen Gegenden, besonders je näher man den Küsten kommt, zeigen sich auch, und zwar nicht blofs einzeln, die *Zwergpalme* (Chamaerops humilis) und die *Dattelpalme* (Phoenix dactylifera). Die *Fackeldistel* (Cactus Opuntia), nur im tropischen Amerika einheimisch, hat sowohl den Boden als das Klima Sardiniens ihrer Natur so angemessen gefunden, dafs sie hier grofse Flächen bedeckt, wo sie theils wild wächst, theils zu Hecken angepflanzt wird. Weniger häufig ist die gleichfalls aus Amerika hierher verpflanzte, sogenannte *Aloe*, oder vielmehr *Agave* (Agave americana).

*Feigen*, *Granaten* und *Weintrauben* gerathen vortrefflich, selbst da, wo auf ihre Cultur nur geringe Sorge verwendet wird. Mit dem Bau der *Citronen* und *Pomeranzen* giebt man sich besondere Mühe. In den Obstgärten zieht man die vortrefflichsten *Mandeln*, *Kirschen*, *Pflaumen*, *Äpfel*, *Birnen*, u. s. w.

*Azerolen* (eine Mispelngattung, Mespilus azarolus), *Johannisbrod* (Ceratonia siliqua) und *Brustbeeren* (Ziziphus vulgaris) erreichen nur in den heifsesten Gegenden ihre vollkommene Reife.

Aufser Bäumen und Gesträuchen besitzt Sardinien noch eine Menge anderer schöner und nützlicher Gewächse, die natürlich hier nicht alle namentlich angeführt werden können. Die verschiedenen *Hülsenpflanzen* enthalten zum Theil sehr schöne Arten; eine Menge herrlicher *Doldengewächse*, unter andern das *Gertenkraut* (Ferula communis), der *Fenchel* (Anethum *Foeniculum*) und grofse *Wollblumen* (Verbascum) bedecken ganze, sonst unfruchtbare Flächen. *Rother Fingerhut* (Digitalis purpurea) von der prächtigsten Art überzieht teppichartig die Berge; eben so häufig sind verschiedene *Malven*, deren köstlich duftende Blüthen den Landschaften einen ganz eignen Zauber verleihen. An kühlen und feuchten Orten entfaltet ein Heer von *Orchideen* seine Blumenpracht. Alle Arten von *Liliengewächsen* (Liliaceen) sind nicht minder häufig. Von den *Solaneen* giebt es in Sardinien mehre schöne Gattungen. Der Stengel einer *Distelngattung* enthält ein so wohlschmeckendes Fleisch, dafs die Landleute ihn roh essen und sich seiner als Nahrungsmittel bedienen. Unter den mannichfaltigen *Grasarten* (Gramineen) verdienen drei Varietäten von *wildem Korn* (Seigle sauvage, wohl nur *verwildert*) angemerkt zu werden.

Die Seeküsten und die mit Salzwasser durchtränkten Bodenstrecken sind mit *Melde* (Atriplex), *Glasschmalz* (Salicornia),

*Salzkraut* (Salsola), *Meer-* oder *Grasnelken* (Statice) u. dgl. bedeckt. *)

Im Verhältnifs zu seiner Gröfse mufs Sardinien für sehr reich an den mannichfaltigsten *Thierarten* **) angesehen werden.

Den ersten Platz verdient unstreitig das *Mouflon* (Ovis Ammon ***), welches man für die Stammrace unserer Hausschafe ansieht, was wohl aber nur für das südliche Europa gelten kann; denn die Schafe, welche die aus Asien nach dem mittlern und nördlichen Europa eingewanderten Völker mitgebracht, stammen wahr-

---

*) Der Ritter v. *Marmora* bemerkt am Schlusse dieses Kapitels (S. 163), dafs man nächstens eine *sardinische Flora* zu erwarten habe, welche die HH. *Moris* und *Bertéro*, auf Befehl des jetzigen Königs, bearbeiten. Auch haben wir in Kurzem Beiträge zur Kenntnifs der sardinischen Pflanzenwelt von einem Hrn. *Müller* zu erwarten, den der *Naturhistorische Verein* des südlichen Teutschlands auf seine Kosten im Frühlinge 1827 nach *Cagliari* geschickt hat.

D. H.

**) Es ist hier wieder nur von den *wilden* Thieren die Rede. Die Hausthiere folgen weiter unten.

D. H.

***) Andere nennen es *Ovis Musimon*, und verstehen unter *O. Ammon* das sibirische *Argali*.

D. H.

scheinlich von dem in Süd-Sibirien und dem innern Hochasien lebenden *Argali* ab. Das *Mouflon* ist heutiges Tages noch so gemein auf Sardinien wie zu den Zeiten des Plinius und Strabo. Es bewohnt vornehmlich die hohen Gebirge des Innern, und bildet hier oft Heerden von fünfzig Stück. Aufserdem, wird es auch auf den Nurra-Gebirgen und in den Umgebungen von *Iglesias* gefunden. Manche Naturforscher haben das Mouflon von Sardinien für verschieden von dem gehalten, welches auf Corsica und einigen griechischen Inseln angetroffen wird. Aber *Marmora* widerspricht dieser Behauptung; der Unterschied besteht nur in den Hörnern, indem die des Mouflon sich den Widderhörnern nähern und sich mehr zu Windungen hinneigen.

Die *wilden Ziegen* der Insel *Tavolara* sind keine besondere Gattung, sondern blofs *verwilderte Hausziegen*. Es giebt deren ganz weifse, schwarze, braune, rothgelbe, scheckige u. s. w. Bemerkenswerth ist die ungemeine Länge ihrer Hörner.

Andere grofse Säugthiere Sardiniens sind der *Hirsch*, der *Damhirsch* (uneigentlich *Capriolo*, *Reh*, genannt) und das *Wildschwein*. Diese drei Gattungen unterscheiden sich von denen des europäischen Festlandes durch nichts als den kleinern Wuchs, welcher überhaupt bei den meisten Säugethieren dieser Insel Statt findet. Das Wildschwein hat ein besonders vortreffliches Fleisch.

Auch der *Fuchs*, die *wilde Katze*, der *Haase*, das *Kaninchen*, der *Marder* und das *Wiesel* sind von derselben Gat-

tung wie im übrigen Europa. Pater *Cetti* hat aus dem sardinischen Wiesel (*Boccamele* d. i. *Honigmaul* heifst es, weil es gern Honig frifst) eine besondere Gattung machen wollen; spätere Untersuchungen haben aber das Gegentheil bewiesen.

*Igel* und einige *Ratten*-Gattungen giebt es gleichfalls auf Sardinien. Unter den *Fledermäusen* befindet sich eine von besonderer Gröfse. *Wölfe* hat es seit undenklichen Zeiten nicht in Sardinien gegeben, so wie auch keine *Dachse* und andere schädliche Fleischfresser daselbst angetroffen werden.

Auch die wilden (oder vielmehr verwilderten) *Pferde*, welche man noch vor 50 Jahren auf der Insel *Sant' Antioco* fand, sind seit dieser Zeit gänzlich ausgestorben. Ein Grofsoheim des Ritters von Marmora, der von 1773 bis 1775 Vicekönig von Sardinien war, bekam ein solches Pferd geschenkt. Es hatte einen kleinen aber schlanken Wuchs, lange rothgelbe (roux) Haare und war übrigens häfslich und nicht zu bändigen. Bald nach seiner Gefangenschaft starb es.

Von *Wasser-Säugthieren* sind blofs zwei *Robben*gattungen (Phoca vitulina und monaca) zu merken, welche hauptsächlich um *Dorgali* und *Orosei* häufig gefunden werden.

Unter die merkwürdigsten *Vögel* der Insel gehören die *Geier*, von denen es drei Gattungen hier giebt, den *Gemeinen* (Vultur fulvus), den *Aschfarbigen* (V. cinereus) und den *Bartgeier* (V. barbatus). Der *Aasgeier* (V. percnopterus) scheint in Sardinien nicht vorhanden zu seyn. *Marmora* sah auch

öfters eine grofse Gattung von *Adlern*, konnte aber nie eines Exemplars habhaft werden. Soweit er diesen Vogel durch ein gutes Augenglas beobachten konnte, schien er der schöne und äufserst seltene *Falco imperialis* zu seyn. Die Hirten im Hochgebirge erzählten, dafs er nicht selten Schafe und selbst einjährige Schweine weghole. Glücklicher war unser Reisender in der Aufsuchung des kleinen sardinischen Adlers; es ist nicht der *Falco naevius*, sondern eine ganz neue Gattung, welche *Temminck* vor Kurzem dem Turiner Professor *Bonelli* zu Ehren *Falco Bonelli* genannt hat. Er horstet gern in der Nachbarschaft der Sümpfe und Moräste und hat überhaupt viele Eigenheiten. Aufserdem findet sich in Sardinien auch der *Seeadler*, der auf den Felsen der Nurra, auf der Insel S. Pietro und an andern Punkten der Küste horstet, so wie mehre Falco-Gattungen.

Der *einfärbige Staar* ist gewissermafsen Sardinien eigenthümlich, eben so manche *Sylvia*- (Zaunschlüpfer) Gattungen, z. B. Sylvia sarda, Cetti, und conspicillata). *Amseln, Drosseln, Holz- und Steintauben* sind sehr häufig, und werden stark gegessen. Der *kleine Trappe* und der *Ordicnème* findet sich in den Ebenen, besonders im Campidano; das *Felsenrebhuhn* (Perdix gambra) überall in den Gebirgsgegenden; es ist das einzige seiner Art in Sardinien. Auch die gemeine *Wachtel* hält sich hier für beständig auf.

Unter den vielen Wasservögeln Sardiniens verdient der *Flamingo* (Phoenicopterus ruber) vorzügliche Erwähnung. Er wandert gegen Ende März in grofsen Zügen aus, um gegen die Hälfte August wieder heimzukehren. Es ist ein schönes Schauspiel von der Bastion herab, die den Bewohnern Cagliaris zum Spaziergange dient, von Afrikas Küsten her die Züge dieser prächtigen Vögel ankommen zu sehen. Sie bilden, wie die wilden Enten, ein Dreieck, und erscheinen Anfangs in der Ferne wie feurige Streifen am Himmel. So wie sie den benachbarten Teich erblicken, den sie sogleich für ihr altes Gebiet erkennen, halten sie ihren Flug an, schweben einige Augenblicke unbeweglich in der Luft, und lassen sich hierauf langsam und in einer weiten Schneckenlinie zu dem Ziele ihrer Wanderschaft herab. In allem Glanze ihres flammenden Gefieders prangend und wie ein kleines Heer, das in Schlachtordnung aufmarschirt, eine gerade Linie bildend, gewähren sie jetzt ein neues prachtvolles Schauspiel. Aber der Zuschauer mufs sich für diesen Augenblick begnügen, es von weitem zu betrachten. Wehe ihm, wenn er es wagen wollte, sich in dieser Jahreszeit den Ufern des Teiches zu nähern!

Den Flamingos folgen in kurzer Zeit die aus dem Norden kommenden Zugvögel. Kaum hat der Oktober begonnen, so sind die Gewässer wieder mit wilden Schwänen, Gänsen und Enten bedeckt. Man bemerkt unter den Gänsen besonders die *Saatgans* (Anas Segetum), unter den Enten die *Pfeifente* (Canard siffleur,

A. Penelope), die *rothköpfige* (A. ferina) und die *gekrönte* (A. Leucocephala.)

Um die nämliche Zeit erscheinen ebenfalls in grofser Anzahl die verschiedenen Gattungen der *Reiher*, ferner die *Silbertaucher*, die *Seeraben* und die *Wasserhühner*. In den Rohrgebüschen der Sümpfe findet man das prächtige *Sultanshuhn* (la poule sultane), oder den *Purpurvogel*, das *Porphyrion* der Alten.

Sardinien hat weder *Ottern* noch sonst *giftige Reptilien*. Man findet blofs einige *Nattern*, worunter eine sehr kleine, ferner einige *Eidechsen*, worunter eine eigne Gattung; die die Sarden *Tiligugu* nennen; auch einige *Gecko's*. — Längs der Ostküste giebt es viel *See-Schildkröten*; die *Land-Schildkröten* sind besonders auf der Insel *Asinara* sehr häufig. Die gröfsern *Frösche* und *Kröten* scheinen auf Sardinien gänzlich zu fehlen.

Unter den Süfswasser-Fischen ist die *Forelle* häufig und sehr geschätzt. Die *Else* geht den *Tirso* bis *Fordungianus* hinauf, wo sie unter dem Namen *Saboga* bekannt ist. Der *Aalfang* ist in allen Flüssen, noch mehr aber in den Salzteichen, sehr beträchtlich. Auch enthalten die Letztern vortreffliche Äschen.

Die fischreichste Gegend des Meeres ist in der Nähe der Insel *Maddalena*, wo der Boden aus Granit besteht und frei von Schlamm ist. Hier findet man eine Menge *Muränen*, *Sohlen*, *Seebrassen*, *Seewölfe* u. a. m. Auch der Busen von Ca-

gliari ist reich an Fischen. Die *Thunfische*, die *Anchovis* und *Sardellen* sind bekanntlich sehr wichtige Gegenstände der grofsen Fischerei.

Aus der Insektenwelt hat Sardinien zuvörderst eine Menge *Scorpione* aufzuweisen, die aber nicht sehr gefährlich sind; sie nähern sich den afrikanischen Gattungen; ferner eine eigne *Tarantel*. Den Ärnten werden die *Heuschrecken* oft sehr verderblich. Auch an *Mücken* und *Flöhen* ist kein Mangel und besonders sind die Letztern einen grofsen Theil des Jahres hindurch eine furchtbare Geifsel. Sardinien hat auch viele *Bienen*, und mehre seltene und merkwürdige *Schmetterlinge* (Podalirius, Jasius u. a.). Im Allgemeinen ist jedoch diese Insel nicht besonders reich an Insekten, was vermuthlich in dem langsamen Fortschreiten der Vegetation und in der schnellen Vertrocknung der Gewässer, die schon vom Juli an beginnt, seinen Grund hat.

In Ansehung der *Würmer*, besonders der Seewürmer, Mollusken, Schalthiere, Korallen u. s. w. verweist Marmora auf den (noch nicht erschienenen) dritten Theil seines Werks.

Aus den Nachrichten, welche sich unser Reisender über die *Bevölkerung* Sardiniens verschaffen konnte, geht hervor, dafs dieselbe seit einem halben Jahrhunderte, in Übereinstimmung mit den politischen Verhältnissen der Insel, zwei Hauptveränderungen erlitten habe. Sie war nämlich vom Tode des Königs *Karl Emanuel* im Jahr 1775 an bis zum Jahr 1816 von 426,375 bis auf 351,367 Seelen gesunken, ist aber vom letzten Jahre an

bis 1824 wieder auf 412,357 Seelen gestiegen. Eine andere Zählung, nach den bischöflichen Diöcesen und Pfarreien, ergab für das Jahr 1824 eine Volksmenge von 490,087 Seelen. Nach einer dritten Übersicht endlich, aber vom Jahr 1822, belief sie sich auf 480,188 Seelen. *Marmora* glaubt 460 bis 470000 als die sicherste Zahl annehmen zu dürfen, so dafs, den Flächenraum der Insel mit den bisherigen Geographen zu 430 Geviertmeilen gerechnet, 1069 bis 1093 Individuen auf die Geviertmeile kommen. Die beträchtliche Abnahme der Bevölkerung von 1775 bis 1816 scheint ihren Grund in der mangelhaften Verwaltung der Insel während jenes Zeitraums gehabt zu haben, welche der den Sarden eigenthümlichen Blutrache mehr als sonst freien Lauf liefs. Man zählte einst im Verlaufe eines einzigen Monates an tausend Mordthaten! Auch der Mangel an Ärzten auf dem Lande, während der ungesunden Jahreszeit, dürfte zur Verminderung der Volksmenge beigetragen haben. Seit den letzten zehn Jahren ist indessen von der Regierung sehr Vieles zur Verbesserung des Landes in allen Verwaltungszweigen desselben geschehen und der wohlthätige Einfluſs davon auch bereits sehr merklich.

Wie schon oben gesagt wurde, sind die meisten Säugthiere der Insel kleiner als anderwärts. Auch der *Mensch* hat dieser eignen Art von Einwirkung der Naturbeschaffenheit Sardiniens auf den thierischen Organismus nicht entgehen können. Der Sarde hat im Ganzen eine nur mittelmäfsige Leibeslänge; aber was

ihm daran abgeht, hat die Natur durch Schönheit der Formen und besonders durch einen hohen Grad von Muskelstärke zu ersetzen gewufst. Die Haut ist ein wenig erzfarbig (bronzé), die Haare sind schwarz; in den Gesichtszügen herrscht viel Geist und in allen Bewegungen des Körpers viel Lebhaftigkeit und Geschmeidigkeit. Indessen erleidet diese allgemeine Charakteristik der Sarden, je nach den einzelnen Bezirken, einige Abänderungen. Der Bewohner der Südgegenden ist dunkler und runder von Gesicht und hat besonders sehr hervorstehende Backenknochen. Die aus der Gegend von Sassari haben ein etwas längeres Gesicht und eine mehr gebogene Nase. Die Frauen sind von ausnehmend schönem Wuchse und ihr Körper ist zwischen dem vierzehnten und sechszehnten Jahre völlig ausgebildet. Mifsgestaltete Menschen werden nur selten in Sardinien gefunden und, mit Ausnahme einiger Städte, haben alle Einwohner, selbst in den sumpfigen Gegenden, ein gesundes Ansehen.

Aufser den Wechselfiebern, welche vorzüglich in den Sumpfgegenden einen Theil des Jahres hindurch herrschen, sind Luftröhren-, Leber- und Milzentzündungen die gewöhnlichsten Krankheiten der Einwohner Sardiniens. Je nach den Jahreszeiten treten auch andere, diesem Himmelsstriche eigenthümliche Krankheiten auf. Die Blattern richten noch alle Jahre in einzelnen Bezirken grofse Verwüstungen an, werden sich aber durch die von der Regierung in den letzten Jahren eingeführte Kuhpocken-Impfung nach und nach vermindern. Im Winter von 1823 bis 1824

herrschte das Scharlachfieber, aber ohne grofse Sterblichkeit. In den Jahren 1806 und 1816 wüthete das Nervenfieber (Hildebrands Typhus contagiosus). Die orientalische Pest scheint im Jahre 1708 zum letzten Male die Insel Sardinien heimgesucht zu haben. Ungeachtet der grofsen Menge herrenloser Hunde, der aufserordentlichen Sommerhitze und des zuweilen in den Ebenen eintretenden Mangels an gutem Wasser ist dennoch die Wasserscheu eine sehr seltene Erscheinung. Auch Geisteskrankheiten kommen hier seltener vor als in andern südlichen Ländern. Gegen den Tarantelstich wendet das gemeine Volk den Tanz oder das Eingraben in einen Düngerhaufen, oder das mehrstündige Verweilen in einem ziemlich heifsen Ofen an. Die Heilung geschieht in jedem dieser drei Fälle durch den reichlich ausbrechenden Schweifs, mit dem das Gift ausgestofsen wird. *)

*) Das Tanzen nach dem Tarantelstich scheint also auch in *Italien*, wo es von neuen Reisenden für fabelhaft erklärt worden, nicht pathologische Wirkung des Stiches, sondern absichtlich angewandtes Heilmittel zu seyn, um Schweifs hervorzubringen. Wahrscheinlich dürften die obigen Mittel sich auch bei giftigen Bissen anderer Thiere als heilkräftig erweisen, und es verdienten z. B. wohl Versuche gemacht zu werden, ob durch dergleichen im Übermafs hervorgebrachten Schweifs sich nicht auch das durch den Bifs *toller Hunde* mitgetheilte Gift wegschaffen liefse. Die sardinische Tarantel (*Argiä* oder *Arxa* in der Landessprache) ist

Die Sarden haben im Ganzen eine grofse Lebhaftigkeit des Geistes und beschäftigen sich gern mit Dichtkunst und speculativen Wissenschaften. Gastfreiheit ist eine ihnen angeborne Tugend. Arbeitsam sind sie jedoch nur dann und wann, sobald nämlich Noth oder Laune sie dazu antreibt. Die Jagd, der Tanz und die Freuden der Tafel sind ihre Lieblingsvergnügungen. Als grofse Freunde von Aufwand, besonders in der Kleidung, denken sie nie daran, Schätze zu sammeln. Ihre Frömmigkeit tragen sie zwar gern zur Schau, sie ist aber dennoch aufrichtig. Die Ehemänner sind nicht eifersüchtiger als in andern Südländern, und ihre Frauen geben ihnen auch weniger Veranlassung dazu. Wenn Spaltungen und Hafs eintreten, wie in Corsica, so finden diese doch selten im Innern der Familien Statt und bewaffnen den Bruder gegen den Bruder. Blofs in den Städten finden einige Ausnahmen von dieser Regel Statt. Unter den Landleuten, besonders den Hirten, entstehen die gewöhnlichsten Streitigkeiten und Mordthaten in Folge der Nichterfüllung eines Eheversprechens oder eines Viehdiebstahls. Man verschafft sich selbst Genugthuung durch den Tod des Gegners, dessen Verwandte ihn durch Wiedermord rächen, der nun der Anfang einer langen Reihe

---

übrigens nach *Marmora* das *Theridion tredecim guttatum Latreille's* und einerlei mit *Rossi's Aranea tredecim guttata* und *Walckenaer's Latrodecte malmignatta*.

D. H.

von Gräuelthaten wird. Erst seit etwa 10 oder 12 Jahren fängt es der Regierung an zu gelingen, dieser Blutrache ein Ziel zu setzen; wenigstens werden die Mörder eifrig verfolgt und im Betretungsfalle hingerichtet. Aber der gemeine Sarde kann noch immer nicht begreifen, dafs die Einmischung der Justiz in seine Privathändel, wofür er sie ansieht, nöthig sei. »Was gehts dem Könige an,« — sagt er — »dafs mich der und der beleidigt hat? Mir kommt die Rache zu und nicht der Regierung!«

Der Charakter der Bergbewohner und selbst der Banditen hat indefs einige Züge, welche diese Leute von manchen ihres Schlages in andern Ländern auszeichnen. Die Gastfreiheit ist, wie schon gesagt, eine Nationaltugend und wird selbst gegen den bittersten Feind ausgeübt. Aus einem eignen Gefühl von Grofsmuth entsagen sie nicht selten freiwillig dem Vortheile, welchen ihnen die Überzahl oder die Stellung gewährt. Einzelne Soldaten, auch solche, von denen sie früher verfolgt worden waren, werden, wenn sie in andern Dienstgeschäften reisen und keine Feindseligkeit gegen sie verrathen, selten von ihnen angegriffen. Von Jugend auf an den Gebrauch der Waffen und an die kräftigsten Leibesübungen und Beschwerlichkeiten gewöhnt, beurtheilen die sardinischen Bergbewohner auch den Werth jedes andern Menschen nur nach seiner Leibesstärke, seiner Gewandtheit und Geschicklichkeit. Rückt daher irgendwo neues Militär ein, so sucht man es vor allen Dingen in dieser Hinsicht auf die Probe zu stellen. Man ladet den Soldaten zu einer Jagd, zu einem Wettkampf, Ziel-

schiefsen u. s. w. ein, und weifs nun, » was er werth « und wie man mit ihm daran ist.

Der Zweikampf in Folge geringerer Beleidigungen ist nur unter den höhern Ständen gebräuchlich, aber auch sehr selten. Häufiger ist unter allen Volksklassen die Prozefssucht.

Der hohe Adel Sardiniens steht theils durch seine Staatsbedienstungen, theils durch Familienbande mit dem hohen Adel von Piemont in mannichfaltiger Verbindung. Der mittlere und niedere kommt sehr mit dem Landadel Spaniens überein und hat selbst einige Ähnlichkeit mit dem polnischen. Auch die Damen des hohen Adels erhalten dieselbe gute Erziehung wie die in Piemont. Alle Sardinierinnen sind übrigens sehr lebhaft, im Ganzen gute Mütter und musterhafte Hausfrauen. Es herrscht unter ihnen viel Liebe zum Tanz und zu französischen Moden. Die Weiber der niedrigsten Klassen verstehen sich blofs aufs Brodbacken. In einigen Bezirken beschäftigen sie sich mit Spinnen und Weben, selten mit Feldarbeit.

Die *Sprache* der Sarden gehört unverkennbar zu der grofsen Familie der romanischen und besteht aus zwei Haupt-Mundarten, der von Cagliari, oder der südlichen, und der von Logoduro, oder der nördlichen. Sie nähert sich hauptsächlich dem Sicilischen, Neapolitanischen und Römischen. Die meisten Wörter sind lateinischer Abstammung, welchen eine Menge griechischer, arabischer, spanischer, ja selbst teutsche Abkunft verrathender (z. B. setzesi, d. h. Setzen Sie sich), beigemischt

sind. Der grammatische Bau kommt mit dem des Italiänischen überein.

Das Haupt-*Kleidungsstück* der Sarden ist das *Collettu*, eine Art Mannsrock ohne Ärmel, der bis auf die Knie herab geht, übereinander geschlagen und mit einem Gürtel zusammengehalten wird. Es besteht aus gegärbtem Leder, ist von gelber oder rothgelber Farbe und macht das tägliche Kleidungsstück der meisten Landbewohner, besonders der ebenen und südlichen Bezirke aus. Auch ist es ganz dem Klima und der sonstigen Landesart angemessen.

In den südlichern und westlichern Theilen der Insel trägt der Bauer und vornehmlich der Hirt auch einen aus vier Schaf- oder Ziegenfellen zusammengesetzten *Pelz*, der sich vom Collettu blofs dadurch unterscheidet, dafs er nicht durch einen Gürtel zusammengehalten wird, sondern vorn offen steht. Gewöhnlich trägt man ihn mit den Haaren auswärts.

Der *Cabanu* ist eine Art langer und weiter Überrock von schwarzem Zeug, der bis auf die Fersen herabgeht und hinten ein wenig aufgeschlitzt ist, damit er beim Reiten nicht unbequem falle. Man bedient sich desselben vornehmlich in der Provinz *Iglesias* und fast im ganzen Norden der Insel.

Die nördlichen Sarden, besonders die, welche keinen Pelz und auch nur selten ein Collettu tragen, bedienen sich häufig der *Cabanella*, einer Art von schwarzem, kurzem, nicht völlig

bis auf die Knie herab gehendem Überrock mit Kopfkragen (Kapuze).

Ein Mittelding zwischen dem Cabanu und der Cabanella ist der *Capottu serenicu*. Er besteht aus grobem, chocolatfarbigem Tuch, welches man theils aus der Levante theils von Neapel erhält, und wird auf mannichfaltige Weise eingefafst und verziert. Diesen Capottu tragen nicht nur die Landleute des Campidano und des Innern, sondern auch viele Vornehme, Staatsbeamten, Gutsbesitzer, besonders in und um Cagliari.

Die *Ragas* oder *Carzones* (Beinkleider) sind unter allen Ständen gebräuchlich und je nach den verschiedenen Bezirken der Insel, verschieden geformt. Vom Knie an bis zum Fufs herab bedecken das Bein entweder *Borzeghinos* oder *Carzas*, Kleidungsstücke, welche mit unsern Kamaschen übereinkommen. An den Füfsen trägt man *Schuhe*, welche bei wohlhabenden Land- und Bürgersleuten zum Theil ungeheuer grofse silberne *Schnallen* haben.

Mitten um den Leib schnallt man einen mehre Zoll breiten *Gürtel*, der zum Theil als Patronentasche und Messerfutteral dient.

Die Stadt- und die gebildetern Landbewohner scheeren sich den Bart und flechten das Haar in lange Zöpfe. Die Hirten dagegen überlassen sowohl den Bart als das Haupthaar ihrem natürlichen Wachsthum. Die gemeinste Kopfbedeckung der Landleute ist die kegelförmige *Mütze*, die *Mitra* der Alten. Ge-

Übereinstimmung mit der Kleidung der *teutschen*, namentlich der *böhmischen*, Bauernweiber, wie der erste Blick lehrt, den man auf die Kupfer des Atlasses zu Marmoras Reise wirft. Charakteristisch ist das über den Kopf geschlagene, unter dem Kinn zusammengebundene weifse oder bunte Tuch, dessen Dreieck hinten bis auf den halben Rücken hinabhangt, gerade wie bei den böhmischen Weibern und Mädchen. Auch die Schürze und der faltige Rock fehlen nicht. Unter den Städterinnen, besonders der höhern Stände, findet man die Trachten des Continents und die Abwechslungen der Mode.

Die *Wohnungen* der Landleute sind aus gebrannten oder blofs an der Luft getrockneten Ziegeln oder auch aus Lehm gebaut; doch ist der Grund von Stein. In den Gebirgen baut man aus rohen Felsensteinen der nächsten Umgebung, ohne sie mit Kalk zu übertünchen, so dafs unser Ritter v. Marmora schon aus dem blofsen Anblicke der Bauernhäuser auf die geognostische Beschaffenheit der Gegend schliefsen konnte. Die Stadthäuser sind aus Ziegeln oder behauenen Steinen mit vieler Zierlichkeit und nicht ohne Geschmack gebaut. Im südlichen Theile Sardiniens haben die Bauernhäuser viel Ähnliches mit denen in Arabien und Ägypten, nämlich weder Fenster noch Thüre auf die Strafse, sondern man geht durch einen Hof hinein, den man der Länge nach durchwandern mufs, um zu der wirklichen Wohnung zu gelangen. Gewöhnlich besteht das Haus nur aus einem Erdgeschofs, mit einem Vorgange, der durch ein von hölzernen Pfo-

sten gestütztes Dach bedeckt wird. Aus diesem gelangt man in vier oder fünf Abtheilungen von gleicher Gröfse, von welcher die eine meistens die Küche ausmacht. Der Herd ist in der Mitte und der Rauch sucht sich, da es keinen Schornstein giebt, einen Ausweg durch einige im Dache angebrachte Öffnungen. Die Stuben sind indefs nicht übel eingerichtet und bei vielen Landleuten oft reinlicher als in manchen Stadthäusern. Wie in Italien hat man auch hier die Sitte, die Wände mit viereckigen Stücken bunten Papiers zu bekleben. Der Spiegel dient nur zur Zierde, denn er hangt gewöhnlich so hoch, dafs kein Gebrauch davon zu machen ist. In vielen Häusern wird auch, wie bei den teutschen Landleuten, längs der Wand eine Reihe hübscher Teller von Steingut oder Porzellan aufgestellt. In dem Besuchzimmer, (wo es eines giebt) sind längs den Wänden auch eine Menge, wohl an 24, Stühle aufgestellt, welche, wenn der Raum zu klein ist, in zwei Reihen hintereinander stehen. Sie haben eine altmodische Form, mit sehr hoher Rückenlehne, und sind roth angestrichen und mit gemalten oder vergoldeten Blumen verziert.

Mitten im Zimmer steht ein ungewöhnlich niedriger Tisch, mit einem Tuch- oder farbigen Leinwand-Teppich bedeckt; seitwärts erblickt man eine grofse Lade von Nufsbaumholz, mit rohem Schnitzwerk verziert und die Kleidungsstücke so wie den kleinen Schatz des Besitzers enthaltend. Zuweilen steht diese Lade schief vor einem Winkel der Stube und bildet dann einen

dreieckigen leeren Raum, welcher zur Aufbewahrung der Gewehre dient.

Die Betten sind alle mit Vorhängen versehen und bestehen aus einer Menge Matratzen, die aber, da sie mit Werg gestopft sind, kein besonders weiches Lager darbieten. Auch hat jedes Bett eine Menge Kopfpolster. Diese Betten, davon es selbst in jedem Bauernhause mehre giebt, sind jedoch nur zum Gebrauche der Verehelichten, Kranken und Fremden bestimmt. Die jungen Bursche und Mädchen, so wie die Dienstleute, schlafen auf Binsenmatten, welche nach vollbrachter Abendmahlzeit in der Küche ausgebreitet werden.

Wo Raum dazu vorhanden ist, wird in der Küche den Tag über auch die *Mühle* aufgestellt, welche durch einen Esel, (Molentu), dem man die Augen verbindet, in Bewegung gesetzt wird. Ihre Form ist sehr einfach, fast ganz wie bei unsern Handmühlen, und es giebt fast in jedem Bauernhause eine. *Windmühlen* sind in Sardinien unbekannt, aber *Wassermühlen* giebt es in mehren Gegenden, z. B. in *Sassari, Cuglieri, Domus-Novas* u. a. Man behauptet, dafs die Eselsmühlen ein weit schöneres Mehl liefern als andere. Auf die fernere Behandlung des Letztern verwenden die Hausfrauen grofse Sorgfalt. Es wird sieben Mal gesiebt, ehe man es zum Verbacken anwendet. Jede Sorte Mehl, worunter die *Simbula*, das *Poddini* und das *Furfuru* die vornehmsten sind, ist zu einer besondern Gattung von Gebäck bestimmt. Die *Simbula* giebt das weifseste und

beliebteste, welches unsern Mundsemmeln gleicht. Das herrlichste Brod findet man in *Cagliari*, selbst in den Häusern der untersten Volksklassen, und man wird oft höchlich überrascht durch den Abstich zwischen den schwarzen Gesichtern und Händen dieser Leute und der Weiſse des Brodes, das sie halten. Im nördlichen Europa läſst sich, wie Marmora witzig genug bemerkt, eine ganz entgegengesetzte Bemerkung machen.

Das Brod in der Hauptstadt und in den meisten Gegenden der Insel hat viel Ähnlichkeit mit dem, was man in Italien *Pane di pasta dura* (Brod von hartem Teig) nennt. Doch bäckt man in den gröſsern Städten auch Brod auf französische Art. In einigen Bezirken des Innern, namentlich in *Marghine, Gocrano* und um *Ozieri* hat es die Gestalt eines runden und flachen Kuchens, von ungefähr 10 Zoll Durchmesser und 4 Linien Dicke. Man bäckt es entweder in heiſser Asche, auf einer Art Platte, oder im Ofen. An manchen Orten bringt man es nach dem ersten Backen noch ein Mal in den Ofen und erhält so Zwieback.

In vielen Bezirken des Innern Sardiniens ißt man *Gerstenbrod*. Aber das merkwürdigste Gebäck ist das nur noch in vier oder fünf Dörfern von *Ogliastra* gebräuchliche *Eichelbrod*. Es besteht aus Eicheln, welche zu einem Brei eingekocht und dann mit Wasser zusammengeknetet werden, in welchem man eine fettige, in der dortigen Gegend befindliche Thonart aufgelöst hat. Man bildet hierauf kleine flache Kuchen daraus und bestreut sie unten mit ein wenig Asche, damit sie nicht am

Tische kleben bleiben. Um sie ein wenig schmackhafter zu machen, begiefst man sie mit geschmolzenem Speck. *Marmora* nennt dieses Eichelbrod übrigens eine ganz »abscheuliche Speise« (un détestable aliment).

Nächst dem Brode ist *Fleisch* ein Hauptnahrungsmittel der Sarden. In den Städten ifst man Ochsen- und Kuhfleisch, aber niemals Kalbfleisch; auf dem Lande verzehrt man auch Schöpse und junge Ziegen. Auch Schweinfleisch wird viel gegessen und Spanferkel kann man als ein Lieblingsgericht der Sarden betrachten. Alle verstehen sich überhaupt, besonders die Landleute und die Hirten, vortrefflich auf die Kunst, das Fleisch am Spiefse zu braten und es unter heifser Asche zu backen. Das Letztere geschieht in einem Loche, welches in die Erde gegraben wird. Man belegt den Boden und die Wände desselben mit Zweigen und Blättern, legt dann das Fleisch und oft das ganze Thier sammt dem Fell, so wie es geschlachtet worden, hinein, bedeckt es mit einer dünnen Schicht Erde und zündet über demselben ein Feuer an, welches mehre Stunden lang unterhalten wird. Die auf diese Weise gebratenen Schafe, Schweine, Kälber und jungen Kühe sollen ganz vortrefflich schmecken. Bei feierlichen Gelegenheiten sollen die Hirten ein Spanferkel in den Leib eines ausgeweideten Schafes, und dieses wieder in ein Kalb stecken und Alles zusammen in dem Erdloche einen ganzen Tag hindurch braten lassen. Nichts soll alsdann über das Köstliche einer solchen Mahlzeit gehen.

Hirsche, Damhirsche, Mouflons und Wildschweine, die auf der Insel in ungeheurer Menge verzehrt werden, bratet man am Spiefse, oft an derselben Stelle, wo sie erlegt worden.

Die ärmern Klassen, vorzüglich die Frauen, leben im Frühlinge und einen Theil des Sommers hindurch von den Stengeln der wilden Distel und andern fleischigen Gewächsen, so wie von dem Mark der Zwergpalme. Im September bietet die Cactus-Frucht oder indische Feige (Fica morisca in der Landessprache) ein beliebtes Nahrungsmittel für die Armen dar.

Die *Küche* der Wohlhabenden hält das Mittel zwischen der spanischen und italiänischen. Man gefällt sich darin, die Tafel mit einer grofsen Anzahl von Speisen, hauptsächlich Fleisch, zu besetzen. Vorzüglich viel hält man auf Fische und Wildpret, mit welchen die Märkte das ganze Jahr hindurch reichlich versehen sind. Überhaupt sind alle Sarden grofse Liebhaber von Essen und Trinken. Die Ankunft eines Fremden, ein Festtag, das geringste angenehme Familienereignifs, ein schöner Wintertag, Alles wird Veranlassung, den Tisch reichlicher als sonst zu besetzen und Gäste zu bitten.

Unter den in Sardinien gebräuchlichen *Waffen* ist die sardinische *Flinte* vorzüglich merkwürdig, theils wegen der ungewöhnlichen Länge ihres Laufes, theils wegen der Kleinheit des Calibers, dessen Durchmesser nur sehr wenig die Dicke einer gewöhnlichen Erbse übersteigt. Die Schlösser kommen mit den italiänischen und spanischen überein. Fast alle diese Flinten

kommen aus *Brescia*; doch werden auch gute Gewehre auf der Insel selbst, namentlich in der Fabrik zu *Tempio* gemacht, welche sich besonders in der Bearbeitung der Schlösser und der Beschläge auszeichnen. Den Gebrauch des *Pistols* kennen nur die Banditen. — Zur vollständigen Bewaffnung des Sarden gehört der *Daga* oder *Daghan*, ein grofses Jagdmesser, welches er im Gürtel zwischen dem Säbel und dem Dolche trägt. — Der *Beredu* (das *Verutum* der alten Römer) ist eine in mehren Bezirken, besonders im Campidano d' Oristano und um Quartu, gebräuchliche Lanze, welche aus einer eisernen Spitze von etwa zehn Zoll Länge besteht, die an einem vier bis fünf Fufs langen Schafte befestigt ist. Übrigens ist durch eine königliche Verordnung vom Jahr 1819 das Waffentragen im Allgemeinen unter schweren Strafen verboten und nur den Milizen, so wie in einzelnen Fällen gegen besondere Erlaubnifs, zum Behuf der Jagd verstattet. Die Gebirgshirten fragen indefs wenig nach diesem Verbote.

Man jagt in Sardinien am liebsten auf Rothwild. Diefs ist die *grofse Jagd* (Caccia grossa). Die Jagd auf Hasen und Rebhühner ist weniger nach dem Geschmack der Landleute und wird höchstens von Jagdliebhabern der höhern Stände oder von Wilddieben ausgeübt. Bei der grofsen Jagd finden mehre Eigenthümlichkeiten Statt. So heifst z. B. die in den ersten Tagen nach Ostern veranstaltete Jagd die *Predigerjagd*, weil das erlegte Wild dem Prediger überreicht wird, der die Fasten

hindurch in der Kirche des Orts gepredigt hat und nun wieder abreist. Die Dorfbewohner geben ihm damit einen Beweis ihrer Hochachtung.

Auf manchen Landgütern sind auch *Frohnjagden* gebräuchlich, wo die Unterthanen für den Gutsherren theils selbst jagen, theils sich zum Treiben gebrauchen lassen müssen. Sie sind indefs selten und werden von den Landleuten mehr als ein lustiges Fest denn als eine beschwerliche Arbeit betrachtet. Auch sorgt der Herr reichlich für Essen und Trinken. Bei der Theilung der Beute herrscht ein eigener Gebrauch. Wenn nämlich eine fremde, gar nicht zur Jagdgesellschaft gehörige Person gerade in diesem Augenblicke von ungefähr an den Ort kommt, wo die Theilung geschieht, so erhält sie ebenfalls ihren Antheil, der dem der Übrigen nicht blofs gleich kommt, sondern oft noch ansehnlicher und ausgewählter ist und mit der gutmüthigsten Offenheit dargeboten wird. Man würde es sehr übel nehmen, wenn der Fremde diese Gabe ausschlagen wollte.

Wildschweine werden auch häufig *gehetzt*, und man mufs dabei eben so sehr die Geschicklichkeit der sardinischen Reiter als die Gewandtheit der Pferde bewundern.

Die Steigbügel, wovon man jedoch nur selten Gebrauch macht, haben beinahe die Form eines Pantoffels, so dafs der ganze Vordertheil des Fufses bedeckt ist. Die *Bertola* ist ein grofser weiter Quersack, von buntem, gestreiftem Wollenzeug, welcher quer über den Sattel gelegt wird, so dafs die beiden

Enden an den Seiten herunterhangen. Dieser Quersack enthält den Mundvorrath und andere Reisebedürfnisse.

Die Sarden sind grofse Liebhaber von *Pferde-Wettrennen*, und es werden dergleichen an jedem Festtage veranstaltet. Das berühmteste und glänzendste ist das St. Michaels-Rennen zu Cagliari, in den letzten Tagen des Carnevals. Auch in den Dörfern werden jährlich wenigstens zwei Mal solche Wettrennen gehalten. Die dazu bestimmten Pferde (Corridori) werden aufs sorgfältigste ausgewählt und zugeritten. Beim Rennen selbst sitzen nur Knaben von 10 bis 15 Jahren darauf, ohne Sattel und Steigbügel, aber mit Spornen versehen. Die Preise bestehen in Stücken Tuch und Sammet, welche vor dem Anfange der Feierlichkeit mit Gepränge herumgetragen und dann an einem erhabenen Orte zur Schau ausgestellt werden. Die Bahn ist zuweilen 4 bis 5 italiänische Meilen lang.

Aufser diesen öffentlichen und grofsen Wettrennen halten die Bauern an manchen Orten zu Zeiten auch kleinere, mit ihren gewöhnlichen Pferden. Zur Laufbahn wird ein schlechter und steiniger Weg gewählt. Die Hauptgeschicklichkeit dabei besteht in dem Tragen der Flinte. Der Kolben mufs nämlich unter der Achselhöhle liegen und der Lauf vorwärts gerichtet seyn und sich mit der Mündung ein wenig abwärts neigen.

Eine der schwierigsten Aufgaben in der Reitkunst hat der Fahnenträger bei einer Prozession zu lösen. Er mufs vor dem Bildnifs des Heiligen herreiten, darf ihm aber, so wie sein

Pferd, nicht den Rücken zukehren, und das Pferd mufs daher, so lang der Weg seyn mag, beständig rückwärts gehen.

Unter den Volksbelustigungen der Sarden verdient der *Fufskampf*, als ein ganz eigenthümliches Spiel, angeführt zu werden. Er ist aber nur noch unter den Landleuten um *Quartu* und *Selargius* gebräuchlich und kommt allmählich immer mehr in Abnahme. Die beiden Kämpfer stellen sich einander gegenüber und jeder hat zu beiden Seiten zwei junge Leute als Beistände (Sekundanten), auf deren Schultern er sich entweder stützt oder welche ihre Arme mit den seinigen kreuzen und ihre Finger mit den seinigen zusammenfalten. Hierauf beginnt der Kampf, indem die Kämpfer sich wechselseitig mit dem rechten Fufse Stöfse beibringen und bei jedem Stofs bald schwächer bald stärker Ah! ausrufen. Dieses währt so lange, bis einer von beiden entweder aus Müdigkeit, oder durch Schmerz oder wohl gar durch empfangene Wunden und Beinbruch dazu gezwungen, sich für überwunden erklärt. Nicht selten jedoch beginnt der Kampf von neuem, aber nunmehr mit dem linken Fufse.

Der eigentliche *Nationaltanz* der Sarden ist der *Ballo tondo* (Kreistanz). Sämmtliche Tänzer beiderlei Geschlechts bilden, sich an den Händen fassend, einen Kreis um die in der Mitte stehenden Spielleute. So einfach und leicht dieser Tanz auf den ersten Anblick scheint, so hat er doch eine Menge Abwechslungen und eigene Bewegungen, die sorgfältig erlernt und

beobachtet werden müssen, wenn nicht durch ein einziges Versehen der ganze Tanz gestört werden soll.

Die Musik dazu besteht im innern Sardinien aus einer *Querpfeife* und einer *Trommel*. In den südlichen Bezirken tanzt man nach den Tönen der *Launedda*; nicht selten besteht das Orchester auch blofs aus *Sängern*. Die Art, wie sich die Tänzer bei den Händen fassen, ist von der gröfsten Wichtigkeit, und ein Versehen dabei kann die blutigsten Schlägereien veranlassen. Nur Verheurathete oder Verlobte dürfen die innern Flächen der Hände an einander legen und die Finger gegenseitig zusammenfalten. Aber wehe dem Tänzer, der die Frau eines Andern oder ein Mädchen so anfassen wollte, die er nicht zu heurathen gedenkt!

Die *Launedda* ist ein Tonwerkzeug des grauesten Alterthums, welches sich durch allen Wechsel der Schicksale Sardiniens, von den Römerzeiten an bis jetzt, erhalten hat. Es besteht aus zwei, drei, auch wohl vier Pfeifen von verschiedener Länge und Dicke, deren Mundstücke alle zu gleicher Zeit an den Mund gehalten werden. Die eine Pfeife spielt die Oberstimme oder Melodie, die andern die Begleitung und den Bafs. *Marmora* vergleicht den Ton der Launedda mit dem einer Orgel; er klingt für den Fremden Anfangs ziemlich roh und auffallend. Man bedient sich dieses Instruments nicht nur beim Tanze, sondern auch bei andern Feierlichkeiten, Prozessionen, selbst beim Gottesdienste. Das Blasen desselben greift die Brust sehr an

und viele Spielleute werden in Kürzem ein Opfer ihres Berufs. In der neuen Zeit hat man hie und da einige Verbesserungen mit der Launedda vorgenommen, und namentlich allen Pfeifen ein gemeinschaftliches Mundstück gegeben, so dafs sie sich bequemer blasen läfst. Marmora hält die Launedda für die *Tibiae pares* und *impares* oder auch für die *Tibiae dextrae* und *sinistrae* der alten Römer.

Zum *Gesange* treten drei, vier oder mehr junge Burschen in einen Kreis zusammen, wovon aber nur der eine den Text wirklich singt. Die andern begleiten ihn blofs in tiefern und unartikulirten Tönen, wobei sie den Mund auf alle mögliche Weise verzerren und die Stimme auch wohl durch das Vorhalten der flachen Hand mannichfaltig moduliren, so dafs aus jeder Kehle ein anderes Geschrei kommt. Den Fremden kostet es grofse Mühe, sich an diese rohe Gesangesart zu gewöhnen; aber die Eingebornen finden grofses Vergnügen daran. *Marmora* sagt, dafs sie ihn zuweilen an die Gesänge der *Kosaken* erinnert habe. Die jungen Bursche bringen auf diese Weise ihren Schönen auch Ständchen. Im südlichen Sardinien führen auch die Weiber und Mädchen dergleichen Gesänge aus, die aber weniger roh und unharmonisch klingen.

In der Gegend von *Tempio* bedient man sich auch der *Guitarre*, und die Frauen der südlichen Bezirke tanzen nach der *Schellentrommel* (Tambour de Basque).

Unter den besondern *Gebräuchen* der Hirten, vorzüglich in den nördlichen und gebirgigen Theilen der Insel, fielen unserm Reisenden zwei auf, die *Johannis-Gevatterschaft* (le compérage et le commérage de la St. Jean) und die *Ponidura*.

Ein Mann und eine Frau wählen sich gegenseitig als *Johannisgevattern*, und zwar schon ein Paar Monate vor dem *St. Johannis-* (des Täufers) *Feste*. Am Ende des Maimonats nimmt die Gevatterinn eine grofse Tafel Korkrinde, wickelt sie wie ein Gefäfs zusammen, füllt sie mit Erde an, und streut darauf ein Paar reichliche Finger voll vom besten Waizen. Die Erde wird von Zeit zu Zeit begossen und der Waizen keimt so schnell hervor und wächst so üppig, dafs er schon nach etwa zwanzig Tagen einen schönen Halmenbusch bildet, der nunmehr den Namen *Elme* oder auch *Nenneri* erhält. Am Johannisfeste tragen nun beide Gevattern, von einem zahlreichen Volkshaufen begleitet, das Gefäfs mit dem Waizen in feierlicher Prozession nach einer benachbarten Kirche, werfen hier dasselbe an die Thüre und die ganze Versammlung geniefst gemeinschaftlich einen Kräuter-Pfannkuchen (Omelette aux herbes). Hierauf fafst jeder die Hand seines Nachbars oder seiner Nachbarinn an, und singt mehre Male mit lauter Stimme: *Gevatter und Gevatterinn des heil. Johannes!* Man tanzt alsdann einige Stunden lang und das Fest ist zu Ende. Diese gevatterschaftliche Verbindung dauert bis wieder zum nächsten Jahre, ist aber sehr anständig und verursacht in den beiderseitigen Familien nicht die mindeste Unruhe.

*Marmora* hält diesen Gebrauch wohl nicht mit Unrecht für einen Überrest des alten Heidenthums.

Die *Ponidura* oder *Paradura* besteht darin, dafs ein Hirt, der Schaden an seiner Heerde gelitten hat und denselben wieder ersetzen will, bei den andern Hirten seines Bezirks, auch wohl der benachbarten Bezirke, herumgeht und von jedem unentgeldlich ein junges Thier erhält, so dafs er in kurzer Zeit wieder eine neue Heerde beisammen hat. Es versteht sich, dafs er Andern in vorkommenden Fällen wieder mit seinem Stalle zu Dienste stehen mufs. So wohlthätig dieser, wahrscheinlich aus den ältesten Zeiten des Hirtenlebens abstammende Gebrauch, seiner ursprünglichen Bestimmung nach gewesen seyn mag, so sehr ist er jetzt verderblich geworden und dient nur dazu, Nachlässigkeit und Trägheit auf Kosten der wachsamen und thätigen Viehzüchter zu begünstigen.

Wenn ein junger und reicher Bauerssohn seine eigne Wirthschaft antritt, und sich zu *verheurathen* wünscht: so sucht er zuvörderst die Einwilligung seines Vaters oder Vormunds zu erhalten und bezeichnet diesem zugleich den Gegenstand seiner Zärtlichkeit. Ist dieser damit zufrieden, so begiebt er sich selbst, und zwar ganz allein, zu den Ältern des Mädchens, und wirbt um dasselbe. Zuweilen drückt er sich Anfangs verblümt aus, und sagt zum Beispiel: » Ihr habt eine weifse und schöne Färse (Génisse); ich wünschte sie zu besitzen, weil sie der Stolz meiner Heerde und der Trost meines Alters seyn würde.« Die

Ältern des Mädchens verstehen den Sinn dieser Rede, antworten aber in derselben Bildersprache, und es entspinnt sich nun eine lange, äufserst belustigende Unterredung. Die Alten stellen sich zuerst, als wüfsten sie nicht, was er meine, und führen der Reihe nach alle ihre Kinder vor, mit der Frage bei jedem, ob dieses das rechte sei. Zuletzt bringen sie das verlangte Mädchen; der Alte erhebt sich von seinem Sitze, klatscht in die Hände und ruft aus: »Das ist sie, die ich wünschte!«

Wird nun die Bewerbung günstig aufgenommen, so bringt man sogleich Alles in Betreff der Aussteuer, der sich gegenseitig zu machenden Geschenke (segnali) und des Verlobungstages in Ordnung.

Am Verlobungstage begiebt sich der Vater oder der Vormund des Bräutigams, in Begleitung mehrer Verwandte und Freunde, welche *Paralimfos* (Brautführer, das griechische *Paranymphos*) heifsen, mit grofsem Gepränge nach der Wohnung der Brautältern, welche aber die Thüre verschlossen haben. Erst nachdem die Gäste mehre Male mit Ungestüm angeklopft haben, wird von innen gefragt, was man bringe. »*Ondras e virtudis*« (Ehre und Tugend) schreien die Brautführer. Hierauf öffnet sich die Thüre und der Brautvater, der sich stellt, als sei er nicht zugegen gewesen und wisse gar nicht, dafs man sie habe warten lassen, geht ihnen entgegen, empfängt sie aufs herzlichste und führt sie in das Besuchzimmer, wo die ganze Familie, in gröfstem Putz, bereits versammelt ist.

Nun werden die Geschenke ausgewechselt. Der Vater des Bräutigams übergiebt die seinigen der Braut und nimmt die ihrigen in Empfang. Auch die Paralymphen geben Geschenke und erhalten dafür von der Braut kleine Gegengeschenke. Zuletzt werden Erfrischungen aufgetragen oder die Brautältern geben auch wohl ein förmliches Mahl und die fremden Gäste ziehen wieder heim.

Die Hochzeit erfolgt indefs nicht sogleich. Zuerst mufs die künftige Haushaltung der Neuverlobten eingerichtet werden. Alles in ihrer Wohnung mufs neu seyn. Den Hausrath besorgen die Ältern der Braut, für das Haus oder die Wohnung selbst mufs der Bräutigam sorgen. Auch schafft dieser alle Geräthschaften für den Ackerbau oder sein sonstiges Gewerbe an. Stirbt die Frau, so mufs, wenn kein besonderer Vertrag deshalb besteht, alles von ihr eingebrachte Geräthe an ihre Familie zurückgegeben werden.

Ist nun Alles in Ordnung, so wird die Hochzeit festgesetzt und das Brautpaar wird drei Sonntage nach einander in der Kirche aufgeboten. Acht Tage vor der Trauung erfolgt die *Überführung des Brautschatzes* (su portu de sa robba) mit der gröfstmöglichen Feierlichkeit.

Der Bräutigam verläfst in Begleitung seiner Verwandten und Freunde, alle zu Pferde, das väterliche Haus und eine Menge Wagen folgen ihm nach. Sobald man bei den Ältern der Braut angekommen ist, übergeben diese den Brautschatz. Der Bräuti-

gam sieht Alles Stück für Stück durch, um sich zu überzeugen, ob es mit dem Heurathsvertrag übereinstimmt, und läfst es aufpacken. Hierauf wird der Rückzug in die Wohnung des Bräutigams angetreten.

Zwei Launedda-Spieler, die besten, die man auftreiben kann, eröffnen den Zug. Diesem folgen junge Bursche, Mädchen und selbst Weiber, alle im gröfsten Staate. Sie tragen auf den Köpfen oder den Schultern diejenigen zerbrechlichen oder sonst kostbaren Gegenstände, welche man den Wagen nicht hat anvertrauen können. Ein Bursche z. B. trägt einen grofsen Spiegel mit vergoldetem Rahmen, ein anderer zwei bunte und grelle Heiligenbilder, gewöhnlich die Schutzpatrone der Brautleute, welche dann über dem Brautbett aufgehängt werden. Ein dritter ist mit einem Korbe voll Steingut- oder Porzellangeschirr, Gläsern u. dgl. belastet.

Hinter den Burschen schreiten vier bis sechs Mädchen einher, deren jede einige mit rosenfarbigen Bändern, Blumen und Myrtenblättern geschmückte Kopfpolster trägt. Auf dem Kopfe des schönsten Mädchens steht auf einem scharlachrothen Polster der bronzene oder irdene Krug, mit welchem die Braut Wasser vom Brunnen holen mufs. Dieses Gefäfs hat meist eine antike sehr geschmackvolle Form, und ist mit Bändern verziert und mit Blumen gefüllt. Zuletzt folgen noch einige Kinder mit verschiedenen Kleinigkeiten.

Auf diesen, mit vielem Geräusch einherschreitenden Vortrab folgt still und ernsthaft eine zahlreiche Reiterschaar, aus deren Mitte der ganz neu und reichgekleidete, auf einem nicht minder prächtig geschmückten Pferde sitzende Bräutigam hervorglänzt.

Hinter ihnen verkündigt das durchdringende Knarren der Achsen und das Geklingel der zahlreichen Schellen die Ankunft der Wagen. Sie werden von Ochsen gezogen, deren Hörner vergoldet sind; auch steckt auf jedem Horne, von Bändern umgeben, eine Pomeranze. Alle diese Wagen bilden eine lange Reihe. Die zwei ersten tragen die Matratzen, die folgenden die Bettstellen u. s. w., pyramidenförmig aufgethürmte und mit Lorbeer- und Myrtenzweigen geschmückte Stühle, Tische und Bänke; ferner zwei grofse Commoden, die eine mit der Wäsche, die andere mit den Kleidungsstücken der Braut. Auch sind zwei Wagen mit Küchen- und anderm Geräthe beladen, worunter sich besonders ein reicher Vorrath von Spindeln und Rocken befindet. Einer der Letztern ist vollständig mit dem dazu gehörigen Flachs umwunden. Noch drei oder vier andere Wagen sind mit Getraide, dem ersten Mundvorrath der neuen Haushaltung, beladen. An diese schliefst sich ganz natürlich die Mühle und alles zum Brodbacken erfoderliche Geräth an.

Den Beschluſs macht der friedfertige *Molentu*, der mittelst eines langen Strickes an dem Werkzeuge befestigt ist, das er binnen wenig Tagen zum ersten Mal in Bewegung setzen wird.

An den Ohren und dem Schweife mit Myrten und Bändern geschmückt, zieht dieses sanftmüthige Thier die letzten Blicke der, durch den Anblick des ganzen Zuges schon gesättigten Volksmenge auf sich, und das Gelächter, mit dem man ihn bewillkommt, bringt eine angenehme Abwechslung in die ernsthafte Feierlichkeit, welche den Zug begleitet.

Gewöhnlich schliefsen sich an denselben drei oder vier *Tracche* *) an, mit einer Menge Mädchen, sämmtlich Verwandte oder Freundinnen der Braut, beladen. Ihr Geschäft ist das Haus der neuen Eheleute einzurichten. Dafs sie aufs herrlichste geputzt sind, versteht sich von selbst.

Ist nun der ganze Zug an Ort und Stelle angekommen, so geht es an das Abladen der Wagen und zwar in der Ordnung, wie dieselben angekommen sind. Der Bräutigam macht den Anfang, indem er eine von den Matratzen des Hochzeitbettes auf die Schultern nimmt, und die andern Bursche und Mädchen folgen nach. Sobald nun Alles eingeräumt und aufgestellt ist, wird jedes Stück Zimmergeräthe, jeder Stuhl, Balken und Pfeiler mit

*) Die *Tracca* ist ein gemeiner Bauerwagen, mit Matratzen belegt, und oben mit einer Leinwand, wie ein Zelt, bedeckt. Im südlichen Sardinien dient er meist zum Gebrauche der Frauenspersonen.

*Anmk. des Verf.*

Blumen- und Blättergewinden verziert, welche man aufs sorgfältigste in Acht nimmt und so lange daran läfst, bis sie welk und dürr geworden und von selbst abfallen.

Am Tage der Trauung selbst, welche in dem Wohnorte der Braut Statt findet, begiebt sich der Bräutigam, begleitet von einem Geistlichen seines Dorfes, den nächsten Verwandten und den Paralymphen, in grofsem Gepränge dahin. Sobald sie auf der Schwelle des Hauses erscheinen, wirft sich die Braut ihrer Mutter zu Füfsen und bittet unter vielen Thränen und lautem Schluchzen um ihren Segen. Die Mutter hebt die Tochter auf und übergiebt sie dem Geistlichen des Bräutigams, während der Bräutigam dem einheimischen Pfarrer übergeben wird. Die ganze Hochzeitsgesellschaft theilt sich jetzt in zwei Hälften und jede tritt für sich, unter Launedda-Spiel und Glockengeläute, den Zug nach der Kirche an. Nach vollzogener Trauung kehrt man wieder in die Wohnung der Brautältern zurück und wird hier mit einem Frühstück bewirthet. Beide Neuvermählte sitzen neben einander und essen gemeinschaftlich eine Suppe aus derselben Schale und mit demselben Löffel.

Plötzlich reifst man, auf ein gegebenes Zeichen, die junge Frau von der Seite ihres Gatten und aus den Armen ihrer Ältern, setzt sie auf ein prächtig geschmücktes Pferd und tritt nun den Zug nach der neuen Wohnung der Eheleute an.

Voraus gehen wieder die Spielleute. Hierauf folgt das Ehepaar, die Frau zur Rechten, das Pferd von einem zu Fufse

gehenden Bürschen geführt, und der Mann zur Linken. Die Verwandten und Freunde folgen ebenfalls Paar und Paar. Die Ältern jedoch bleiben zurück und die junge Frau darf sie die ersten drei Tage nach der Vermählung nicht wieder sehen.

An Ort und Stelle angekommen, wird der Zug von der ihm entgegengehenden Mutter des jungen Mannes empfangen, welche einen Teller mit Getraide, Salz, auch wohl Zuckerwerk in der Hand hält (was man die *Grazia* nennt), und damit das Ehepaar, so wie es in den Hof einreitet, bewirft.

Die junge Frau wird nunmehr zu einem mit einem schönen Teppich belegten Tische geführt, neben dem sich ein kleiner Fußschemmel befindet. Hier muß sie vom Pferde steigen, tritt nun in den Vorgang des Hauses, wo sie ihren Schwiegerältern die Hände küßt, und wird endlich in das neu eingerichtete Schlafzimmer geführt. An mehren Orten herrscht der für die junge Frau sehr lästige Gebrauch, daß sie hier die übrigen Stunden des Tages hindurch, in vollem Staate, unbeweglich und ohne ein Wort zu sprechen, auf einem Stuhle sitzen und so die Glückwünsche der sich ihr nach und nach nähernden Hochzeitsgäste empfangen muß. Doch ist dieser Gebrauch nicht allgemein und in der Regel folgt auf den Einzug der neuen Eheleute ein festliches Mahl, bei dem sie wieder aus Einer Schüssel und mit Einem Löffel essen, und ein Tanz beschließt die Feierlichkeit.

Die Sitte des gemeinschaftlichen Essens wird in der Folge bei andern häuslichen Festen wiederholt, z. B. bei der Geburt eines Kindes, besonders des ersten Sohnes. Bei dieser Gelegenheit herrscht auch der seltsame Gebrauch, dafs der Mann sich ebenfalls ins Bett, an die Seite der Wöchnerin legt. Dieses hat, wie *Marmora* glaubt, zu der irrigen Behauptung Anlafs gegeben, dafs in Sardinien, wie bei vielen wilden Völkern Amerikas, nach der Entbindung der Frau, sich der Mann ins Wochenbett lege und die Glückwünsche der Nachbarn empfange, während die Frau das Hauswesen besorge.

Auch bei den *Leichenbegängnissen* herrschen in Sardinien eigenthümliche Gebräuche. Sobald Jemand gestorben ist, stellt man den Leichnam, das entblöfste Gesicht nach der Thüre gerichtet, mitten in eine Kammer. Bald treten mehre Verwandtinnen oder Freundinnen des Verstorbenen, auch wohl nicht selten bezahlte Klagweiber, in Trauerkleidung und weifse Tücher in den Händen, mit dem tiefsten Stillschweigen in die Kammer und scheinen Anfangs von dem erfolgten Todesfalle nichts zu wissen. Aber plötzlich erblicken sie die Leiche, stofsen einen Schrei der Überraschung und des Schmerzes aus und begleiten diesen mit Thränen, Seufzern und Schluchzen. In allen Geberden offenbart sich der Ausdruck der höchsten Verzweiflung. Die einen raufen sich die Haare aus, die andern wälzen sich auf der Erde, noch andere erheben Hände und Blicke drohend gen Himmel.

Aber bald folgt auf diese lärmenden Ausbrüche der Betrübnifs ein augenblickliches Stillschweigen. Eine der Frauen erhebt sich, wie begeistert; ihr Gesicht röthet sich; sie improvisirt in Versen eine lange Lobpreisung des Verstorbenen und trägt diese in einem singenden Tone vor, jede Strophe mit den Klagetönen: Ahi! Ahi! Ahi! endigend, welche von allen ihren Begleiterinnen wiederholt werden.

Der Inhalt, der Ton und der Vortrag aller dieser Klaggesänge ist, je nach dem Stande und den besondern Eigenschaften des Verstorbenen, sehr verschieden. Bei der Leiche eines jungen Mädchens haben sie etwas Zärtliches und Melancholisches; bei der einer jungen, ihrer Familie durch einen frühzeitigen Tod entrissenen Frau wird der Todtengesang schon lebhafter und stärker; eben so bei dem Tode eines allgemein geachteten Mannes.

Aber nichts gleicht dem furchtbaren Geheul, mit welchem die Leiche eines Mannes beerdigt wird, der von seinem Feinde gewaltsam getödtet worden ist. Nicht blofs Wehmuth und Traurigkeit lassen sich hier vernehmen; es ist ein Schrei der Wuth und Verzweiflung, der sich nicht begnügt, dem Auge der Umstehenden Thränen zu entlocken, sondern zu Hafs und Rache auffodert.

Obschon diese Art von Begräbnifsfeierlichkeit (Attito), wegen der traurigen Folgen, die sie nach sich zieht, sowohl von der Regierung als von der Kirche verboten ist, so finden die

Gebirgsbewohner doch Mittel, die Wachsamkeit der Behörden zu hintergehen. Jede Familie würde es für eine Schande halten, ihre Angehörigen ohne diese Beweise der Achtung und Liebe zur Erde zu bestatten.

An mehren Orten begiebt sich die Wittwe eines Ermordeten, mit ihren schönsten Kleidern angethan und die Haare über die Schultern herabhangend, in Begleitung der vornehmsten Anverwandten zum Richter des Ortes und verlangt von ihm öffentlich, dafs er den Mord ihres Gatten räche. Hierauf geht sie wieder nach Hause, und zieht ihre farbigen Kleider aus, welche sie, so lange sie Wittwe bleibt, auch nicht wieder anlegt.

Überhaupt wird die Trauer in Sardinien sehr streng beobachtet, und nur selten verheurathet sich eine Wittwe zum zweiten Male. Die gewöhnliche Trauerfarbe ist Schwarz. An einigen Orten bedeckt sich die Wittwe den Kopf mit einem Schleier von gelbem Tuch, der ihr ungefähr drei Viertel des Gesichts bedeckt. Über demselben trägt sie ein grofses Stück schwarzen Krepp, dessen Enden zu beiden Seiten herabhangen.

Man hat behauptet, dafs die Sarden vor Alters die Gewohnheit gehabt haben, ihre Greise umzubringen. Aber schon mehre Schriftsteller haben das Irrige dieser Behauptung bewiesen. Indessen gesteht *Marmora*, dafs wenigstens in einigen Bezirken der Insel gewisse Frauen (*Accabadure*, d. h. Vollenderinnen, Ausmacherinnen) das Geschäft über sich gehabt hätten, das Ende der in letzten Zügen Liegenden zu beschleunigen. Aber

auch dieser Überrest von Barbarei ist seit einem Jahrhunderte verschwunden.

---

Die alte, aus den Zeiten der Könige von Aragonien herrührende *Eintheilung* der Insel Sardinien in zwei sogenannte *Caps*, nämlich das *Cap von Cagliari* und das *Cap von Sassari*, besteht noch immer. Im gemeinen Leben wird jenes das *untere Cap* (Capo di sotto), dieses das *obere Cap* (Capo di sopra) genannt. Auch der lächerliche Nationalhafs, welcher schon zu den Zeiten der Aragonier zwischen den beiden Hälften der Insel Statt fand und von den damaligen Königen, in der Meinung, sämmtliche Einwohner der Insel desto besser zu unterjochen, absichtlich genährt ward, ist in unsern Tagen noch nicht erloschen, und hat den Fortschritten der Einwohner in Beziehung auf Wohlstand und Geistesbildung, so wie den bessern Mafsregeln der letzten Regierungen bis diesen Augenblick die gröfsten Hindernisse in den Weg gelegt. Wenn auch dieser Hafs jetzt nicht mehr in Thätigkeiten ausbricht, so äufsert er sich doch als gegenseitiger Groll und Widerwille oder Hohn und Verachtung. Die Bewohner der beiden Hälften Sardiniens vertragen sich, ungeachtet sie einerlei Religion haben und einerlei Gesetzen gehorchen, so wenig mit einander als die Engländer und Irländer. *) Die

---

*) Bekanntlich ist der Nationalhafs zwischen zwei dicht an einander

Bewohner des Nordcaps halten sich für gebildeter als die Bewohner des Südcaps und nennen sie *Sarden*, was sie für einen Schimpfnamen halten, obschon es der gewöhnliche Name aller Bewohner der Insel ist. Die Südcaper räumen allerdings ihren nördlichen Nachbaren in Beziehung auf einige Zweige der Landwirthschaft und des Handels eine gewisse Überlegenheit ein, erklären sie aber dagegen für blutgierige und grausame Menschen.

---

gränzenden Völkern, selbst wenn sie von gleicher Abstammung sind, nicht selten, obschon noch nicht befriedigend erklärt; so z. B. zwischen den Spaniern und Portugiesen, Schweden und Norwegern u. a. Aber am auffallendsten ist wohl der innere Zwiespalt eines Völkchens, das, wie hier die Sarden, noch keine halbe Million ausmacht und auf dem kleinen Raume von etwa 430 Geviertmeilen (noch nicht halb so grofs als Böhmen) beisammen wohnt. Wahrscheinlich entsteht solche Feindschaft zwischen nahe wohnenden Volksabtheilungen durch die schärfere Berührung und daraus hervorgehende unvermeidliche Verletzung der gegenseitigen Interessen. Auch hat vielleicht in frühern Zeiträumen eine innige Freundschaft zwischen den jetzt sich Hassenden Statt gefunden und die später, durch irgend einen Anlafs entstandene Feindschaft ist nun grimmiger als sie aufserdem seyn würde; wie ja auch einzelne Personen sich nach irgend einer Veruneinigung um so wüthender hassen, je inniger und vertrauter ihre frühere Verbindung war.

D. H.

Es ist zu hoffen, dafs nach Vollendung der Strafsen, welche die jetzige Regierung durch die Insel anlegen läfst, sämmtliche Bewohner der Insel in lebhaftere Verbindung mit einander gerathen, sich immer besser auf ihren gegenseitigen Vortheil verstehen und so allmählich ihren Groll gegen einander ablegen werden.

Unabhängig von der Eintheilung in Caps, besteht noch eine andere in *Provinzen*. Es giebt deren *zehn*. Sechs gehören zum Cap von Cagliari (*Cagliari, Busachi, Iglesias, Isili, Lanusei, Nuoro*) und vier zum Cap von Sassari (*Sassari, Alghero, Cuglieri, Ozieri*). Die Provinzen werden wieder in *Bezirke* eingetheilt.

Sardinien wird durch einen *Vicekönig* regiert, der General-Lieutenant (Stellvertreter) des Königs und General-Capitän der Insel ist. In der ersten Eigenschaft steht er unter dem Ministerium des Innern (zu Turin) und ist der Chef der gesammten politischen und gerichtlichen Verwaltung; in der zweiten ist er der Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht der Insel.

Ihm zur Seite steht ein Staatssecretär, welcher nebst seinen Hilfsbeamten vom Könige ernannt wird. Das schönste seiner Vorrechte ist das der Begnadigung. Er führt den Titel *Excellenz* und erhält die nämlichen Ehrenbezeigungen wie der König, aber nur für seine Person. Die Glieder seiner Familie haben keinen Theil daran, daher wählt die Regierung für diesen ausgezeichneten Posten gewöhnlich unverheurathete Männer. In der Regel dauert seine Amtsführung nur drei Jahre. Er darf während derselben nie die Insel verlassen, ja nicht einmal eine

Reise in das Innere derselben machen, ohne dazu den ausdrücklichen Befehl des Turiner Hofs erhalten zu haben.

Die Einkünfte des Vicekönigs bestanden ehemals in einer Menge kleiner Steuern, Abgaben und Geschenke, welche er von dem Lande zu erheben hatte. Durch eine Verordnung vom 23. Nov. 1821 hat der jetzige König, *Karl Felix*, diese Einrichtung aufgehoben und seinem Stellvertreter einen angemessenen festen Gehalt angewiesen. Der jetzige Vicekönig ist, seit dem Juli 1825, Graf *Tornielli di Vergano*.

Die höchste Landesstelle, unter dem unmittelbaren Vorsitz des Vicekönigs, ist die *Audienza reale* (königliche Audienz). Sie wurde schon unter der spanischen Regierung 1661 gegründet und 1823 neu organisirt. Ihre Glieder führen den Titel *königliche Räthe* und mit ihrer Zustimmung erläßt der Vicekönig *Verordnungen* (*Pregoni*), welche als königliche Gesetze gelten. Auch haben sie bei Besetzung der Magistraturen und Bisthümer das Vorschlagsrecht. Der nächste Chef dieser Stelle nach dem Vicekönig ist der *Regent* oder *Groſs-Kanzler*, der auch überhaupt als die vornehmste Person der Insel betrachtet wird. Als Oberrichter stehen alle Justizbeamten unter ihm; er giebt wöchentlich zwei Mal Audienz und entscheidet kleine Streitigkeiten. Auch hat er, in Stellvertretung des Vicekönigs, den Vorsitz bei der *General-Capitainerie*, oder Oberkriegsbehörde so wie in Abwesenheit des Erzbischofs, bei dem *Studien-Magistrat* (Magistrato sopra i studi).

Mit der Würde eines königlichen Raths der Audienza ist der Adel und das Ehrenwort *Don* verbunden.

Zwei Mal im Jahre, zu Ostern und zu Weihnachten, versammelt sich dieser oberste Gerichtshof zu einer eigenthümlichen Feierlichkeit, welche *Siziata* (wahrscheinlich das spanische Sitiada, Versammlung, Zusammenkunft, Sitzung) heifst. Der Vicekönig umgeben von seinem Generalstab und den Hellebardiers, begiebt sich, in Begleitung sämmtlicher Glieder der Audienza, nach den öffentlichen Gefängnissen der Hauptstadt. Hier ist in einem Saale das Bildnifs des Königs unter einem Thronhimmel aufgestellt. Der Vicekönig nimmt an der Seite desselben, am obern Ende einer mit Schreibmaterialien und Schriften bedeckten und mit Früchten und Blumen geschmückten Tafel Platz, an welcher sich auch die Räthe, in feierlicher Amtstracht und ungeheuern Perücken, niederlassen. Hierauf werden alle Gefangene einer nach dem andern, völlig entfesselt, eingeführt und dürfen bei dem Vicekönig ihre Beschwerden, theils über die Behandlung im Gefängnisse oder über die Verzögerung der Entscheidung ihrer Angelegenheiten, vorbringen. Der Vicekönig berathet sich hierauf mit den Räthen; mehre Gefangene, besonders die wegen leichterer Vergehungen verhaftet sind, werden sogleich freigesprochen und den Beschwerden der übrigen wird, im Fall sie gegründet sind, abgeholfen.

Aufserdem hat der Vicekönig noch die besondere Vollmacht, am Charfreitage drei Gefangene, zu welcher Strafe sie auch ver-

ertheilt seyn mögen, ganz in Freiheit zu setzen. Dieses geschieht mittelst eines versiegelten Schreibens, welches der Staatssecretär zu den Füßen des Kreuzes in der Hauptkirche niederlegt; dieser Sacristan erbricht es und die frohe Kunde wird sogleich den betreffenden Gefangenen mitgetheilt.

Einer der ältesten Richter der Audienza, gewöhnlich kein Eingeborner, verwaltet zugleich das Amt eines *Fiscals* (Avocat Fiscal général). Seine Pflicht ist, allen Verbrechen nachzuforschen und ihre Bestrafung zu betreiben. Auch versieht einer der Audienzräthe das Amt eines *Armen-Advokaten*, der die Gefangenen unentgeldlich zu vertheidigen hat.

In *Sassari* besteht eine der königlichen Audienza zu Cagliari untergeordnete Landesstelle, welche die *königliche Regierung* (Reale Governazione) heißt, aus einem Regenten, vier Beisitzern, einem Vice-Fiscal und einem Vice-Armenadvokaten zusammengesetzt ist und über Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten in zweiter Instanz entscheidet. Die Appellation geht an die Audienza.

Auch giebt es in beiden Hauptstädten ein *Consulat*, oder eine *Handelsbehörde* (Tribunal de commerce), das aus einem Präsidenten, zwei Richtern, zwei Consuln und einem Secretär besteht.

Das *Patrimonium* oder die *Junta Patrimoniale* stammt noch aus den Zeiten der spanischen Herrschaft und hat über Vergehungen des Schleichhandels, Falschmünzens, und alle Beeinträchtigungen der landesherrlichen Einkünfte zu entscheiden.

Der *Oberste Rath von Sardinien* (Conseil suprême de Sard.) hat seinen Sitz in *Turin*, und an ihn kann man von der Audienza appelliren. Ihm wird auch alles zur Berathung vorgelegt, was von der Regierung der Insel an den König geht.

Bei der ungeheuern Prozefssucht der Sarden ist es nicht zu verwundern, dafs es in Cagliari *hundert* und in Sassari ungefähr *sechszig Advokaten* giebt. Ihr Stand ist sehr angesehen und sie folgen im Range gleich nach dem Adel. — Die *Procuratoren*, 20 in Cagliari und 12 in Sassari, bilden seit 1822 eine eigene Körperschaft (Collegio). — Die *Notare* bestehen aus zwei Klassen, *eigentliche* oder *öffentliche Notare* und *Notariats-Actuare*. Die Erstern haben, wie überall, das Recht, Urkunden, Verträge, Testamente u. s. w. abzufassen; die Letztern dienen als Actuare bei den Gerichtsstellen, in Rechts- und Criminalfällen, besorgen die öffentliche Bekanntmachung der Regierungsbefehle u. s. w. Die Zahl der Notare in Sardinien ist sehr beträchtlich, weil jeder junge Mann, wenn er auch die Studien der Rechtsgelehrsamkeit nicht gänzlich vollendet hat, die Bewilligung zur Ausübung der Notariatsgeschäfte leicht erhalten kann und dieser Stand manche Vorrechte und Auszeichnungen geniefst.

In den Provinzen wird die Gerechtigkeit von den *Präfekten* verwaltet, welche ehemals auch zugleich *Intendanten* waren. Seit Kurzem sind aber besondere Intendanten, d. h. blofs mit der politischen Verwaltung beauftragte Oberbeam-

te, angestellt und die Präfekten haben nur noch das Justizwesen zu besorgen. Die Präfekten sind Doctoren der Rechte und haben einen *Vicepräfekt* und einen *Secretär* zur Seite. Ihr Sitz ist die Hauptstadt der Provinz. Sie können in Sachen, die sich nicht über 50 Franken belaufen, ohne Appellation entscheiden; in wichtigen und in peinlichen Fällen bilden sie jedoch nur die erste Instanz. Unter den Präfekten stehen die *Bezirksgerichte* (Curia), die aus einer Gerichtsperson (*Delegato*) und einem oder mehren Aktuaren bestehen. Sie werden von dem Gutsherrn (Baron), mit Bewilligung der Regierung, ernannt, können aber nur von Letzterer abgesetzt werden. In den wenigen, dem Könige eigenthümlich gehörigen Bezirken, werden die Delegaten natürlich vom Könige ernannt.

In den Städten, so wie auf den Inseln *St. Pietro* und *Maddalena*, werden die Verrichtungen der Delegaten von andern Beamten mit verschiedenen Benennungen versehen. So haben z. B. Cagliari, Bosa, Alghero und Oristano einen *Veghiere*, Iglesias hat einen *Capitano di giustizia*, Carloforte und Castel-Sardo einen *Podestà* und Maddalena einen *Amtmann* (Bailli).

Die Gesetze, nach denen Sardinien regiert wird, sind von der mannichfaltigsten Art und stammen zum Theil noch aus dem Mittelalter her. Erst seit 1821 ist die Folter abgeschafft worden. Die Gefängnisse waren bisher in schlechtem Zustande, eng und ungesund, auch schlecht verwahrt, so dafs alle Jahre eine Menge Gefangener entwischten. Indessen ist die jetzige Regie-

rung auf Verbesserungen bedacht und damit in Cagliari bereits ein glücklicher Anfang gemacht worden. So fängt man z. B. nach dem Vorgange anderer Staaten an, die Gefangenen angemessen und nützlich zu beschäftigen.

Die *Magistrate* in den Städten hangen nur vom Vicekönig ab und bestehen aus sechs Gliedern, welche unter dem *Capo giurato* (geschwornen Oberhaupte) stehen. Die 368 *Gemeinden* der Insel haben jede eine *Municipalität*, deren Oberhaupt *Syndicus* heifst.

Die gesammte *Finanz*-Verwaltung Sardiniens steht unter dem *General-Intendanten* und dem *General-Schatzmeister*, von welchen die Intendanten und Schatzmeister der Provinzen abhangen.

Die *directen Steuern* betragen (1825) jährlich 916,647, die *indirecten* 1,723,901 neue Lire. *) Hiezu kommen noch 20,568 n. L. unbestimmte Abgaben, so dafs *Marmora* die Gesammteinkünfte Sardiniens (1825) auf 2,750,000 n. L. anschlägt.

Seit dem Jahre 1806 ist ein *Tilgungsfonds* (Mout de rachat) gegründet worden, um nach und nach das seit 1780 ausgegebene Papiergeld aus dem Umlauf zu bringen, welches 3,840000 Franken oder 800000 sardische Thaler betrug. Jetzt

*) Die piemontesische *neue Lira* ist gleich einem französischen *Franc* und wird wie dieser in 100 *Centesimi* eingetheilt.

ist nur noch etwa für 100000 Thaler in Umlauf, welches nicht mehr als 5 oder 6 Procent verliert.

---

Als unter der spanischen Herrschaft König *Don Pedro* 1355 nach *Cagliari* kam, ordnete er die erste Versammlung der *Stände* (*Stamenti*) an. Diese Stände bestehen noch heutiges Tages.

Der *geistliche Stand* (Stamento ecclesiastico) besteht aus den Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten und Procuratoren der Capitel. Den Vorsitz und die erste Stimme hat der Erzbischof von Cagliari und in seiner Abwesenheit der älteste Prälat.

Der *Ritter-Stand* (Stamento militare) umfaßt alle *Edlen* und *Ritter* des Reiches (Nobili e Cavalieri), welche das zwanzigste Jahr erreicht haben. Sie können sich übrigens durch Procuratoren ihres Standes vertreten lassen.

Zum *königlichen Stand* (Stamento reale) gehören die Abgeordneten der Städte, worunter der *Capo giurato* von Cagliari den Vorsitz führt.

Die Versammlungen der Stände sind entweder *Cortes* oder *Parlamente*. Die *Cortes* können nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs zusammentreten und berathschlagen sich dann über alle die Verwaltung der Insel betreffenden Gegenstände. Die *Parlamente* versammeln sich, wenn einzelne Angelegenheiten verhandelt werden sollen. Der *Ritterstand* kann auch, wenn alle oder einige Glieder es verlangen, für sich allein Zusammenkünfte halten. Bei den Cortes und Parlamenten sind alle drei Stände nur

am Tage der Eröffnung und des Schlusses gemeinschaftlich versammelt. Außerdem hält jeder Stand seine Sitzungen besonders; der geistliche in der Sacristei der Hauptkirche, der Ritterstand in irgend einer andern Kirche, und der königliche auf dem Rathhause. Diese so abgesonderten Stände nennen sich dann *Arme* (Bracchi), weil sie sich als Glieder eines gemeinschaftlichen Körpers betrachten. Sie verkehren unter einander durch zwei *Ambasciadori*, oder aus ihrer Mitte Abgeordnete, welche sich in feierlichem Aufzuge nach dem Versammlungsorte des Armes begeben, an den sie zu berichten haben. Die Gesetzvorschläge werden entweder von jedem einzelnen Stande oder von allen dreien gemeinschaftlich an den König geschickt und erhalten, sobald sie von diesem gutgeheißen werden, Gesetzeskraft. Die von den Ständen bewilligten Steuern, heißen noch immer *Donativi* (freiwillige Geschenke), und die des geistlichen Standes müssen zuvor die Zustimmung des Papstes erhalten.

Die letzten Cortes wurden 1793, nach dem Einfalle der Franzosen unter dem Admiral *Truguet**), ferner nach der Ankunft der königlichen Familie in Cagliari, 1799, und zuletzt 1821 bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs gehalten.

Man sieht aus der Beschaffenheit der ständischen Verfassung Sardiniens, daß daselbst noch das *Lehnswesen* besteht.

---

*) Der Verfasser bemerkt bei der Erzählung dieses Angriffs (S. 73), daß *Napoleon Bonaparte* damals seine ersten Waffenthaten ver-

Es ward durch die Könige von *Aragonien*, nach der ersten Besitznahme der Insel im 14. Jahrhunderte, gegründet. Zwar gab es schon vorher unter der Herrschaft der *Pisaner*, mehre Gutsbesitzer in Sardinien, wie die *Doria*, die *Malaspina*, die *Donoratico* u. s. w.; aber sie wurden von den Aragoniern vertrieben und ihre Güter erhielten die Vasallen des neuen Königs. Daher sind jetzt sämmtliche alte Adelsgeschlechter, mit nur etwa zwei oder drei Ausnahmen, aragonischen, catalonischen oder castilischen Ursprungs.

Das sardische Lehnswesen weicht indefs von dem, welches in manchen andern europäischen Ländern besteht, sehr ab. Der Bauer ist nicht leibeigen. Er wird dem Gutsherrn (*Barone*) erst zinspflichtig, wenn er das Alter erreicht, wo er selbst durch eigene Arbeit für sich sorgen kann. Auch kann er, wenn er mit ihm unzufrieden ist, den Ort verlassen und sich anderwärts ansäfsig machen.

Die *gutsherrlichen Rechte* sind auf den einzelnen Gütern sehr verschieden, und beziehen sich entweder auf die *Person* oder auf die *Besitzung* des Unterthanen. Die Ersten bestehen in einer jährlichen Abgabe, welche jeder Unterthan, sobald er 18

---

richtet habe, indem er, damals nur noch *Artillerie-Lieutenant*, an den Angriffen auf die Insel *Maddalena* und auf das Fort *St. Stefano* Theil nahm.

D. H.

Jahr alt oder nach den Landesgesetzen mündig ist, und zwar theils in Geld, theils in Getraide, zu entrichten hat. Diese Abgabe ist, je nach der Gröfse der Besitzungen und nach den Vermögensumständen, verschieden. Sie wird von einer Gerichtsperson, mit Zuziehung fünf verständiger Ortseinwohner, bestimmt. Während des Carnevals mufs auch ein Huhn geliefert werden. Die Territorial-Leistungen bestehen: 1) in dem *Heerdenzins*; von jeden 10 oder 20 Kühen mufs jährlich ein Kalb abgegeben werden; eben so ein junges von einer bestimmten Anzahl Schweine, Schafe und Ziegen; 2) in der Unterhaltung der *Ortsgefängnisse* und *Gefangenwärter*, zu welcher jeder Bauer eine gewisse Menge Getraide beisteuern mufs; 3) in der *Incarica* (Bürde, Last); eine Geldstrafe für Verbrechen (Mord, Diebstahl und Brandstiftung), welche innerhalb des Gutsbezirks begangen werden. Sie wird auf die gesammte Bevölkerung des Gutes, mit Ausnahme der Weiber und Kinder, vertheilt und beträgt 100 bis 200 Lire. Aufserdem soll noch der Schade ersetzt werden. So häufig indefs jene Verbrechen vorkommen, so wird doch die Strafe, wegen Langsamkeit der Beitreibung, selten entrichtet; 4) in dem *Portatico* oder *Demi-portatico*; die Bezahlung der ganzen oder halben Aussaat, welche Auswärtige für die Benutzung eines Stück Feldes entrichten müssen; 5) in der *Roadia* (Frohn oder Robot); sie ist nur in einigen Bezirken, hauptsächlich in *Marmilla* gebräuchlich und besteht in einem Tage Feldarbeit für den Gutsherrn; 6) eine ähnliche Frohne ist das *Domini-*

*cale*, vermöge dessen jeder Bauer einmal im Jahre verbunden ist, zu Fuſs oder zu Pferde, auch wohl mit Pferd und Wagen, sich nach dem Hauptorte der Provinz oder nach der Hauptstadt der Insel, wenn sich der Gutsherr daselbst aufhält, zu begeben, um Lebensmittel oder andere Sachen dahin zu schaffen oder von da aufs Gut zurückzuführen. Jedoch muſs der Gutsherr dem Bauer dafür eine, freilich nicht sehr ansehnliche, Bezahlung geben. — Aufserdem giebt es noch einige andere Frohndienste, wie z. B. das schon obenerwähnte Treibjagen u. dgl.

Übrigens ist der Gutsherr verpflichtet, seinen Unterthanen, wenn sie, einzeln oder insgesammt, von Unglücksfällen heimgesucht werden, beizustehen. Ein verhafteter Bauer muſs bis zur Fällung des Urtheils von ihm erhalten werden, was oft ziemlich kostspielig ist. Wenn der Bauer nichts hat, muſs der Gutsherr auch noch die Prozeſskosten bezahlen.

Obschon der sardinische hohe Adel wie anderwärts, aus *Baronen, Grafen, Marquis* und *Herzogen* besteht, so werden doch alle Gutsherren ohne Unterschied *Barone* genannt; daher die Ausdrücke: Baronalrecht, Baronalhaus, Baronalgefängniſs u. s. w.

Aufserdem aber theilt man die Gutsherren in *residirende* und *nicht residirende* ein. Die Erstern wohnen wirklich auf der Insel und zwar meist in den Hauptstädten, hauptsächlich in *Cagliari*, und sind wirkliche Mitglieder des Ritterstandes, sobald sich derselbe versammelt. Ihre Zahl wird indeſs immer geringer, indem eine Menge der königlichen Familie nach Pie-

mont gefolgt sind und sich selbst dort ansäfsig gemacht haben. Unter den *Nicht-residirenden* sind die *spanischen* Grundbesitzer zu bemerken, welche sich, mit Ausnahme des neuerlich nach Sardinien zurückgekehrten Herzogs von *Sotto-Major* und Grafen von *Montalvo*, durch zwei Beamte vertreten lassen, deren einer, der *Podatario* (Bevollmächtigte) die Verwaltung des Guts, der andere, oder der *Regidor*, die Gerichtsverwaltung zu besorgen hat. Zuweilen werden beide Verrichtungen von dem Ersten versehen, der in diesem Falle Doctor der Rechte seyn mufs. Auch vertritt der Podatario die Stelle des Gutsherrn bei den Ständeversammlungen.

Sardinien besitzt zusammen 376 *Lehngüter* (Fiefs), wovon die Hälfte spanischen Familien (dem Marquis de Quirra 76, dem Marquis de Villa Sor 33, dem Herzog von Mandas 55, dem Marquis de Villa Cidro 12, dem Grafen von Montalvo 9, dem Marquis de Val de Calzana 3) gehören. Von der andern Hälfte sind 32 Eigenthum des Königs und die übrigen gehören sardischen Familien.

Der übrige Adel Sardiniens besteht aus den unbegüterten Adeligen, aus den Cavalieri und Nobili, mit dem Titel *Don*, welche Letztere in Sardinien verhältnifsmäfsig so zahlreich sind als die Edelleute in Polen und Ungarn. Sie wohnen sowohl in den Städten als auf dem Lande und bekleiden gröfstentheils öffentliche Ämter in den Bureaux und bei der Armee. Die geringste Klasse des Adels sind die *Cavalieri di Spada* (Degen-

ritter), welche sich nicht *Don* nennen und den Titel *Cavaliere* zwar führen, aber nicht *vor*, sondern nur *nach* dem Namen setzen dürfen, z. B. nicht *Cavaliere N. N.*, sondern *N. N. Cavaliere.*

Unter die allen Adelsklassen gemeinschaftlichen Vorrechte gehört die Unabhängigkeit von den gewöhnlichen Gerichten; sie können nur von der Audienza oder dem Vicekönig gerichtet werden. Sie genieſsen eine Frist von 26 Tagen, um zu antworten, wenn sie vorgeladen worden sind; in peinlichen Fällen werden sie von ihres Gleichen gerichtet u. s. w.

---

Die allein herrschende Religion in Sardinien ist die *römisch-katholische.* Ehemals gab es aufser den *drei* noch jetzt bestehenden *Erzbisthümern*, drei und zwanzig Bisthümer; jetzt sind deren nur noch *acht* vorhanden. Unter dem *Erzbischof von Cagliari* stehen die Suffraganbischöfe von *Iglesias*, *Nuoro* und *Galtelli*, und *Ogliastra* (oder *Tortoli*); unter dem von *Sassari* die von *Alghero*, *Ampurias* und *Civita*, *Bosa* und *Ozieri* (*Bisarcio*), und unter dem von *Oristano* der von *Ales.* Das Ernennungsrecht zu diesen Stellen hat der König, die Bestätigung ertheilt der Papst. Die Zahl der *Domcapitel* ist *zehn.* Die Bischöfe heifsen *königliche Räthe* und die Domherrn *apostolische Protonotare.* Die Zahl aller Weltgeistlichen betrug im Jahr 1825: 1857. *Abteien* giebt es nur *drei*; die Einkünfte sind nicht beträchtlich. Die niedern Geistlichen führen die Titel: *Rectoren*, *Pfarrer* (Curés), *Pröpste* und

*Vicare.* Nur die drei Ersten sind die eigentlichen Inhaber der Pfründen, wohnen aber in den Städten oder sind Mitglieder eines Capitels, und lassen die wirkliche Seelsorge durch den Vicar verrichten, der dafür ein Viertel des Einkommens erhält und daher gröfstentheils kärglich leben mufs. Dessenungeachtet rühmt *Marmora* ihre herzliche Gastfreundschaft. Für die Bildung angehender Geistlichen besteht bei jedem Bisthum ein *Seminar*, mit Ausnahme der von *Ozieri* und *Ogliastra*. Im Allgemeinen rühmt man die sardinischen Geistlichen als kenntnifsreiche, gebildete und fromme Männer.

Sardinien hat 90 *Männer-* und 14 *Frauenklöster*. In den Erstern lebten im Jahr 1825 zusammen 1125 *Ordensgeistliche*, wovon 11 *Jesuiten* und 74 *Piaristen* sich mit dem Jugendunterricht, und 28 *Barmherzige Brüder* mit der Krankenpflege beschäftigten. Den Klosterfrauen übergiebt man gewöhnlich die Erziehung einiger vornehmen Fräulein. Im Allgemeinen sind die *Einkünfte* der sardischen Klöster sehr mäfsig. Das Einkommen der Weltgeistlichen besteht hauptsächlich in dem *Zehnten*, der von Getraide, Wein und Vieh entrichtet wird. Von Öl und Mais werden in einigen Bezirken nur 4 Prozent abgegeben. Gewöhnlich hat der Geistliche diese Einnahme verpachtet. Man schätzt im Ganzen die Einkünfte des gesammten geistlichen Standes auf 200000 Thaler (960000 Francs), wovon 55000 Thlr. (264000 Fr.) auf die Bisthümer kommen.

In Sardinien haben die Kirchen und andere geistliche Gebäude noch das *Asyls-Recht*, welches aber seit einigen Jahren

in Folge der zwischen der Regierung und dem Papste abgeschlossenen Verträge sehr beschränkt worden ist.

---

Sardinien hat *zwei Universitäten*, die eine zu *Cagliari*, die andere zu *Sassari*. Das Oberhaupt jeder Universität ist der Erzbischof, in dessen Namen auch die akademischen Würden oder *Grade* ertheilt werden. Diese sind für die Theologie, Jurisprudenz und Medizin das *Baccalaureat*, *Licentiat*, und *Doctorat*. Unter den Wundärzten giebt es auch *Magister der Chirurgie*. Die Oberaufsicht über die Universitäten, von Seiten der Regierung, führen der *Studien-Magistrat* und die *königliche Studien-Commission*. Die Vorlesungen werden in lateinischer Sprache gehalten, mit Ausnahme der wundärztlichen, für welche die italiänische gestattet ist.

Folgendes war der Stand beider Universitäten am 1. Jän. 1825.

| | Professoren. | | Studirende. | |
|---|---|---|---|---|
| | Cagliari. | Sassari. | Cagliari. | Sassari. |
| Theologie . . . | 3 | 2 | 49 | 74 |
| Rechte . . . . | 5 | 5 | 64 | 71 |
| Arzneiwiss. . . | 5 | 1 | 6 | 11 |
| Chirurgie . . . | 1 | 1 | 12 | 27 |
| Philosophie . . | 5 | 5 | 137 | 79 |
| | 19 | 14 | 268 | 262 |
| Zusammen | 33 | | 530 | |

Man sieht aus diesem Verzeichnisse unter andern, wie unvollkommen noch das, Studium der *Arzneiwissenschaft* und *Chirurgie* betrieben wird und wie wenige junge Leute sich dieser Wissenschaft befleifsigen. Auf dem Lande sind daher auch wissenschaftlich gebildete Ärzte und selbst Wundärzte seltene Erscheinungen. Die gewöhnlichen Dorfchirurgen, besonders die Barbiere, verstehen sich auf wenig mehr als Aderlassen und die nothdürftigsten Operationen. Aber ihre Anmafsung steht mit ihrer Bildung und Geschicklichkeit im umgekehrten Verhältnisse. Wenn sich ja ein ordentlicher Arzt auf dem Lande niederläfst, um seine Kunst auszuüben, so hat er an jenen Quacksalbern die grimmigsten Feinde und ist selbst vor ihren Flinten nicht sicher. Übrigens ist der Stand eines Chirurgen so wenig angesehen, dafs sich so leicht kein junger Mann aus guter Familie demselben widmet. In ähnlichem Mifsverhältnifs steht das *Apothekerwesen*. Ein grofser Theil von Heilmitteln, selbst den einfachsten, mufs noch aus Neapel, Livorno oder Genua bezogen werden. Alle Gesundheitsanstalten stehen unter dem *Protomedicat* zu Cagliari, oder dem *Vice-Protomedicat* zu Sassari. Neuerlich sind von der Regierung manche Verbesserungen getroffen oder doch vorbereitet worden. Unter andern war (1825) die Errichtung einer Lehrkanzel der *Chemie* im Werke.

Für den Unterricht in der *Naturgeschichte* ist bis jetzt in Sardinien noch nichts geschehen, aufser dafs der jetzige König der Universität zu Cagliari zwei schöne Sammlungen, eine

mineralogische und zoologische, geschenkt hat. Obschon auf beiden Universitäten *Naturlehre* vorgetragen wird, so hat doch, wie *Marmora* sagt, die Jugend bisher wenig Nutzen davon gezogen. Die öffentlichen *Bibliotheken* beider Hauptstädte enthielten bis jetzt gröfstentheils nur theologische und juristische Werke.

Sardinien hat mehre *Gymnasien*, oder sogenannte *Collegien*. Das *adelige Collegium* (Collegio di Nobili), zu *Cagliari*, steht seit einigen Jahren unter der Leitung eines Weltgeistlichen, der es ganz neu eingerichtet hat. Trotz seiner Benennung werden auch nicht-adelige Schüler aufgenommen. Jeder Schüler, deren Zahl übrigens unbestimmt ist, bezahlt jährlich 500 Lire. Aufserdem giebt es 21 Freistellen, wovon 3 der König, 9 die Stadt *Cagliari*, 2 die Stadt *Alghero* und 7 verschiedene Privatpersonen zu besetzen haben. Man lehrt in diesem Collegium, wie in den andern Gymnasien, lateinische und italiänische Sprache und für die künftigen Studirenden die zur Vorbereitung auf die Universität erfoderlichen Wissenschaften; aufserdem auch Tanzen, Reiten und Fechten.

Die beiden andern Collegien sind in den Händen der *Jesuiten*, und zwar das eine zu *Cagliari*, das andere zu *Sassari*. Jenes heifst das *Jesuiten-Collegium*, dieses das *Collegio Canopoleno*. Die Zahl der Schüler belief sich am 1. Jan. 1825 im Erstern auf 377, im Letztern auf 260. Beide Collegien sind unabhängig vom Studienmagistrat.

Die *Piaristen* (oder *Väter der frommen Schulen*) haben in einigen Städten, besonders in den beiden Hauptstädten, ebenfalls Collegien, aus welchen die Schüler sogleich zur Universität übergehen können. Die Zahl der Letztern betrug ebendamals in Cagliari 637 und in Sassari 440.

Die gröfste Wohlthat, welche der jetzige König der Insel Sardinien erwiesen hat, ist unstreitig die durch die Verordnung vom 24. Juni 1823 erfolgte Gründung von *Volksschulen*, deren jedes Dorf eine besitzt und deren heilsame Wirkungen *Marmora* seitdem schon zu beobachten das Vergnügen hatte. Es wird in diesen Schulen Lesen (Italiänisch), Schreiben (vermuthlich auch Rechnen), der römisch-katholische Catechismus und die Anfangsgründe des Ackerbaues und der Landwirthschaft, ebenfalls in katechetischer Form, gelehrt. Die Lehrer müssen vorzugsweise die Landgeistlichen seyn und sie werden von der Gemeine entweder in Geld besoldet oder mittelst eines verhältnifsmäfsigen Stück Feldes entschädigt. Wo es Klöster giebt, sind die Ordensgeistlichen zur Ertheilung des Unterrichts verpflichtet, erhalten dann aber nur die Hälfte des bestimmten Gehalts. Alle Kinder von acht Jahren und darüber müssen zum Besuch dieser Schulen wenigstens drei Jahre lang, und so ununterbrochen als möglich angehalten werden. Ein Vater von fünf Söhnen, der das Vorrecht geniefst, wegen dieser Anzahl von gewissen Frohndiensten u. dgl. befreit zu seyn, verliert dasselbe, wenn nicht wenigstens zwei davon die Schule ordentlich besucht haben. In manchen

dieser Schulen werden auch die Anfangsgründe des Lateinischen gelehrt. *)

Eine ganz eigene Art von Schülern und Studirenden sind die sogenannten *Majoli*. Man versteht in Cagliari unter dem Worte *Majolu* (dessen Ableitung übrigens zweifelhaft ist) einen armen Knaben oder Burschen vom Lande, welcher, um seinen Unterhalt während der Schul- oder Studienjahre zu haben, bei irgend einer Familie des Mittelstandes in Dienste tritt. Er bekommt hier Kost und Wohnung und hat blofs für seine Kleidung zu sorgen. Des Morgens vor der Schule und des Abends nach derselben besorgt er seine Dienstboten-Geschäfte, geht auf den Markt, wird weggeschickt u. dgl.; die übrigen Tagsstunden geht er in die Schule oder wiederholt zu Hause das Gelernte. Da die dem Majolu angewiesene Stube nicht eben eine von den hellsten oder bequemsten im Hause zu seyn pflegt: so schlägt er bei gutem Wetter seine Studien-Werkstatt nicht selten in der Vorhalle oder auch hinter dem Hausthor auf. Mufs er seine Gebieterinn in die Kirche oder auf einen Besuch begleiten, so nimmt er seine Grammatik mit, setzt sich, bis jene zurückkommt,

*) *Marmora* nennt diese Schulen *Normalschulen*, welches Wort aber hier nicht den Sinn haben kann, wie in dem österreichischen Kaiserstaate.

D. H.

unterdessen vor die Thür und unterhält die Vorübergehenden mit lautem Hersagen der lateinischen Deklinationen oder Conjugationen.

Sobald diese Majoli zur Universität übergehen, so ändert sich ihr häusliches Verhältnifs. Sie sind nun nicht mehr Dienstboten, sondern Hauslehrer, die in den Nebenstunden die Kinder des Herrn in den niedern Schulgegenständen unterrichten. Da sie in der Regel (wie die meisten armen Studenten, welche wissen, dafs sie nicht auf väterliches Vermögen zu rechnen haben) etwas Tüchtiges lernen, so gelangen sie in der Folge gar nicht selten zu ausgezeichneten und einträglichen Ämtern und Ehrenstellen.

---

Es giebt nur *vier öffentliche Krankenhäuser* in Sardinien, nämlich zu *Cagliari*, *Sassari*, *Oristano* und *Alghero*. Sie werden durch die *Barmherzigen Brüder* besorgt und stehen unter einer Congregation, bei welcher der Diözesan-Bischof den Vorsitz führt. Auch ist Cagliari die einzige Stadt, wo es ein *Waisenhaus* giebt. Ein eigentliches *Findelhaus* ist noch nicht vorhanden, aber es bestehen überall gute Veranstaltungen zur Erziehung ausgesetzter Kinder. Die Kosten werden gemeinschaftlich von dem Gutsherrn, dem Pfarrer und der Gemeinde getragen.

Der *Gesundheitsrath*, eine für die Insel sehr wichtige Behörde, hat seinen Sitz zu Cagliari und steht unmittelbar unter dem Vicekönig. Er besteht aus dem Regenten oder Grofskanzler, der die Sitzungen anordnet, dem Domdechanten, dem Fiscal,

zwei Stadträthen, dem Protomedicus, dem Hafenkapitän u. dgl. Die Quarantaine-Anstalten sind vortrefflich.

Die *königliche Ackerbaugesellschaft* zu Cagliari ist eine der wohlthätigsten Anstalten, welche Sardinien dem jetzigen Könige zu verdanken hat. Er gründete sie 1804, als er noch Vicekönig war. Sie hat eine Menge ausgezeichneter, sowohl inländischer als auswärtiger Mitglieder (auch *Marmora* gehört darunter) und steht mit den vornehmsten Gelehrten-Vereinen Europas, hauptsächlich mit den italiänischen, in Verkehr. Die Zahl aller Mitglieder beträgt 111. Unter dieser Gesellschaft steht die *Unterstützungs-Anstalt* (der *Monte di Soccorso*), eine zur Emporbringung der Landwirthschaft bestimmte Anstalt, von welcher die in den Städten und Dörfern befindlichen *Local-Junten* (Giunti locali) abhangen. Jede Diöces hat eine *Diöcesan-Junta*, unter dem Vorsitz des Bischofs, an welche die Local-Junten berichten, und diese berichtet dann an die *General-Junta* in Cagliari, welche unter dem Vorsitz des Vicekönigs, aus dem Regenten, den Stimmführern der drei Stände, dem General-Intendanten, dem Präsidenten der Ackerbaugesellschaft u. s. w. besteht. Die *Local-Junten* haben die Pflicht auf sich, die Zwecke der Gesellschaft zu verwirklichen und die hilfsbedürftigen Landleute entweder mit *Getraide* oder mit *Geld* zu unterstützen. Das Erste geschieht um die Mitte des September, wo jeder, der sich darum bewirbt und das Bedürfniſs erweist, das nöthige Getraide, und zwar von der bestmöglichen Beschaf-

senheit, zur Aussaat erhält, was er jedoch nach der Ärndte, nebst etwa 6 Procent darüber, als Zinsen, zurückerstatten muſs. Das den armen Landleuten vorzuschieſsende Geld ist von zweierlei Art; es dient entweder zum Ankauf von Vieh oder Ackerwerkzeugen, oder zur Bestreitung der Erndte- und Bestellungskosten. Die Interessen betragen jährlich nicht mehr als 1 oder 1½ Prozent, müssen aber von einem September zum andern pünktlich bezahlt werden. Nach dieser zweifachen Thätigkeit des Monte di Soccorso besteht er aus zwei Abtheilungen: dem *Getraidefonds* (Monte granatico) und dem *Geldfonds* (Monte numario). Zur Ausstattung beider Fonds dient unter anderm die *Roadia*, oder die Bearbeitung und Bestellung eines jeder einzelnen Local-Junta zugehörigen Feldes, welche alle Einwohner des Dorfes, blofs die Hirten ausgenommen, gemeinschaftlich und unentgeldlich verrichten müssen. Findet sich in den Cassen der Local-Junten ein Überschufs, so wird er, nach vorheriger Anfrage beim Vicekönige, zu andern öffentlichen Zwecken, z. B. zur Anlegung eines Dammes, zur Ausbesserung der Wege, zur Austrocknung eines Morastes, zur Unterhaltung der Findelkinder oder Waisen, zur Ausstattung armer Mädchen verwendet. Sardinien verdankt die schon seit 1767 bestehende Errichtung des Monte di Soccorso *Karl Emmanuel III.*

Eine andere zum Vortheil der Landwirthschaft gereichende, schon unter der spanischen Regierung gegründete Anstalt ist das *Barancellat*, oder das Corps der *Barancelli*. Es ist die-

ses eine bewaffnete Versicherungs-Gesellschaft (une compagnie d' assurance armée), welche zum Zweck hat, nicht nur die Felder und Heerden vor Beschädigungen und Beraubungen aller Art zu schützen, sondern auch in solchen Fällen, wo die Feldfrevler nicht ausfindig gemacht werden können, den Eigenthümer angemessen zu entschädigen. Jeder Landwirth bezahlt dafür jährlich eine gewisse Summe an das Barancellat, welche mit dem Werthe seines Eigenthums, wie er denselben angiebt, im Verhältnifs steht. Diese Anstalt ist für Sardinien um so nöthiger und wohlthätiger, als hier die Heerden mehr als anderwärts dem Zufalle überlassen sind und die zum Theil sehr grofse Entfernung der Felder von den Dörfern die Aufsicht der Eigenthümer selbst sehr schwierig macht. Die Feldwächter bilden in jedem Orte eine eigne Compagnie und werden jährlich im September von neuem gewählt. Den Anführer, auf dessen geschickte Wahl das Meiste ankommt, macht einer der angesehensten Einwohner des Orts. Wenn bei Entschädigungsfällen das Einkommen aus den jährlichen festen Beiträgen der Landwirthe nicht zureicht, so müssen die Barancelli das Fehlende aus eigenen Mitteln beisteuern. Geben aber jene einen Überschufs, so theilen sie denselben, nach der Abgabe eines Fünftels an die Regierung, unter sich. Sie haben also einen doppelten Beweggrund, in der Ausübung ihrer Pflichten so eifrig als möglich zu seyn.

Der Vicekönig hat, in seiner Eigenschaft als *General-Capitän* von Sardinien, den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht der Insel. Unter ihm stehen der *General-Commandant* (Général des armes) und der *Gouverneur von Sassari.*

Der *General-Commandant* wird vom Könige ernannt, ist der nächste im Rang nach dem Vicekönig, und vertritt dessen Stelle bei seiner Abwesenheit oder seinem Tode. Er führt auch den Titel eines Gouverneurs der Stadt und des Caps Cagliari, so wie von Gallura.

Der *Gouverneur von Sassari,* (von der Stadt und dem Cap) ist zugleich Chef der königlichen Regierung daselbst. Unter ihm stehen die Gouverneurs der Festungen *Alghero* und *Castel-Sardo,* so wie eilf Platz-Commandanten, worunter die der Inseln *St. Pietro* und *Maddalena* und der Halbinsel *St. Antioco* gehören.

Die bewaffnete Macht *Sardiniens* besteht theils aus *Linientruppen,* theils aus *Landmiliz* (Milices nationales). Die *Linientruppen* belaufen sich auf 3000 Mann und bestehen aus einzelnen Abtheilungen der piemontesischen Armee, namentlich aus einer Abtheilung von 530 königlichen Carabiniers, einem kleinen Bataillon Artillerie, zwei Bataillons Jäger, einer Abtheilung von 72 Seesoldaten, drei Compagnien Freijägern (Chasseurs francs), unter dem Namen *Leichte Division,* und 150 Invaliden.

Die Leibwache (Hallebardiers) des Vicekönigs ist 18 Mann stark, welche aus den ältesten Sergeanten der Linientruppen ausgewählt werden. Sie verrichten nur den Dienst im Innern

des Palasts und stehen unter einem Capitän, der den Rang eines Obersten hat.

Die königlichen Carabiniers entsprechen beinahe den französischen Gensdarmen.

Die *Miliz* hat ihre jetzige Einrichtung unter Karl Emmanuel IV. im Jahre 1799 erhalten. Sie besteht aus 10 bis 14000 Mann Fufsvolk und 6 bis 7500 Mann Reiterei, zusammen also aus 16 bis 22000 Mann. Das Fufsvolk ist in 13 Bataillons eingetheilt, wovon 8 in Cap Cagliari und 5 in Cap Sassari liegen. Die Reiterei besteht aus 11 Bataillons, 7 in Cap Cagliari und 4 in Cap Sassari. Nur gesunde und rechtliche Männer werden zu den Milizen genommen. Blofs die Officiere haben eine (blaue) Uniform, die Gemeinen blofs eine Cocarde, die sie auch nur in besonders wichtigen Fällen tragen. Unter die Vorrechte der Milizen gehört, aufser der sich von selbst verstehenden Befugnifs, Waffen zu tragen, die Befreiung von den Frohnarbeiten, Einquartierung u. s. w. Ihr Dienst besteht vorzüglich in der Vertheidigung der Küsten gegen feindliche Angriffe, namentlich von Seiten der Barbaresken, in dem Abwehren der Landung pestverdächtiger Schiffe, wenn sie solche mit Gewalt durchsetzen wollen, in der Bildung eines Sanitätscordons u. s. w. Auch müssen sie dem Militär Beistand im Aufsuchen der Verbrecher leisten, Gefangene transportiren u. s. w. Sie sind in Ausübung dieser Pflichten sehr pünktlich, was um so mehr bemerkt zu werden verdient, als sie z. B. mit den zu trans-

portirenden Verbrechern nicht selten durch Blutsverwandtschaft oder als Freunde verbunden sind. Im Jahre 1809 zeichneten sie sich besonders rühmlich aus, indem sie die Landung der Barbaresken bei *Ogliastra* muthig abwehrten. Auch 1792, bei dem Einfalle der Franzosen, trugen sie viel zur Vertheidigung der Insel bei. Die Vaterlandsliebe unterdrückte damals jedes andere Gefühl, und man sah die bittersten Feinde sich versöhnen und die schwärzesten Verbrecher aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, um gemeinschaftlich zur Beschützung des väterlichen Bodens mitzuwirken. Die Waffen der sardischen Milizen sind Flinten, Säbel, Bayonnette und Messer. Die oben beschriebenen langen Flinten, welche in der Entfernung wie Lanzen aussehen, geben den Reitern, verbunden mit ihren Bärten und kleinen Pferden, von weitem viele Ähnlichkeit mit den Kosaken.

Sardinien hat *drei befestigte Städte: Cagliari, Alghero* und *Castel-Sardo*. Obwohl *Iglesias, Sassari* und *Oristano* auch mit Mauern umgeben sind, so können sie doch nicht für feste Plätze gelten. Die *Forts* der Inseln *Maddalena, St. Stefano, St. Pietro* und *St. Antioco* sind von geringer Bedeutung. Aufserdem gibt es längs den Küsten 67 *Thürme*, die noch aus den Zeiten der Spanier herrühren, und von welchen mehre blofs als Wachtthürme dienen. Die übrigen sind mit bewaffneter Mannschaft, zum Theil auch mit Artillerie besetzt.

Die *Seemacht* Sardiniens besteht blofs aus einer, von dem Geschwader zu *Genua* hierher detaschirten *Brigg* und zwei

*Corridori* oder Chaluppen. Die *Handels - Marine* ist fast für nichts zu rechnen, indem sie blofs aus zwei oder drei kleinen Fahrzeugen, sogenannten *Mistiks*, besteht, und aller Handel mittelst fremder, hauptsächlich genuesischer Schiffe betrieben wird.

---

Der *Ackerbau* der Insel Sardinien hatte, wie römische und griechische Schriftsteller einmüthig bezeugen, im Alterthum eine unglaublich hohe Stufe erstiegen. Sardinien theilte mit Sicilien den Ruhm, die *Getraidekammer Roms* genannt zu werden. Damals war aber auch die Bevölkerung dieser Insel ungleich gröfser als jetzt.

Heut zu Tage ist der Ackerbau, wie man schon aus den nothwendig gewordenen, oben beschriebenen Monti di Soccorso schliefsen kann, sehr in Verfall gerathen; Sardinien steht in dieser Hinsicht weit hinter vielen andern europäischen Staaten, und der blofs Ackerbau treibende Theil der Bevölkerung unterscheidet sich von den übrigen durch Armuth und Rohheit höchst auffallend. Ausnahmen giebt es allerdings. Am schlechtesten sieht es in den Ebenen aus, besser in den Gebirgsgegenden.

Die sich mit Ackerbau beschäftigenden Landleute sind von zweierlei Art. Die Einen sind blofse Dienstboten oder Taglöhner; die Andern Pächter, welche mit dem Grundeigenthümer Verträge schliefsen, die aber nicht länger als ein Jahr dauern. Der Pächter bearbeitet das Feld mit seinem Vieh und seinem Geschirr und

zahlt als Pacht die Hälfte des Ertrags. Der Eigenthümer giebt die Aussaat und die Wohnung. Das Loos dieser Pächter ist im Ganzen höchst elend. Auch für den Eigenthümer ist der Gewinn, da er davon noch die Abgaben zu bestreiten hat, sehr mäfsig. Noch schlechter aber ist er daran, wenn er seine Felder durch Taglöhner und Dienstleute bearbeiten läfst, und selbst nicht die Aufsicht führen kann oder keinen vertrauten Aufseher hat. Durch die weite Entfernung der Felder von den Wohnungen geht übrigens sehr viel Zeit und Kraftaufwand verloren.

*Marmora* versichert, dafs kaum der vierte Theil des anbaufähigen Landes in Sardinien wirklich angebaut ist. Die übrigen drei Theile sind entweder mit Gestrüpp bewachsen oder dienen als Hutweiden. In vielen Dörfern herrscht der verderbliche Gebrauch, nur die Hälfte oder ein Drittel des gesammten Ackerlandes jährlich mit Getraide zu besäen, welches man *Vidazzone* nennt. Der übrige Theil dient als gemeinschaftliche Viehweide und heifst *Pabarilu*. Da jedes Jahr ein anderer Theil zum Vidazzone genommen wird, so giebt sich natürlich Niemand die Mühe, den Boden ordentlich zu bearbeiten, oder wohl gar auf die Verbesserung desselben bedacht zu seyn. Am besten ist der Ackerbau noch in den sogenannten *Tanca's* oder Einhägungen bestellt, worunter man, besonders im südlichen Cap, Grundstücke versteht, die der Eigenthümer für sich allein benützen und deren Zugang er den fremden Heerden durch Hecken und andere Umzäunungen verwehren darf. *Marmora* sagt, dafs er bei sei-

ner letzten Reise eine merkliche Vermehrung dieser Tancas gegen die frühern Jahre und überhaupt nicht unbeträchtliche Fortschritte der Landwirthschaft an mehren Orten wahrgenommen habe.

Die Ackerwerkzeuge der Sarden beurkunden noch zum Theil ihre Abstammung aus den Zeiten der alten Römer. Mehre Bestandtheile des Pfluges führen noch die altrömischen Namen, wie *Timona* (Temo), *Cozzu* (Cuneus) *Stiva* und *Manuzza* oder *Manile* (Manicula). Unser Reisender stellt darüber gar gelehrte Untersuchungen an, die wir den Alterthumsforscher an Ort und Stelle (S. 389—397) selbst nachzulesen bitten müssen.

Als Zugthiere dienen *Ochsen* und *Kühe*, zuweilen auch junge *Stiere*. *Pferde* und *Esel*, besonders die *Maulesel*, dienen nur zum Reiten und Lasttragen. Der gemeine sardische Wagen gleicht noch völlig dem *Plaustrum* der alten Römer, ist aber Sardinien nicht eigenthümlich, sondern wird auch in einigen Theilen Spaniens und in Calabrien angetroffen. Die zwei Räder sind scheibenförmig, ohne Speichen, rings um mit ungeheuern eisernen Nägeln beschlagen, und sitzen an der beweglichen Achse fest, so dafs diese beim Fahren sich mit herumdreht und ein abscheuliches Geknarr macht. Durch das, zur Schonung der Chausseen nothwendig gewordene Verbot, sich dieses Wagens auf denselben zu bedienen, ist zu seiner Abschaffung wenigstens der erste Schritt gethan worden.

Das Hauptgetraide, welches in Sardinien gebaut wird, ist *Waizen* oder vielmehr *Spelz*, (Trigu, unstreitig von Triticum)

indem dessen zahlreiche Varietäten sich sämmtlich auf die Species Tr. spelta zurückführen lassen. Er wird erst im November und Dezember gesäet, nachdem die Herbstregen den Boden erweicht haben. Die Aussaat geschieht meist mit der *Hand* und die Furchen werden dann mit einer Hacke zugedeckt. Den Gebrauch der Egge kennt man nicht. An mehren Orten *steckt* man ihn, indem man 9 bis 12 Zoll von einander entfernte, 2 bis 3 Zoll tiefe Löcher macht, in jedes drei oder vier ausgesuchte Körner legt, und dasselbe wieder zuscharrt. Der Ertrag ist beträchtlicher als bei der Wurfsaat, aber da dieses Stecken viel Arbeit und Hände erfodert, so kann es nur auf kleinen Feldern in Anwendung gebracht werden.

Unter die Landplagen Sardiniens gehören theils die *kalten Nebel*, welche häufig zu Ende des Frühlings eintreten, theils die *Heuschrecken*, (Filibricu). Die Letztern erscheinen in ungeheuern Schwärmen und vernichten nicht selten die ganze Ärndte. Im Jahr 1825 wurde besonders der westliche Theil der Insel durch dieses furchtbare Insekt schrecklich verwüstet.

Die Ärndte beginnt nicht leicht vor dem Johannisfest (Ende Juni). Das Getraide wird geschnitten, und dann von Ochsen oder Stuten ausgetreten, deren man eine Menge, wohl bis zwanzig neben einander, einspannt.

Auch *Gerste* wird sehr viel angebaut, indem diese Getraideart nicht nur vielen Gebirgsbewohnern zur Nahrung dient, sondern auch das vornehmste Pferdefutter ist. Man säet sie zur

nämlichen Zeit wie den Waizen. Die Ärndte beginnt schon mit Ende des Mai. Doch wird die neue Gerste erst nach einem Jahre als Pferdefutter gebraucht, weil sie den Thieren vor dieser Zeit schädlich ist. Man verfüttert die Gerste auch grün oder in Halmen. Aus Gerstenstroh verfertigen die Sarden Siebe, Backschüsseln, Körbe und andere häusliche Geräthschaften. *Marmora* hat Körbe gesehen, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit denen hatten, die in den ägyptischen Gräbern gefunden worden sind.

*Buchwaizen* und *Mais* werden nur an einzelnen Orten gebaut. Man hat Versuche mit *Reis* gemacht, sie scheinen aber bis jetzt nicht gelungen zu seyn.

Unter den Hülsenfrüchten haben die *Bohnen* die meiste Wichtigkeit für Sardinien, da sie sowohl für die ärmere Klasse der Einwohner als für das Zugvieh ein bedeutendes Nahrungsmittel ausmachen. Im südlichen Theile der Insel werden auch viel *Linsen* gebaut.

Im Jahr 1824 wurden in ganz Sardinien ausgesäet: 256895 Starelli *) Waizen, 104578 St. Gerste und 48332 St. Hülsen-

*) Der Verf. sagt nicht, ob hier *Cagliarische* oder *Sassarische Starelli* gemeint sind. Das Cagliarische Starello ist, nach seiner Tabelle S. 472 so viel als 49, $^{3}/_{10}$ französische *Litres*, oder etwa $^{7}/_{8}$ Nied. Östr. Metzen; das Sassarische ist nur halb so grofs.
D. H.

früchte. Davon wurde geärndtet: 1,380208 St. Waizen, 526347 St. Gerste und 138534 St. Hülsenfrüchte.

Auch der *Wein* fängt seit einigen Jahren an, für Sardinien ein Gegenstand von Wichtigkeit zu werden. Er wird selbst im Auslande geschätzt und bereits viel davon ausgeführt. Die beliebtesten Sorten sind: der *Monaca*, der *Girò*, der *Cannonau*, der *Malvagia*, der *Nascù* und der *Guernaccia*. Die sardischen Weine halten sich gut und nehmen mit der Zeit einen aromatischen Geschmack an, wodurch sie den spanischen und sicilischen ähnlich werden. Die grofse Flasche hält etwa 15 Litres (= 10⅝ N. Östr. Mafs); 6 solche Flaschen machen eine Kiste, welche gewöhnlich mit Einschlufs aller Kosten, auf 60 Francs zu stehen kommt.

Wenige Länder des südlichen Europa sind so zum Gedeihen des *Ölbaums* geeignet, als Sardinien. Doch hat die Cultur desselben erst in der neuesten Zeit Fortschritte gemacht, besonders seit dem Decrete, welches der vorige König während seines Aufenthalts in Cagliari erliefs, dem zu Folge jedem, der eine bestimmte Anzahl von Ölbäumen pflanzen und ziehen würde, die Erhebung in den Adelsstand zugesichert wurde. Besonders die Umgebungen von *Sassari* und *Bosa* sind jetzt durch die Menge und Vortrefflichkeit des hier gewonnenen Öls berühmt. Man schätzt den Ertrag allein von Sassari jährlich auf 800000 Francs.

Auch *Mandelbäume* werden in Menge gezogen. Man findet sie vorzugsweise in den Weingärten. Die besten Sorten gehen nach *Frankreich* und *Italien*. Sie werden nach Starelli verkauft und ihr Preis richtet sich nach dem Getraidepreise.

*Citronen* und *Pommeranzen* wachsen in Sardinien nicht wild, wie einige Reisende behauptet haben; aber sie gedeihen bei guter Pflege vortrefflich, besonders in dem *Milis-Thale*, wo sie ganze Wäldchen bilden und so hoch werden, dafs man darunter weg reiten kann, ohne an den untersten Ästen anzustofsen. Der Handel mit diesen Früchten hat jedoch in den letzten Jahren, seitdem keine schwedischen Schiffe mehr nach Sardinien kommen, sehr abgenommen.

*Tabak* wird ebenfalls mit gutem Erfolg angebaut, besonders in der Gegend von *Sassari*. Er giebt an Vortrefflichkeit dem spanischen und türkischen nichts nach. Die beste und theuerste Sorte ist der *Zenziglio*, auf dessen Ausfuhr eine hohe Abgabe gelegt ist.

Mit der *Baumwolle*, welche seit längerer Zeit zu bauen angefangen worden, will es nicht recht vorwärts, ungeachtet der südliche Theil der Insel sehr dazu geeignet wäre. Die Mafsregeln der Regierung finden zu mächtige Hindernisse an den Vorurtheilen und der Abneigung der Einwohner. In *Cagliari* giebt es eine Baumwollen-Manufactur.

Eben so verhält sichs mit dem *Seidenbau*, ungeachtet der Maulbeerbaum fast überall trefflich fortkommen würde.

*Lein* wird ziemlich viel gebaut, aber nicht hinlänglich für das Bedürfniſs der Einwohner. Der beste ist der von *Busachi*. Von weniger Bedeutung ist der *Hanfbau*.

Um *Sardara* und *Sanluri* ist der *Saffranbau* sehr ansehnlich. Der sardische Safran wird für noch besser als der neapolitanische gehalten. Indessen übersteigt sein Ertrag noch nicht den einheimischen Bedarf.

Die *Färberröthe* wächst wild in Sardinien und dient zum Färben der rothen Röcke der Bäuerinnen. Man könnte sie mit groſsem Vortheil anbauen und veredeln, wenn man sich auf die in der Berberei und einigen Gegenden Europas gebräuchlichen Verfahrungsarten verstände.

Seit einigen Jahren werden in Sardinien auch, für Rechnung eines schottischen Handlungshauses (*Mackintosh et Comp.* zu *Glasgow*) *Orseille* - Pflanzen (Lichen roccella tinctoria) und noch ein paar Färberflechten gesammelt, welche auf den unzugänglichsten Felsen des *Lymbarra* - Gebirges und andern Granitbergen vorkommen. Der Werth beläuft sich jährlich auf 100000 Francs.

Gemeine *Soda* (Salsola soda) wird seit einiger Zeit mit gutem Erfolg gepflegt, besonders um *Quartu* und *Oristano*. Die Ausfuhr hat aber jetzt, groſsentheils in Folge des in Frankreich darauf gelegten hohen Eingangszolles, sehr abgenommen. Auch versteht man sich anderwärts besser auf ihre Zubereitung.

Ungefähr der fünfte Theil der Oberfläche Sardiniens ist mit *Wäldern* bedeckt, die sich noch ganz im Zustande der Natur befinden. Sie bestehen, wie schon weiter oben gesagt worden, fast ganz aus vier *Eichen*-Gattungen. Aber die Waldwirthschaft ist so vernachlässigt, und die Dorfbewohner, welche überall nach Gefallen Holz schlagen können, tragen so viel zur Verschlechterung der Wälder bei, dafs sie immer mehr abnehmen, und das Holz, besonders in der Hauptstadt, sehr hoch im Preise steht. Hierzu kommen noch die durch Nachlässigkeit der Hirten entstehenden vielen Waldbrände, welche in der trockenen Jahreszeit die gröfsten Verwüstungen anrichten, und gegen deren Ausbreitung so schlecht als möglich gesorgt ist. *Marmora* sah es im Sommer 1825 eines Tages an zwölf Punkten um Cagliari her brennen. Eine Nebennutzung, welche die Eichenwälder liefern, besteht in der Abgabe der Schweinhirten, die ihre Heerden zur Zeit der Eichelmast hineintreiben. Die sardischen Eichen geben sehr gutes Holz zum Schiffbau, und man führte vor Kurzem mehre Tausend Stämme nach *Toulon* aus.

---

Unter den *Thieren*, welche Gegenstände der Landwirthschaft ausmachen, sind zuvörderst die *Bienen* zu bemerken. Schon die Römer bezogen ehemals aus Sardinien eine Menge Wachs und Honig. Heut zu Tage ist die Bienenzucht jedoch nicht hinreichend, den einheimischen Bedarf zu decken. Aufser

dem gewöhnlichen süfsen Honig hat man auch bittern, der aber keinesweges unangenehm schmeckt und von Vielen dem süfsen vorgezogen wird. Man erhält ihn im Herbste, wo die Bienen vorzugsweise den Erdbeerbaum (Arbousier) besuchen. Es giebt aufser den zahmen auch wilde Bienen. Beide scheinen aber, nach *Marmora*, eine und dieselbe Gattung (Spinola's Apis ligustica) zu seyn.

Von *Pferden* hat man drei verschiedene Rassen: das *sardische Pferd*, das *Achettone* (Akettone) oder *Quartaglio* und die *Achetta* (Aketta.)

Das eigentlich sogenannte *sardische Pferd* stammt von dem spanischen oder andalusischen ab, ist aber kräftiger und ausdauernder. Es hat den Wuchs des Letztern, einen etwas langen Kopf, etwas lange Ohren, einen gebogenen runden Hals, eine breite Brust, etwas hohe Schultern, einen wohlgebauten Leib, ein etwas allzukurzes Kreuz, einen etwas zu tief angesetzten Schweif, und sehr starke, muskelige Füfse. Die Fehler im Baue des sardischen Pferdes werden hinlänglich durch seine Stärke, Besonnenheit und Sicherheit der Füfse aufgewogen, welche Letztere besonders allgemein anerkannt ist und den Reiter in den Stand setzt, sich diesem Thiere auf den steilsten Abhängen mit der gröfsten Sicherheit zu überlassen. Man bedient sich seiner hauptsächlich zur Jagd, zum Reisen und zum Wettrennen.

Die *Achettoni* (Akettoni) oder *Quartagli* haben diesen Namen von ihrer kleinen Statur, welche nicht leicht anderthalb

Metres übersteigt. Diese Rasse gilt für die älteste dieser Insel und scheint von der arabischen abzustammen. Sie ist noch stärker als die eigentliche sardische. Man bedient sich ihrer theils zum Reiten, theils zum Lasttragen, theils zum Austreten der Oliven. Wegen ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit für die leichte Reiterei läfst die Regierung alle Jahre eine beträchtliche Anzahl aufkaufen.

Die *Achette* (Akette) entstehen durch Ausartung der vorigen Rasse, und unterscheiden sich von derselben nur durch einen gröfsern Wuchs. Diese Ausartung entsteht durch Nachlässigkeit, indem man die Pferde des Nachts im Freien sich selbst überläfst, wo sich dann Hengste und Stuten aller Rassen vermischen. Die Achette sind sehr wohlfeil, man bezahlt das Stück mit 250 Francs. Gewöhnlich findet man sie nur bei den Landleuten.

Die vornehmsten *Gestüte* der Insel sind das königliche zu *Pauli Latino*, das zu *Padru Mannu*, der spanischen Familie Quirra, und das zu *Mores*, dem Herzog von Vallombrosa gehörig. In dem königlichen befinden sich viele arabische Hengste, die in *Tunis* eingekauft worden.

In einem Lande, wo aus Mangel an Strafsen bisher alle Reisen zu Pferde gemacht werden mufsten, und wo selbst die Frauen keine andere Art des Fortkommens kennen, mufs vorzüglich auf einen leichten Gang des Pferdes gesehen werden. Dieses wird daher vorzüglich auf den Pafs oder, wie es die Sarden

nennen, auf das *Portante* abgerichtet. Zuweilen bedient man sich dazu zweier Stricke, mit welchen die beiden Füfse des Pferdes, die es zu gleicher Zeit in Bewegung setzt, an einander gehängt werden, so dafs, wenn der eine vorwärts schreitet, auch der andere gleichzeitig folgen mufs. Diese Stricke gehen durch zwei an einem dritten Stricke befestigte Rollen, welcher letztere auf dem Rücken des Pferdes oder am Sattel angebunden ist und verhindert, dafs die untern Querstricke nicht die Erde berühren.

Der in Sardinien einheimische *Esel* zeichnet sich durch seinen kleinen Wuchs und die Länge seines Haares aus. Aufser dem schon oben beschriebenen Gebrauch zum Drehen der Mühlen, dient er auch in einigen Städten zum Wassertragen.

Der sardische *Ochs* ersetzt das, was ihm an Gröfse abgeht, durch Feuer und Kraft, und wird daher mit grofsem Vortheil als Zugthier, aber auch zum Reiten und Lasttragen, gebraucht. Die Hörner sind von ausgezeichneter Länge. Von den *Kühen* wird aus Mangel an Pflege bei weitem nicht der Nutzen gezogen, den sie gewähren könnten. Man bereitet aus ihrer Milch gröfstentheils Käse; nur in zwei oder drei Bezirken auch Butter, welche von vortrefflichem Geschmack ist. Unter den Käsen sind die von *Sindia* die geschätztesten, welche auch ins Ausland gehen. In Neapel liebt man sie vorzugsweise zum Bestreuen der Macaroni.

Das sardische *Schaf* hat nichts Ausgezeichnetes. Die Wolle wird nur auf der Insel und zu groben Stoffen, besonders zu dem schwarzen *Furesi*, der auch *Erbace* oder *Orbace* heifst, verarbeitet. So zahlreich die Menge der Schafe ist — man zählt an 76000 Hirten — so vernachlässigt ist ihre Zucht. Aus der Milch macht man Käse.

Die *Ziege* ist das einzige Thier in Sardinien, welches sich durch einen besonders grofsen Wuchs auszeichnet, mit dem es schöne Formen und grofse Lebhaftigkeit verbindet. Die Hirten und Bergbewohner verarbeiten ihre Haare zu groben Zeugen. Das Fleisch der jungen wird gegessen. Der Hauptnutzen der Ziegenheerden besteht jedoch in ihren Fellen und dem Käse.

Ein grofser Reichthum Sardiniens besteht in den *Schweinen*, theils wegen der ansehnlichen Consumtion ihres Fleisches, theils wegen ihrer beträchtlichen Ausfuhr. Nur einige werden zu Hause gefüttert und gemästet, die meisten und zahlreichsten Heerden leben im Freien, wie die andern Hausthiere, und vermischen sich häufig mit den wilden Schweinen. In einigen Gegenden giebt es eine besondere Rasse, welche keine gespaltenen Klauen, sondern eine Art Huf, fast wie die Pferde und Esel haben. (?)

Unter dem Hofgeflügel sind nur *Hühner* in beträchtlicher Menge vorhanden. Auf der Insel *St. Pietro* und in *San Luri* giebt es eine besonders grofse Rasse. *Tauben*, *Enten*, *Truthühner* und *Gänse* sind selten.

Nach einer von *Marmora* mitgetheilten Tabelle hatte Sardinien im Jahre 1824 an

I. *Eigentlichen Haus- oder Stallthieren:*

| | | |
|---|---|---|
| Arbeitsochsen | 86635 | Stück. |
| Kühe | 14466 | — |
| Kälber | 5220 | — |
| Färsen (Kalbinnen) | 3474 | — |
| Pferde | 29378 | — |
| Schweine | 29838 | — |

II. *Im Freien lebende oder Weidethiere:*

| | | |
|---|---|---|
| Kühe und Färsen | 106039 | Stück. |
| Ochsen und Kälber | 28549 | — |
| Pferde | 17838 | — |
| Ziegen | 286539 | — |
| Böcke | 28360 | — |
| Schweine | 155873 | — |
| Schafe | 731128 | — |

---

Die *Jagd* ist in Sardinien von weniger Bedeutung als die *Fischerei*. Man jagt mehre wilde Thiere blofs um der Felle willen, nämlich den Hasen, den Fuchs, die wilde Katze und den Marder. Doch ist der Pelz des Letztern von geringem Werthe. Auf

Schwäne, Geier und Reiher wird weniger Jagd gemacht, als es diese Thiere verdienten.

Die *Fischerei* der Sarden ist entweder *Fluſs-* und *Teich-* oder *Meerfischerei*. Das Erträgniſs der Erstern, mit Ausnahme der *Bottarighe* (in Frankreich *Boutargue*, in Spanien *Botargo*, eine Art Caviar aus dem Rogen mehrer Fischgattungen besonders vom *Harder* (Mugil Cephalus)), wird auf der Insel selbst verzehrt. Die *Meerfischerei* erstreckt sich auf die *Thunfische* (Scomber Thynnus), *Sardellen* (Clupea Encrasicolus), *Sprotten* oder *Sardinen* (Cl. Sprattus) und *Korallen*.

Der *Thunfischfang* (die Tonnara) bildet sowohl für die Regierung als einzelne Gutsbesitzer eine Hauptquelle des Einkommens. Für die Einwohner im Ganzen selbst ist er, die von *St. Pietro* ausgenommen, von wenig oder gar keinem Nutzen, und wenn für die Pächter oder Unternehmer unglückliche Jahre eintreten, wie 1823, 1824 und besonders 1825, so wird in Rücksicht der groſsen Kosten dabei sogar ansehnlich verloren. Es wäre unstreitig besser für die Insel, wenn mit den auf diese Fischerei verwendeten Kapitalien Manufacturen u. dgl. angelegt würden. Ehemals gab eine einzelne Tonnara nicht selten 10000 Fische und darüber; in den letzten Jahren hat dieser Ertrag sehr abgenommen. Er war 1825 in *Porto Paglia* z. B. nicht stärker als 906 Stück, welche, zu höchstens 10 Thaler (48 Fr.) das Stück, nur 9060 Thaler oder 43488 Franken einbrachten, während sich die Kosten auf 33040 Fr. beliefen. In *Porto Scuso* war in

demselben Jahre der Ertrag 790 Stück, also höchstens 33180 Fr. an Werth; die Kosten aber betrugen an 60000 Fr., folglich wurde fast die Hälfte verloren.

Die Ursachen, warum der Thunfischfang an den Küsten Sardiniens in den letzten Jahren so beträchtlich gegen frühere Zeiten abgenommen hat, sind noch nicht erforscht. Einige suchen sie in dem seit eben dieser Zeit erweiterten Sardellen- und Sprottenfange, wodurch die Thunfische eines grofsen Theils ihrer Nahrung beraubt würden. Andere behaupten, dafs diese durch den Anblick der silberweifsen Fläche, welche ein grofses mit Sardellen angefülltes Netz darbietet, erschreckt werden. Mit mehr Wahrscheinlichkeit dürfte jene Abnahme wohl der neuerlich eingetretenen Erweiterung der Thunfischerei in Spanien und Portugall, so wie an den Küsten der Berberei, zuzuschreiben seyn. Was dafür spricht, ist unter andern der Umstand, dafs der Thunfischfang nach dem Erdbeben von 1755, welches *Lissabon* zerstörte, in *Sardinien* besonders einträglich wurde.

Die sehr einträgliche *Sardellen-* und *Sprottenfischerei* wird fast gänzlich durch Fremde, hauptsächlich *Genueser* und *Sicilier*, betrieben. Sardinien zieht davon nur einige Abgaben, welche dafür entrichtet werden müssen.

Dasselbe gilt von der *Korallenfischerei*, an welcher, aufser Genuesern und Siciliern, nur einige Einwohner der Insel *St. Pietro* Theil nehmen.

An den Küsten der Inseln *Asinara*, *Maddalena*, *St. Pietro* und *St. Antioco* fängt man auch viel *Seiden-Steckmuscheln* (Pinne-marine, Pinna nobilis). Die weichen Barthaare derselben, hier *Gnacara* genannt, werden in *Cagliari* zu Handschuhen verarbeitet.

---

Der Zustand der *Fabriken* und *Manufacturen* Sardiniens, so wie seines *Handels*, wird sich am besten aus folgender Bilanz ergeben, welche *Marmora* für das Jahr 1824 mittheilt.

| | *Einfuhr.* | *Ausfuhr.* |
|---|---|---|
| Waffen . . . . . | 5151 Fr. — C. | 160 Fr. — C. |
| Vieh (Pferde, Rinder und Schweine) . . | 2000 „ — „ | 70809 „ — „ |
| Holz- und Tischlerarbeiten | 250372 „ 98 „ | 191854 „ 65 „ |
| Strumpfwirkerwaaren . . | 125105 „ 46 „ | 363 „ 98 „ |
| Hanf- und Leinenzeug . . | 133025 „ 20 „ | 7976 „ 84 „ |
| Hüte . . . . . | 56703 „ 50 „ | 108 „ — „ |
| Baumwollenwaaren . . | 1,032693 „ 59 „ | 636 „ 25 „ |
| Decken . . . . . | 8074 „ 80 „ | — „ — „ |
| Spitzen . . . . . | 2758 „ — „ | 24 „ — „ |
| Specerei- und Droguerie-Waaren . . . . | 660236 „ 22 „ | 53198 „ 85 „ |
| Wässer, Essenzen, Liqueurs, Weine etc. . . | 58737 „ 97 „ | 906871 „ 79 „ |

| | *Einfuhr.* | *Ausfuhr.* |
|---|---|---|
| Getraide, Mehl, Hülsenfrüchte etc. . . . | 160514 Fr. 42 C. | 272825 Fr. 19 C. |
| Wollenzeuge etc. . . . | 627782 „ 76 „ | 50081 „ 91 „ |
| Vermischte Gegenstände . | 323569 „ 13 „ | 134472 „ 90 „ |
| Kramwaaren, Quincaillerie etc. . . . . | 203338 „ 61 „ | 498 „ — „ |
| Eisen, Blei, Zinn etc. . . | 329342 „ 48 „ | 32360 „ 3 „ |
| Gold, Silber, Edelsteine, Schmuck etc. . . . | 23,885 „ 48 „ | 1190 „ — „ |
| Papier und Bücher . . . | 113586 „ 66 „ | 54218 „ 45 „ |
| Posamentierwaaren . . . | 20598 „ 39 „ | 9968 „ — „ |
| Häute (rohe, gegerbte und verarbeitete) . . | 266217 „ 20 „ | 437514 „ 85 „ |
| Fische, (frische, getrocknete, eingesalzene etc.) | 81352 „ 50 „ | 700000 „ — „ |
| Salz . . . . . | — — „ — „ | 150000 „ — „ |
| Seide und Seidenwaaren . | 108699 „ 85 „ | 956 „ 40 „ |
| Zuckerwerk, eingemachte und grüne Früchte etc. | 23039 „ 57 „ | 2351 „ 94 „ |
| Tabak . . . . . | — — „ — „ | 50000 „ — „ |
| Leinwand, Lein und Hanf | 215460 „ — „ | 162 „ — „ |
| Fleisch, Wildpret, Geflügel, Käse etc. . . | 16839 „ 54 „ | 1,258574 „ 84 „ |
| Zusammen | 4,849111 Fr. 3 C. | 4,287177 Fr. 87 C. |

Die *Zölle* davon betrugen 997232 Fr. 61 C.

Zur Beförderung des innern Handels werden in Zukunft gute *Strafsen* beitragen, an denen es bisher in Sardinien fehlte, deren Herstellung sich aber die jetzige Regierung sehr angelegen seyn läfst. Schon seit dem November 1822 ist mit der Erbauung einer grofsen Kunststrafse, die von *Cagliari* in Süden bis *Porto - Torres* in Norden, die ganze Insel durchschneiden und sich auch mit den seitwärts gelegenen Hauptplätzen in Verbindung setzen soll, der Anfang gemacht worden. Bis 1825 waren davon bereits 120000 Metres fertig, also mehr als die Hälfte der ganzen Chaussee, deren Länge 234000 M. betragen wird. Da der Bau dieser Strafse den Aufenthalt mehrer Ingenieurs hier nothwendig gemacht hat, so ist dieser Umstand von der Regierung zur Errichtung zweier *mathematischer Elementar - Schulen*, eine für das südliche, die andere für das nördliche Cap benützt worden. Es werden hier an 30 junge Sarden in der Zeichenkunst, Geometrie, Baukunst und andern Zweigen der angewandten Mathematik unterrichtet.

Das *Postwesen* hat bisher der Regierung mehr gekostet als eingetragen. Es steht unter zwei *General - Post - Direktoren*, zu Cagliari und Sassari. Briefe und Packete nach dem Festlande gehen nur alle 14 Tage, oder nur 26 Mal im Jahre ab; ihre Ankunft erfolgt nur 24 Mal im Jahre. Sie allein sind es, welche Postgeld bezahlen. Briefe im Innern werden unentgeldlich befördert. Das aus Genua ankommende Postschiff landet in *Porto - Torres*, von wo die Briefe durch die *Einunddrei-*

*ſsiger* zu Lande we'ter befördert werden. Diese Briefträger sind von Frohndiensten befreite Landleute, welche nach der Zahl der Monatstage die Nummern 1 bis 31 führen. Derjenige, welcher die Nummer des Tages hat, an welchem das Postschiff anlangt, mufs sich sogleich mit dem Postpacket auf den Weg machen. Die Zahl der 1825 durch die verschiedenen Postämter der Insel beförderten Briefe und Packete belief sich auf 364588.

---

Wir geben am Schlusse dieses Aufsatzes noch eine kurze Übersicht der in Sardinien gebräuchlichen *Gewichte*, *Maſse* und *Münzen*.

I. *Gewichte.*

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Die Unze | 0,03387 | Kilogr. | = | 1 | Loth | 3,7 | Qu. | Wien. Gew. |
| Das Pfund (12 Unzen) | 0,40650 | „ | = | 23 | „ | 0,8 | „ | „ „ |
| Der Centner (100 ℔) | 40,65000 | „ | = | 72 | Pf. | 16 | L. | „ „ „ |
| Der Cagliari-sche Centner (104 ℔) | 42,27600 | „ | = | 72 | „ | 12 | „ | 3,2 „ „ |

II. *Maſse.*

1) *Längenmaſse.*

| | | | | Wiener Mafs. | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Die Palma | 0,2625 | Mètres | = | — | Fufs | 9 | Zoll | 11,56 Lin. |
| Die Canna (10 Palm.) | 2,6250 | „ | = | 8 | „ | 3 | „ | 7,6 „ |

| | | Wiener Mafs. |
|---|---|---|
| Das Trabucco (12 Palmen) . | 3,1500 Mètres | = 9 Fufs 11 Zoll 6,16 Lin. |
| Das piemontesische Trabucco (11¼ Palmen) . . . | 3,0825 „ | = 9 „ 9 „ — „ |

2) *Feldmafse.*

| | | Wiener Mafs. |
|---|---|---|
| Das Imbuto . | 0,02491 Hectares | = 24,924 □ Fufs. |
| Die Sassarische Corbula . . | 0,09966 „ | = 2 □ Kl. 27,696 „ „ |
| Das Sassarische Starello (8 Imbuti) . . . | 0,19933 „ | = 5 „ „ 19,392 „ „ |
| Das Cagliarische Starello . . | 0,39867 „ | = 11 „ „ 2,784 „ „ |
| Das Tausend Weinstöcke (ins Gevierte) | 0,17248 „ | = 4 „ „ 28,575 „ „ |
| Das Tausend Ölbäume | 11,05562 „ | = 307 „ „ 9,678 „ „ |

3) *Flüssigkeitsmafse.*

| | | |
|---|---|---|
| Das Quartuccio . . | 0,35 Litres | = 1 Seidel (Wiener) |
| Die Quartana (12 Quartucc.) . . . | 4,20 „ | = 3 Mafs „ |
| Die Pinte . . . | 1,00 „ | = — „ 2,82 „ |
| Die Quartiera (5 Pinten) | 5,00 „ | = 3 „ 2,1 „ |

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Die Tonne (Wein) (500 Pinten) | 500,00 | Litres | = 8 Eim. | 32 M. | 2 S. | (Wiener) | |
| Das Mafs (Öl in Alghero) . | 9,60 | „ | = — „ | 6 „ | 3,14 | „ | |
| Das Barile (Öl) | 33,60 | „ | = — „ | 23 „ | 3 | „ | |

### 4) *Getraidemaße.*

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Das Imbúto . . | 3,075 | Litres | = 0,05 | Nied. | Östr. | Metz. |
| Die Corbula . . | 12,300 | „ | = 0,20 | „ | „ | „ |
| Das Sassarische Starello . . . | 24,600 | „ | = 0,40 | „ | „ | „ |
| Das Cagliarische Starello . . | 49,200 | „ | = 0,80 | „ | „ | „ |
| Die Rasiera . | 172,200 | „ | = 2,80 | „ | „ | „ |

## III. *Münzen.*

### 1) *Goldmünzen.*

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Der Carlino | 26 | sard. | Lire | 5 | Soldi *) | = 19 fl. | 24½ | kr. | C. M. |
| Der halbe Carlino | 13 | „ | „ | 2 | „ 6 Dan. | = 9 „ | 42¼ | „ | „ |
| Die Doppietta | 5 | „ | „ | 5 | „ — „ | = 3 „ | 53 | „ | „ |

*) Die *sardische Lira* ist eine bloße Rechnungsmünze und gilt 1 Fr. 92 Cent. Sie wird in 4 *Reali*, und der Reale in 5 *Soldi* eingetheilt.

### 2) *Silbermünzen.*

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Der Scudo (Thaler) | 2 | s. L. | 10 | S. | — | dan. | = | 1 | fl. | 51 | kr. C. M. |
| Der halbe Scudo | 1 | „ | „ | 5 | „ | — | „ | = | — | „ | 55½ „ „ |
| Der Viertel-Scudo | — | „ | „ | 12 | „ | 6 | „ | = | — | „ | 27¾ „ „ |

### 3) *Scheidemünzen.*

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Der Reale (Silber und Kupfer) . | — | „ | „ | 5 | „ | — | „ | = | — | „ | 11¹⁄₁₀ „ „ |
| Der halbe Reale . | — | „ | „ | 2 | „ | 6 | „ | = | — | „ | 5¹¹⁄₂₀ „ „ |
| Der Soldo (Kupfer) | — | „ | „ | 1 | „ | — | „ | = | — | „ | 2⅖ „ „ |
| Der halbe Soldo | — | „ | „ | — | „ | 6 | „ | = | — | „ | 1¹⁄₁₀ „ „ |
| Der Cagliarese . | — | „ | „ | — | „ | 2 | „ | = | — | „ | ¹¹⁄₃₀ „ „ |

### 5) *Papiergeld.*

Scheine zu 5, 10, und 20 Scudi.

## IV.

# Der Vulkan Pele oder Kirauea auf der Insel Owheihi. *)

Die *Sandwichs-Inseln* sind erst seit dem Jahre 1778 bekannt und in der Geschichte der Erdkunde und Seereisen durch den schauderhaften Tod merkwürdig geworden, welchen

*) *Ellis Narrative of a Tour through Hawaii or Owhyhee.* London, 1826; ein teutscher Auszug davon in *Bran's Ethnographischem Archiv.* XXXIV. Band, II. Heft, S. 311 — 354; eben so in der Zeitschrift *Hertha,* VI. Bd. 2tes Heft, 2te Abtheilung, S. 116 u. ff. — *Lord Byron, Voyage of H. M. S Blonde to the Sandwich Islands,* in the years 1824 — 1825. London, 1826, S. 175 — 191 (aus welchem Werke das zu diesem Aufsatze gehörige Kupfer entlehnt ist); — *v. Frorieps Notizen aus*

ihr Entdecker, der berühmte Weltumsegler *Cook* auf *Owheihi*, der gröfsten Insel der ganzen Gruppe, fand. Sie liegen im Grofsen Weltmeer unter 18° 50′ bis 22° 20′ nördlicher Breite und 154° 53′ bis 160° 15′ westlicher Länge von Greenwich. Die gröfste derselben, *Owheihi*, (oder wie sie Ellis schreibt, *Hawaii*, indem *O* blofs das Geschlechtswort seyn soll) hat einen Flächenraum von 160 geographischen Geviertmeilen. Sämmtliche Inseln, zehn an der Zahl, wovon aber nur acht bewohnt sind, sind vulkanischen Ursprungs, und der 16 bis 18000 Fufs hohe *Mouna Roa* auf Owheihi hat unstreitig dieser ganzen Insel, als er sich aus der

---

*dem Gebiete der Natur- und Heilkunde*, Nr. 9 des XVII. Bandes, (oder Nr. 361, Mai 1827): *Über den Vulkan Kirauea auf der Insel Owheihi* (nicht *Oahu*, wie dort steht; dieses ist eine andere Insel), *einer der Sandwichsinseln*. Die Redaction der Notizen giebt die englische Zeitschrift nicht an, aus der sie diesen Aufsatz entlehnt hat. Es soll der Bericht des Missionärs Charles *Stewart* seyn, welcher den Lord *Byron* bei der Ersteigung des *Pele* begleitete. In Byrons Reise selbst geschieht dieses Missionärs keine Erwähnung. Da jedoch seine Beschreibung weit mehr ins Einzelne geht als die in der Reise S. 175 — 191 befindliche Erzählung, so haben wir sie bei dem vorliegenden Aufsatze zum Grunde gelegt und fügen blofs aus *Ellis* und *Byron* Einiges zur nöthigen Ergänzung bei.

D. H.

Meerestiefe empochob, ihr Daseyn gegeben. Diefs beweisen die vulkanischen Gebirgsarten, aus welchen sie zusammengesetzt ist. Eben diefs gilt von den übrigen Sandwichs-Inseln. Die Einwohnerzahl beläuft sich gegenwärtig, nach *Ellis*, auf 130000 bis 150000, wovon 85000 auf Owheihi kommen.

Die Einwohner waren bis zum Jahre 1819, wie alle Wilden der australischen Inseln, Götzendiener, und *Cook* wurde bei seinem ersten Erscheinen auf der Insel Owheihi, als der wiedergekommene Gott *Rono* (oder Orono) verehrt, der in der fabelhaften Periode ihrer Geschichte König über die Insel gewesen, und, nachdem er im Zorne sein Weib ermordet hatte, nach Tahiti ausgewandert und von seinem Volke unter die Götter versetzt worden war. Als daher *Cook* mit mehren Einwohnern wegen der Gefangennehmung des Königs, den er bis zur Rückgabe des entwendeten Bootes als Geifsel behalten wollte, in Streit gerieth und in Folge desselben ums Leben kam, wurde er nicht, wie man bisher fälschlich geglaubt hat, von den Einwohnern verzehrt, sondern man trennte, wie diefs mit den Leichnamen der Häuptlinge zu geschehen pflegte, das Fleisch sorgfältig von den Knochen und verbrannte dasselbe auf einem Opferaltar, der noch jetzt in der Nähe von *Kaavaroa*, dem Orte, wo Cook umgebracht wurde, zu sehen und noch mit Asche bedeckt ist. Die Gebeine wurden nach einem auf der entgegengesetzten Seite der Insel gelegenen und dem Gotte *Rono* geweihten Heiau gebracht und daselbst als heilige Überreste verehrt. Sie befanden sich

in einem kleinen Korbe mit rothen Federn bedeckt (welche noch jetzt als die höchste Zierde angesehen werden), und wurden alljährlich von den Priestern in einem feierlichen Umgange nach einigen andern Heiaus, rund um die Insel herumgetragen, wobei die üblichen Opfergaben für den Gott Rono eingesammelt wurden. Wo sie sich jetzt, seit der 1819 erfolgten Abschaffung des Götzendienstes, befinden mögen, konnten die Missionäre aller Nachforschung ungeachtet, nicht erfahren. Wahrscheinlich sind sie von einigen Priestern oder Anhängern des Rono-Dienstes auf die Seite gebracht worden, um zu seiner Zeit, wenn es ihnen gelingen sollte das Christenthum zu verdrängen, wieder ans Tageslicht zu kommen.

Wir wenden uns jetzt zum Hauptgegenstande dieses Aufsatzes, zur Beschreibung des Vulkans *Pele* (sprich *Pili*) oder, wie er auch heißt, *Kirauea*, welcher, wie wir weiter unten sehen werden, in der Göttergeschichte der Sandwichs-Inseln eine nicht unbedeutende Rolle spielt. *Ellis*, ein englischer Missionär, der früher auf den *Gesellschafts-Inseln* mehre Jahre gelebt hatte, besuchte den bis dahin in Europa unbekannten Pele zu Ende des Monats Juli 1823, Lord *Byron*, englischer Seekapitän und Befehlshaber des Schiffes *Blonde*, auf dem die Leichname des im Sommer 1824 in *London* verstorbenen Herrscherpaares der Sandwichs-Inseln, des Königs *Riorio* (bei Otto v. Kotzebue *Liolio*) oder *Tameahmeah* II. und seiner Gemahlinn

in ihre Heimath gebracht worden waren, unternahm die Ersteigung des Vulkanes zu Ende des Juni 1825.

*Ellis* trat seine Reise von dem Küstenorte *Tairitii* am 28. Juli Vormittags an. Der Weg führte über ein Bett von alter Lava, welche schon bedeutend verwittert und meistens mit einer dünnen Lage von Erde, hier und da mit kleinem Gestrüpp oder Grasbüscheln bedeckt war. Nach einer (engl.) Meile erreichte man einen neuen Lavastrom und kam längs desselben zu einem steilen, etwa 300 Fuſs hohen Abhang von Lava, von dessen Gipfel man eine herrliche Aussicht hatte. Ungeachtet den ganzen Tag über kein Fluſs angetroffen wurde, so lieſs sich doch aus der überall sehr üppigen Vegetation schlieſsen, daſs es hier nicht an Regen und Thau gemangelt habe. Gegen Mittag kam die Reisegesellschaft in ein kleines Dorf, dessen gutmüthige Bewohner einige schöne Wassermelonen brachten. Die Gegend war weiterhin immer noch theilweise angebaut und von zahlreichen, obwohl zerstreut lebenden, Einwohnern bevölkert. Auf mehren Feldern wurde *Berg-Taro* gebaut. Dieses Wurzelgewächs, eine Abart des Taro der Niederungen (Arum esculentum), scheint ausschlieſslich in vielen Gegenden von Owheihi gezogen zu werden. Es wächst in einem dürren, sandigen Boden, in welchen die Füſse der Reisenden bei jedem Schritte einige Zoll tief einsanken. Die Wurzeln sind von länglich-schiefer Gestalt, gewöhnlich 10 bis 12 Zoll lang und 4 bis 6 Zoll dick. Selten finden sich mehr als zwei oder drei Blätter von hellgrüner Farbe an einer Wurzel. Das Innere der Wurzeln

ist braun oder röthlich, und, obwohl nicht so gut als das Taro der Niederungen, doch sehr schmackhaft und eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel in denjenigen Theilen der Insel, deren Boden leicht und nur mit wenigem Wasser versehen ist.

Gegen Abend erreichte *Ellis* ein kleines Dorf, mit Anpflanzungen umgeben und anmuthig an der Seite eines weiten Thales gelegen, welches sich von den Bergen bis zu der südlichen Küste der Insel hinzieht. Man übernachtete bei dem Vorsteher desselben und erhielt am andern Morgen Leute zur Fortschaffung des Gepäckes. Der Weg ging jetzt landeinwärts, durch eine fruchtbare Ebene, die mit einem dünnen, aber sehr üppigen Erdreich bedeckt und mit Buschwerk bewachsen war. Nur an einigen Stellen sah man kleine Steine oder Lavastücke. Die Bewohner dieser Gegend lebten nicht, wie an der Küste, in Dörfern oder Städten beisammen, sondern waren über die ganze Oberfläche des Landes zerstreut, indem dasselbe aus einer Menge einzelner Meiereien von verschiedenem Umfange zu bestehen schien. Die dazu gehörigen Gebäude standen meistens von einander abgesondert, oder in kleinen Haufen zu höchstens vieren oder fünfen beisammen.

Als die Reisegesellschaft nach etwa sechs oder sieben Meilen sich auf einem Steinhaufen niedersetzte, welcher am Wege lag, versammelten sich um sie an 60 bis 70 Einwohner, welche eine sehr buntscheckige Gruppe bildeten. Die meisten Kinder waren nackt; Männer und Weiber trugen größtentheils nur den

*Maro*, einen schmalen Gürtel um die Lenden. Viele hatten ein kleines in ein Stück Holz eingefafstes Guckglas, nebst andern Zierathen, z. B. kleine hölzerne Tabakspfeifen mit metallenen Spitzen, welche auf der Brust an einem Streifen von Tuch oder inländischem Zeuge herabhingen. Die Mehrzahl dieser Leute hatte noch nie zuvor eine so zahlreiche Gesellschaft von Ausländern gesehen und ihre Neugierde war daher so grofs, dafs sie ihre Feld- oder Gartenarbeiten verliefsen und mit ihren Geräthschaften in der Hand, von Schweifs und Staub bedeckt, herbeieilten. Eben so ging es weiterhin. Das Gewühl ward oft so dicht, dafs die Reisenden nur mit Mühe vorwärts kommen konnten. Knaben und Mädchen tanzten und hallohten neben ihnen her und eine grofse Menge begleitete den Zug, sie gelegentlich bei der Hand ergreifend oder einen Zipfel ihrer Kleider anfassend. Sie waren besonders sehr erstaunt darüber, dafs die Missionäre sie in ihrer eigenen Sprache anredeten.

Als endlich der Zug dem Vulkane näher kam und *Ellis* seine Führer und die Träger des Gepäckes mit seinem Vorhaben bekannt machte, denselben zu ersteigen, machten diese grofse Einwendungen dagegen, indem sie sagten, dafs man dadurch die *Pele* oder die *Mahoarii*, die Göttinnen des Vulkans, beleidigen und diese auf irgend eine schreckliche Weise sich rächen und Alle unglücklich machen würden. Ob ihnen nun gleich die Missionäre versicherten, dafs von diesen Götzen, die gar nicht vorhanden seien, nichts zu befürchten wäre: so blieben sie doch bei

ihrer Meinung und der Führer erklärte, dafs er nur bis *Kapapala*, dem letzten, etwa noch 20 Meilen vom Vulkan entfernten Dorfe, wo man Halt machen wollte, mitgehen, dann nach der Küste hinabsteigen und die Reisenden daselbst erwarten würde.

Diese setzten nun ihren Weg allein fort. Während der letzten Zeit hatten sie in beträchtlicher Entfernung eine Menge Rauchsäulen aufsteigen sehen, und unter diesen eine sehr grofse und beständige, welche der Wind nur wenig bewegen zu können schien. Diese letztere kam, wie sie nun erfuhren, aus dem grofsen Krater des Kirauea; die kleinen dagegen, die in verschiedenen Pausen nach einander emporstiegen, aus tiefen Klüften in der Erde und bestanden in einem heifsen schwefelartigen Dampfe. Als man um 7 Uhr Abends das Dorf Kapapala erreichte, stand das Thermometer zwar auf 70° F. (= 17° R.), aber die bald von den Bergen herabwehende Luft war so scharf, dafs man, obgleich in einem tropischen Klima und mitten im Sommer, ein in der Mitte der Flur in einer Vertiefung angezündetes Feuer sehr behaglich fand.

Nur wenige Weiber auf Owheihi sind ohne irgend ein Schoofsthier; gewöhnlich ist es ein Hund; hier aber war es ein den zwei Schwestern des Hauswirths zugehöriges — Schwein, etwa 1½ Jahr alt und 3 bis 4 Fufs lang. Ein anderes dergleichen wurde nebst einem Gericht Taro als Mahlzeit aufgetragen.

Am andern Morgen ging es weiter bergaufwärts. Um sich den Stellen zu nähern, wo man Tags vorher den Rauch hatte

aufsteigen sehen, mufste man eine Menge tiefer Spalten und Klüfte von zwei Zoll bis sechs Fufs breit, passiren. Dieser ganze Boden war offenbar vor nicht gar langer Zeit durch ein heftiges Erdbeben umgerüttelt worden, und man erblickte, als man jenen Stellen näher kam, eine Art von Thal oder Schlucht von etwa ½ Meile im Durchmesser, welche durch das Einsinken der Oberfläche der alten Lava bis auf eine Tiefe von etwa 50 Fufs gebildet worden war. Die Rinde war nach allen Richtungen von Spalten durchschnitten und in der Mitte sah man zwei grofse Klüfte von verschiedener Gestalt und Breite sich von den Bergen nach der See hin erstrecken, so weit als nur das Auge reichte. Aus diesen weiten Klüften stiegen die vorher erwähnten Rauchsäulen empor.

Beim Hinabsteigen in dieses Thal klang der Boden hohl und an einigen Stellen krachte er unter den Füfsen. Nach der Mitte zu war es so heifs, dafs man nicht über eine Minute lang an demselben Orte stehen bleiben konnte. Als sich die Reisenden einer der Öffnungen näherten, aus welchen der Rauch aufstieg, blieb der Führer, den sie in dem letzten Nachtlager erhalten hatten, stehen und suchte sie von dem Vorhaben, weiter zu gehen, abzubringen, indem er versicherte, dafs man die Göttin *Pele* beleidigen würde. Sie erlaubten ihm also, sich nach dem Gebüsch am Ende des Thales zurückzuziehen und ihre Rückkunft daselbst zu erwarten. Nur bei drei oder vier Spalten sah man einen Grund. Die Tiefe schien 50 bis 60 Fufs zu betragen und der Boden bestand aus einzelnen Felsenstücken und grofsen Stei-

nen, die von der Spitze oder den Seiten der Kluft hinabgestürzt waren. Die meisten derselben schienen glühend zu seyn und man glaubte selbst Flammen zu sehen; jedoch war der Rauch meistens so dick und die Hitze so grofs, dafs man nicht lange hineinsehen und nichts deutlich erkennen konnte. Die Füfse, Hände und Gesichter der Reisenden waren fast versengt. Das Thermometer, welches in eine der kleinen Spalten gesteckt wurde und auf 84° F. gestanden hatte, stieg augenblicklich auf 118° (= 38¾ R.) und würde unstreitig noch höher gestiegen seyn, wofern man es länger hätte hineinhalten können.

Nachdem die Missionäre der Mitte des Thales entlang, fast eine Meile gegangen waren, kamen sie zu einem Orte, wo die Kluft an dem obern Ende nur drei Fufs, am entgegengesetzten aber viel mehr Breite und etwa 40 Fufs Länge hatte, und von welcher Stelle aus neuerdings eine grofse Menge Lava weithin nach allen Seiten in halbflüssigen Stücken ausgeworfen worden war. Dafs dieser Ausbruch erst vor wenigen Tagen Statt gefunden haben konnte, ergab sich aus dem Aussehen des Grases, der Bäume und Gesträuche, über welche die Lava ihren Weg genommen hatte, und bei welchen hier und da die eine Seite noch ganz frisch und grün, die andere dagegen zu Kohlen verbrannt war. Die neue Lava war sehr verschieden von der Lava des alten Bettes, aus dem das ganze Thal bestand. Sie hatte eine pechschwarze Farbe, einen buntschillernden Glanz und war bröck-

lich und löcherig, während die alte Lava grau oder röthlich und sehr compact und fest war.

Die Reisenden sammelten soviel Stücke Lava, als sie bequem fortbringen konnten, und kehrten dann zum Führer zurück. Da derselbe in *Kapapala* ansäfsig war, so fragten sie ihn aus, um etwas über die Geschichte der Naturerscheinung zu erfahren, die sie so eben besichtigt hatten. Der Führer sagte, die erwähnten zwei grofsen Klüfte hätten sich vor elf Monaten aufgethan; weiter sei aber nichts geschehen, bis vor etwa zwei Monaten in Kapapala ein leichtes Erdbeben verspürt ward. Als er darauf das nächste Mal hierher gekommen sei, habe er den Boden eingesunken und die Höhlung gebildet gefunden.

Aus dem verwitterten Ansehen dieser Lavagegend im Allgemeinen und der sie bedeckenden fufshohen Schicht Dammerde liefs sich schliefsen, dafs vor dem letzten, so eben erwähnten Ausbruch, die Gegend lange Zeit, vielleicht mehre Menschenalter hindurch, keine Umwälzung erlitten haben mochte.

Auf dem Rückwege nach Kapapala kamen die Reisenden durch eine Menge Felder von Berg-Taro, welcher hier häufiger als die süfse Kartoffel angebaut zu werden schien. Am Ende eines dieser Tarofelder setzten sie sich unter einem Haufen schöner Bäume nieder; es war diefs der Erythrina corallodendrum. Bei den Eingebornen heifst er *Wiriwiri*. Die Äste werden häufig zu Zäunen gebraucht, weil sie sehr leicht Wurzel fassen, und

das Holz, welches leichter als jedes der andern dortigen Bäume ist, zu Bretern oder Planken für die Canots.

Verschiedene Hügel, an denen der Weg vorbei führte, gaben durch die breite Grundfläche und den unregelmäfsigen Gipfel zu erkennen, dafs sie ursprünglich Krater gewesen seien. Sie mufsten aber sehr alt seyn, da sie mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen waren. Aus ihnen war die Lava geströmt, über welche man jetzt gehen mufste. In der Nähe sah man mehre Rauchsäulen aus neuerdings entstandenen Spalten aufsteigen.

Bald darauf schlossen sich unsere Engländer an eine Reisegesellschaft von Eingebornen an, welche aus vier Männern und einer Frau bestanden und nach einem Orte in der Landschaft *Puna* sich begeben wollten, wohin der Weg ebenfalls zu dem grofsen Vulkan *Pele* führte.

Nach einiger Zeit kam man zu einem Orte, *Kapuohi* (der Feuerherd) genannt, woselbst bei dem Eingange einer Höhle Halt gemacht wurde, welche durch eine dicke Kruste alter Lava gewölbt war und zwei oder drei Familien zur Wohnung diente. Das Innere war ziemlich dunkel, da kein Licht weiter als durch den Eingang hineinfiel; allein die Bewohner dieses traurigen Schlupfwinkels schienen vergnügt und zufrieden zu seyn, und dünkten sich vielleicht besonders begünstigt durch Pele, die ihnen einen beständigen Wohnort verschafft hatte, welcher ihnen weder Arbeit noch sonst etwas kostete. Die Reisenden erhielten von ihnen einige Tarowurzeln und einen Trunk treffliches

Wasser, und setzten dann ihren Weg durch eine überaus schöne Gegend etwa 4 Meilen weit, bis nach *Keapuana* fort, einer weiten aus Lava gebildeten Höhle oder Grotte, die häufig von müden oder von der Nacht überraschten Wanderern als Obdach benützt wird. Auch die Missionäre und ihre Führer beschlossen hier zu übernachten. Der Himmel war die Nacht über heiter, ausgenommen im östlichen Horizont, wo einige glänzende Wolken aufstiegen und langsam am dunkeln Gewölbe hinzogen. In Nordosten sah man eine breite Feuersäule sich zu einer beträchtlichen Höhe in die Luft erheben und unmittelbar über ihr einige hellglänzende, unten mit schönem Roth strahlende Wolken. Diese Feuersäule kam aus dem grofsen Krater des *Kiraeua*, der mit seinen Flammen die ihn umgebende Atmosphäre erleuchtete und einen herrlichen Anblick darbot, indem aus Osten her eine Wolke nach der andern über ihn hinwegzog und auf die angegebene Weise glänzend bestrahlt wurde.

Am andern Morgen, den 1. August, erhob sich die Reisegesellschaft bei Tagesanbruch. Der Weg führte mehre Meilen lang durch eine höchst fruchtbare, auch durch Vögelgesang angenehm belebte Gegend, mit Buschwerk und oft 3 bis 5 Fufs hohem Grase und Farrenkraut bedeckt, auf welchem ein so starker Thau lag, dafs die Füfse der Wanderer so durchnäfst wurden, als hätten sie einen Flufs durchwatet. Alle gingen, bei der scharf wehenden Morgenluft, so rasch, selbst die Eingebornen mit schweren Lasten auf dem Rücken, dafs sie beinahe 4

Meilen in der Stunde zurücklegten. Bald kam man an ein kleines Gehölz, woselbst alle Spuren eines Weges völlig verschwanden. Man ging eine Zeit lang auf gut Glück vorwärts, bis man durch eine tiefe Kluft aufgehalten wurde, über welche zu kommen kein Mittel vorhanden war. Hier rannten die Eingebornen in jeder Richtung, wie Hunde, die die Fährte verloren haben, hin und her, um Spuren von Fufstritten aufzufinden, und nach Verlauf einer halben Stunde hatten sie wirklich einen Weg entdeckt, welcher in südlicher Richtung durch einen Umweg über die Kluft führte. An dieser Stelle fand sich eine grofse Höhle, auf deren Gewölbe sich die Eingebornen niedersetzten und ihr Zuckerrohr, dergleichen sie auf ihren Reisen gewöhnlich bei sich führen, zu kauen begannen, während die Engländer in die Höhle stiegen, in der Hoffnung, darin frisches Wasser zu finden, welches aus den Spalten des Gewölbes in darunter gesetzte Calebassen zu tröpfeln pflegt. Leider aber fanden sie die Letztern völlig leer, indem wahrscheinlich kurz vorher einige andere durstige Reisende hier gewesen waren.

Als man aus dem Gehölze herauskam, gelangte man in eine Ebene von trockenem Sande, etwa 4 Meilen im Durchschnitt, durch welche der Weg äufserst beschwerlich war, da die Füfse bei jedem Schritte bis an die Knöchel einsanken. Der Sand hatte eine dunkle olivenartige Farbe, flog leicht an den Magnet an und war ohne Zweifel vulkanischen Ursprungs; ob aber in seiner jetzigen Gestalt von benachbarten Kratern ausgeworfen

oder durch die Verwitterung kleiner Lavastücke entstanden, konnte nicht ausgemittelt werden.

Der Weg weiter bergaufwärts ward immer beschwerlicher. Die Sonne schien jetzt sehr heifs und die von der glasartigen Oberfläche der einzelnen Lavastücke zurückgeworfenen Sonnenstrahlen blendeten und schmerzten die Augen sehr, zumal da der Passatwind heftig entgegenwehte und beständig feinen Sand in die Augen trieb. Auch ward dieser Theil des Weges durch die Unebenheiten des Bodens noch um Vieles unbequemer, welcher Letztere überdiefs an vielen Stellen so schlüpfrig und glatt wie Eis war, so dafs man, um nicht zu fallen, die gröfste Sorgfalt anwenden und häufig einen Umweg machen mufste, um die Erhöhungen oder Blöcke von Lava zu umgehen, über welche dagegen die Eingebornen, trotz ihrer Lasten auf dem Rücken, wie die Gemsen sprangen.

Nach einiger Zeit gelangte man zu einer Anzahl niedriger Sträucher, mit Büscheln von schönen rothen und gelben Beeren, von der Gröfse und Gestalt einer grofsen Johannisbeere. Die Stängel, auf welchen die Letztern wuchsen, waren meist niedrig und selten zwei Fufs hoch, die Zweige dünn und glatt, die Blätter gezackt und in eine Spitze auslaufend, die Blume einblättrig und die ganze Pflanze gehörte zur Klasse *Decandria* und zur Ordnung *Monogynia*. Die Eingebornen nannten sie *Ohelo*. Die Beeren sehen für Hungrige und Durstige sehr anlockend aus und unsere Missionäre pflückten alle, deren sie hab-

haft werden konnten. Sie sind sehr saftig, aber etwas geschmacklos. Sobald die Eingebornen gewahr wurden, dafs die Fremden jene Beeren afsen, schrieen sie laut auf und baten sie, aufzuhören, indem sie jetzt in dem Gebiet der Göttinn *Pele* wären, der diese Beeren angehörten, und welche man erst durch Opferung einiger um Erlaubnifs bitten müfste, die übrigen essen zu dürfen. Da diese Warnung nichts fruchtete, so gingen sie stillschweigend weiter. Als sie später, nach der Ankunft an dem Rande des grofsen Kraters, selbst einige Beeren pflückten, warfen sie vorher einige in den Abgrund, mit den Worten: »*Pele*, hier sind deine Ohelos; einige opfere ich dir, die andern esse ich selbst.«

Endlich um 2 Uhr Nachmittags war der Krater des *Kirauea* erstiegen.

Wir folgen von jetzt an dem Berichte des Missionärs *Stewart*, welcher diesen Vulkan zwei Jahr später, nämlich, wie schon oben bemerkt, im Gefolge des Lord *Byron*, im Juni 1825 erstieg.

»Je näher wir kamen« — erzählt er — »desto dichter schien die Rauchsäule zu werden, so dafs wir um so gespannter darauf wurden, den Krater zu erblicken. Wir beschleunigten unsere Schritte, ohne der brennenden Mittagssonne und unserer durch einen Marsch von schon 36 engl. Meilen verursachten Müdigkeit zu achten. Einige Minuten vor 12 Uhr sahen wir uns plötzlich am Rande eines 150 bis 200 Fufs hohen jähen Ab-

hanges, der mit Strauchwerk und Bäumen bedeckt war. Diesen stiegen wir auf einem fast senkrechten Pfade hinab und gingen dann queer über eine 12 Meilen breite Ebene, die blofs vor uns nicht mit hohen Wänden umgeben war, und sahen uns dann zum zweiten Male am Rande eines 400 Fufs hohen Abhanges, der gleichfalls mit Bäumen und Sträuchen bewachsen war. Auch dieser zog sich zur Linken und Rechten bogenförmig herum und schlofs eine halbkreisförmige Ebene von etwa ¼ Meile Breite ein. Gleich hinter dieser lag der furchtbare Abgrund, den wir suchten, dem Dampf und Rauchmassen entstiegen und in welchem die sich bekämpfenden Elemente mit fürchterlichem Geräusche tobten. Einen Augenblick beschauten wir aus dieser Entfernung die Scene, dann kletterten wir hinab und eilten über die Ebene bis an den Rand des Kraters.

Es giebt Scenen, die keine Beschreibung, keine Abbildung vergegenwärtigen, von deren wahrem Eindruck nur der Augenzeuge einen Begriff haben kann. Eine solche lag jetzt vor unsern Blicken da, und um sie ohne eigenthümliche und tiefe Bewegung betrachten zu können, hätte man mit den furchtbarsten Naturerscheinungen ganz vertraut seyn müssen. An einem Abgrunde von 1500 Fufs *) Tiefe stehend, blickten wir in einen

*) Nach den Messungen des Lieutenants *Malden* (s. Lord Byron's Voyage etc. S. 184, in der Anmerkung), betrug die Tiefe 1332 Fufs.

D. H.

gräulichen Schlund von nicht weniger als 8 Meilen Umfang *), der so jähe abfiel, dafs uns anscheinend ein Sprung in seine äufserste Tiefe getragen haben würde. Schon diese ungeheure Gröfse des Schlundes zwang uns fast unwillkürlich, die Augen vor der Schreckensscene zu verschliefsen. Aufserdem aber drangen noch aus dem Abgrunde so unerhörte und furchtbare Töne, ein Brausen und Sausen, ein Ächzen und Stöhnen herauf, dafs es mir Anfangs eben so zu Muthe war, wie einem meiner Begleiter, der, als er den Rand des Abgrundes erreicht hatte, zurückprallte und ausrief: »Nennt mich eine Memme, ich kann nicht wieder da hinunter sehen.« Wir waren den Nachmittag über hinlänglich damit beschäftigt, die Scene zu beschauen. Einige von unserer Gesellschaft untersuchten zwar die Ebene, auf der wir uns befanden, etwas genauer, und Andere wagten sich sogar eine Strecke in den Krater hinein; allein die Meisten verschoben alle weitere Untersuchung bis auf den nächsten Morgen.

Aus dem bisher Erzählten ergiebt sich schon, dafs dieser Vulkan sich in einer Hinsicht von den meisten bekannten andern unterscheidet, indem der Krater nicht die abgestutzte Spitze eines Berges, die man nach allen Richtungen hin weit sehen kann, sondern ein ungeheurer Schlund auf einem Plateau (einer Berg-

*) Hiermit stimmt *Malden* überein. S. ebendaselbst.

D. H.

platte) ist, das sich am Fuſse *) des Berges *Mouna Roa* befindet. Man nähert sich ferner diesem Krater nicht, indem man einen Kegel ersteigt, sondern indem man zwei groſse Terrassen hinabsteigt, und er ist nach keiner Richtung in einer gröſsern Entfernung als ½ Meile sichtbar, was offenbar den Eindruck verstärkt, den sein erster Anblick macht. Vor Zeiten hatte wahrscheinlich der Vulkan einen Kegel, und dieser ist später zusammengestürzt. Hiervon zeugen die Abhänge, welche wir hinabsteigen muſsten, und die um den Krater Kreise von 15 bis 20 Meilen bilden. Sie sind offenbar durch das Einsinken eines Berges entstanden, welcher durch das darunter brennende Feuer ausgehöhlt worden war. Die Hälfte seiner gegenwärtigen Tiefe hat der Krater auf dieselbe Art vor nicht gar langer Zeit gewonnen. Denn etwa in der Mitte der Höhe läuft ringsherum, wenigstens so weit wir den Krater untersucht haben, ein Gesims oder ein Vorsprung von Lava, der an manchen Stellen viele Ruthen, an andern nur wenige Fuſs breit ist. Bis zu dieser Art von Gallerie oder Mauerband kann man an zwei bis drei Stellen hinabsteigen und auf derselben so weit hingehen, als der sich an der Südseite verhaltende Rauch es gestattet. Dieser Absatz be-

*) Richtiger wohl: am Abhange, denn *Malden* schätzt die Meereshöhe des Pele-Kraters auf wenigstens 3000 engl. Fuſs.

D. H.

weist unwiderleglich, dafs hier einst die Oberfläche der kochenden Masse war, welche jetzt den Boden des kochenden Kraters füllt. Später mufs der alte Boden auf viele Hundert Fufs tief zusammengesunken seyn.

In der Tiefe des Schlundes bemerkt man 50 bis 60 kleinere kegelförmige Krater, von denen manche unablässig in Bewegung sind. *) Die Gipfel und Wände von zweien bis dreien sind mit Schwefel von verschiedenen grünen und gelben Farbentönen bedeckt. Mit Ausnahme dieser trägt das Band und Alles, was unter demselben liegt, die Farbe des Todes. Die Felsen über dem Lavaband, welche den äufsern Rand des Kraters bilden, sind an der nördlichen und westlichen Seite vollkommen senkrecht und von rother Farbe; sie zeigen überall Spuren, dafs sie früher einer gewaltigen Gluth ausgesetzt gewesen. Die auf der östlichen Seite sind weniger steil und bestehen aus geschlossenen

*) *Ellis* zählte 51 solcher Kegel; aus 22 derselben stiegen beständig Rauchsäulen oder Flammen empor, und einige spieen zugleich Ströme von Lava aus. In Byrons Voyage, (S. 184 und 185) werden 50 Kegel angegeben, von denen wenigstens die *Hälfte* in Thätigkeit waren. Mehre davon hatten eine ansehnliche Gröfse. Es wird indefs sehr richtig bemerkt, dafs die Zahl und Gestalt dieser Kegel sich von Zeit zu Zeit ändern möge; dafs alte einstürzen und neue entstehen.

D. H.

schöngelben Schwefelbänken. Die südliche Wand deckt ein dichter Rauch, welcher diesen Theil des Kraters anfüllt und sich weit über den benachbarten Horizont verbreitet.

So wie sich die Dunkelheit der Nacht einstellte, erhielt die Scene neues Interesse. Ein Feuer nach dem andern, welches wegen der Helle des Tages unsichtbar gewesen war, fing an zu flimmern, und als es dunkler wurde, zeigten sich deren so viele, dafs man in eine beleuchtete Stadt zu sehen glaubte. Zwei bis drei von den kleinern kegelförmigen Kratern, die der Nordseite, wo wir uns befanden, zunächst waren, brannten unausgesetzt und warfen unter stetem Krachen Steine, Asche und Lava aus, während die Flammen hoch herausfuhren und die Wände des Hauptkraters, so wie die Rauchmassen, beleuchteten, auch dann und wann eine vorübergehende Wolke herrlich färbten. Am thätigsten schien jedoch der Vulkan am südlichen und westlichen Ende zu seyn, wo sich ein höchst mannichfaltiges Feuerwerk zeigte, welches an Pracht und Gröfse alle künstlichen weit hinter sich liefs. Zwischen den Kratern fuhren in Schlangenlinien prächtige Feuerströme hin und her, und an der einen Seite bemerkte man ein Feuermeer, dessen Oberfläche beständig funkelte und flammte, und sich in dem Zustande eines furchtbaren Siedens und Aufwallens befand.

Jeden Augenblick entfuhr uns ein Ausruf der Bewunderung und des Staunens, und so ermüdet wir auch waren, so kam doch beinahe die Mitternacht heran, ehe wir uns schlafen leg-

ten, und häufig richteten wir uns während der Nacht auf, um die Feuerscene noch ein Mal zu betrachten.

Den 29. Juni machte sich der gröfste Theil der Gesellschaft auf den Weg, um in den Krater hinabzusteigen. Eine der wenigen Stellen, wo diefs möglich ist, war nur wenige Schritte von unserer Hütte. Die ersten 400 Fufs bergab war der Pfad steil und wegen der Lockerheit und Zerbrechlichkeit des Gesteins gefährlich. Bei geringer Berührung löste sich mancher Stein ab und sauste hinunter, wodurch die tiefer befindlichen Personen in grofse Gefahr geriethen. Der übrige Weg bis zum Lavabande bot weniger Schwierigkeit dar; denn der nicht sehr steile Pfad lenkte hier in einen alten Lavastrom ein, der über ¼ Meile westlich von der Stelle, wo wir anfingen hinabzusteigen, auf den früher beschriebenen Absatz stiefs. Ehe alle Nachzügler zu uns gestofsen, hatten sich einige Reisegesellschafter mit den Führern bereits so weit entfernt, dafs wir sie nicht mehr einholen konnten und den übrigen Theil des Morgens getrennt blieben. Ich befand mich beim Nachtrab. Wir hatten uns mit langen Stangen versehen, um jeden Fleck, wo wir hintraten, erst untersuchen zu können, und fanden, als wir den Absatz erreichten, sogleich, dafs dieses nicht überflüssig gewesen war.

Dieser Absatz besteht ganz aus Schlacken und Lava, die meist zu Asche gebrannt und überall spaltig und klüftig sind. Aus vielen dieser Spalten erheben sich Dünste und Rauch, aus andern siedend heifse Dämpfe. Im Allgemeinen zeigt die Ober-

fläche eine schwarze, glänzende Rinde, auf welcher die ungemein mannichfaltigen, gewundenen und damastartigen, Figuren der Lava noch ganz so vorhanden sind, wie bei der ursprünglichen Erstarrung derselben. Zugleich war diese Kruste so spröde, dafs sie unter unsern Füfsen wie Eis zersprang, während das dumpfe Dröhnen unserer Tritte die geringe Dicke der ganzen Masse erkennen liefs. An manchen Stellen brachen, wenn wir unsere Stöcke mit Kraft dagegen stiefsen, ganze Stücke aus und liefsen uns in scheinbar bodenlose Klüfte blicken, die uns jedoch wegen ihrer geringen Breite nicht gefährlich dünkten. Die Breite dieses Lavabandes nimmt dadurch fortwährend ab, dafs vom Rande grofse Massen in den Krater hinabstürzen und wahrscheinlich wird bei einem künftigen Hauptausbruch des Kraters der ganze Kranz zusammenbrechen.

Die Schwefelwände auf der östlichen Seite im Rücken lassend, wanderten wir unter den nördlichen den westlichen Felsen zu, die immer steiler wurden, bis sie sich endlich als eine kahle senkrechte Mauer von 800 bis 1000 Fufs Höhe erhoben, auf deren Oberfläche ungeheure Felsen und Steine überhingen, die bei der geringsten Erschütterung herabzufallen drohten. An vielen Stellen drang aus dieser Wand ein weifser geringelter Dampf und an zwei bis drei andern waren Ströme von lehmfarbiger Lava, die fast von oben bis zum Boden reichten und anscheinend noch nicht alt waren, in Form kleiner Wasserfälle erstarrt. Bei jedem Schritt zog etwas Neues unsere Aufmerksam-

keit an sich und indem wir häufig still standen, um nicht ohne Grausen hinauf oder hinab zu blicken, oder die Temperatur eines Rauchstromes auszumitteln, oder irgend ein Cabinetsstück mitzunehmen, brachten wir über zwei Stunden zu, um eben so viele Meilen zurückzulegen.

Wir kamen nun an eine Stelle an der westlichen Seite, wo das Lavaband viele Hundert Fuſs breit wurde und sich an der dem Krater zunächst liegenden Seite, nicht senkrecht, wie an den meisten andern Stellen, sondern mit einem gewaltigen Haufen von Lava-Trümmern und Blöcken endigte, die locker auf einander gethürmt waren, wie sie gerade das Beben des Berges herabgeschüttelt hatte, so daſs eine gänzliche Masse von Trümmern bis auf den Boden des Kraters hinabreichte. Hier war, nach der Angabe der mit vorausgegangenen Führer, das Hinabsteigen in den Krater am ersten möglich; allein da es uns an einem Wegweiser fehlte, so waren wir unschlüssig, was zu thun sei, als wir ganz unerwartet unsere vorausgegangenen Begleiter wieder heraufkommen sahen. Sie riethen uns dringend ab, weiter zu gehen; allein Lord *Byron* lieſs sich, obgleich sich die Führer umzukehren weigerten, dadurch nicht abschrecken und nach 20 Minuten, während deren wir äuſserst vorsichtig im Zickzack hinabgeklettert waren, und jeden Stein erst behutsam geprüft hatten, ehe wir uns ihm anvertrauten, sahen wir uns auf dem Boden des Kraters ohne weitern Unfall, als daſs wir uns die Hände an den scharfen Lavawänden wund geritzt hatten. Wir trafen unten

einen von der entgegengesetzten Seite kommenden Insulaner, der sich durch das Versprechen einer guten Belohnung bewegen liefs, mit uns zu gehen.

Es ist schwer zu sagen, ob Staunen oder Schrecken in uns vorherrschten, als wir an diesen Ort des Grausens gelangt waren. Als ich an der ungeheuern Wand hinaufsah, welche sich rings um uns gen Himmel thürmte, fühlte ich eine unbeschreibliche lästige Beengung. War es nun die Einbildungskraft, die hier einwirkte, oder thaten die senkrechten Sonnenstrahlen in Verbindung mit der geschwefelten Luft des Vulkans das Ihrige: kurz ich fühlte eine solche Beängstigung und athmete so schwer, dafs ich mit wahrer Sehnsucht nach unserer Hütte hinüberblickte, welche sich auf der entgegengesetzten Felsenwand wie ein Vogelnest ausnahm. Diese beklommene Stimmung war jedoch bald vorüber und wir gingen nun wieder mit grofsem Eifer ans Werk. Um von dem allgemeinen Ansehen des Kraterbodens eine Vorstellung zu erhalten, denke man sich, das Eis auf einem zugefrornen See werde durch einen heftigen Sturm gebrochen und friere plötzlich wieder zusammen, während noch grofse Eismassen durch die Bewegung der Wellen gegen einander treiben. Eben so rauh und zerrissen war die schwarze Masse unter unsern Füfsen, nur hundert Mal gräfslicher. Aus unzähligen Spalten, Klüften und Löchern erhoben sich Schwefeldämpfe, Wasserdünste und Rauch, die so heifs waren, dafs sich daraus auf die bedeutende Nähe des Feuers schliefsen liefs.

Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir durch einen 30 Fuſs breiten und anscheinend unergründlich tiefen Spalt aufgehalten wurden. Entweder muſsten wir umkehren, oder ihn so weit verfolgen, bis er so schmal geworden, daſs wir darüber hinwegschreiten konnten. Wir wählten das Letztere, stieſsen aber bald auf ein eben so unübersteigliches Hinderniſs, nämlich eine Rauchschwade, welche so viel unathmenbares Gas enthielt, daſs man nicht durchgehen konnte. Während wir unschlüssig waren, was zu thun sei, bemerkten wir, daſs der Rauchstrom von Zeit zu Zeit durch einen Wirbelwind nach einer andern Richtung weggeführt wurde. Wir nahmen also eine solche Gelegenheit wahr, hielten den Athem an und liefen so schnell, als es wegen der gefährlichen Beschaffenheit des Bodens möglich war, queer durch die gewöhnliche Bahn der Schwade. Jenseits angelangt, bemerkten wir, daſs wir auch von dem frühern Hinderniſs, der Kluft, befreit waren, indem diese plötzlich eine ganz andere Richtung annahm, als die, welche wir zu verfolgen gedachten.

Wir befanden uns jetzt nicht mehr fern von einem der gröſsten feuerspeienden Kegel, die wir während der Nacht beobachtet hatten, und beeilten uns, denselben näher zu untersuchen. Als wir seinen Fuſs erreicht hatten, schätzten wir den Kegel auf 150 Fuſs hoch. Es war ein gewaltiger unregelmäſsig gestalteter, umgekehrter Lavatrichter, mit Klüften und Mündungen bedeckt, aus welchen mit betäubendem Krachen Dampfmassen hervorsprudelten, während aus seinem weitgähnenden Rachen

blasse Flammen, Asche, Steine und Lava herausführen. Lord *Byron* stieg mit seinem Diener einige Fuſs hinan, fand aber die Hitze so groſs, daſs er kaum Zeit hatte, ein Paar Stücke brennendheiſser Lava mit dem Stocke loszustoſsen.

Das Staunen, in welches uns diese Scene versetzte, fesselte uns so, daſs wir ganz der Gefahr vergaſsen, welcher wir uns bei längerm Verweilen an diesem Orte aussetzten, indem eine Drehung des Windes uns eine jener erstickenden Schwaden zuführen konnte, welche der Krater aller Orten aushauchte, bis Dr. *Davis* uns nicht nur als Freunde, sondern auch kraft seines Berufes als Arzt im entschiedensten Tone warnte und zur Rückkehr auffoderte. So gern wir noch einen, nur wenige Hundert Schritte entfernten und mit einer schönen Schwefelkruste bedeckten Krater untersucht hätten, so gaben wir doch des Doctors Gründen nach und eilten so schnell als möglich zurück. Das Hinaufklettern bis zum Lavaband fanden wir eben so schwierig wie früher das Herabsteigen; doch gelangten wir alle wohlbehalten um zwei Uhr Nachmittags wieder bei unserer Hütte an.

Hier hatten wir bald Ursache, uns Glück zu wünschen, einer augenscheinlichen Todesgefahr entgangen zu seyn. Denn als wir uns umsahen, bemerkten wir, daſs sich der ganze Abgrund mit dickem Schwefelrauch füllte und nach weniger als einer halben Stunde war kein Gegenstand darin mehr zu unterscheiden. Selbst an unserm Aufenthaltsorte wurde die Luft so erstickend, daſs wir uns auf eine schleunige Rückkehr gefaſst

machten. So blieb es den gröfsern Theil des Nachmittags und es trat sowohl in als aufser dem Krater eine vollkommene Windstille ein. Auch das Toben liefs nach, so dafs der Vulkan selbst von seiner Arbeit auszuruhen schien.

Gegen Abend trieb jedoch ein frischer Wind den Rauch nach Süden und Alles kam weiter in das alte Gleis. Zu unserm grofsen Bedauern fanden wir jedoch, dafs wir schon am nächsten Morgen unsere Rückreise würden antreten müssen, weil unsere Lebensmittel zu Ende gingen. Wir hätten mit unvermindertem Interesse eine Woche lang hier zubringen können, und wären, wenigstens gern noch einen Tag geblieben, um die Schwefelbänke an der östlichen Wand zu besuchen, an denen es viele schöne Krystallisationen giebt. Aber es war nicht möglich.

Die prächtige Illumination des vorigen Abends stellte sich bei Einbruch der Nacht wieder ein, und nachdem wir sie ein paar Stunden lang mit neuem Entzücken betrachtet, suchten wir uns durch Schlaf von den Anstrengungen des Tages zu erholen. Aber bald wurden wir durch das wieder anfangende Brüllen und Toben des Vulkans geweckt. Die verschiedenen Geräusche waren unglaublich verworren. Zu dem, was wir schon früher gehört hatten, kam noch ein gleichsam zorniges Murmeln und Rollen aus der innersten Tiefe des Abgrundes, wozu sich noch zuweilen ein Ton gesellte, welcher die verzweifeltsten Anstrengungen einer sich zu befreien strebenden Riesenkraft zu bezeichnen schien. Diese Töne waren übrigens nicht an eine bestimmte

Stelle gebunden, sondern rollten von einem Ende des Kraters bis zum andern. Bald schienen sie gerade unter uns zu seyn und dann fühlten wir ein Beben des Bodens; bald sausten sie mit unberechenbarer Geschwindigkeit nach der entgegengesetzten Seite des Kraters. Die ganze Luft schien an dem Aufruhr Theil zu nehmen und selbst diejenigen von uns, welche am festesten schliefen, wurden vollkommen munter. Mit jedem Augenblicke wurde der Tumult stärker und Lord *Byron* rief aus: Wir werden gewifs einen Ausbruch erleben; solcher Kraft kann nichts widerstehen! Kaum hatte er diefs gesagt, so erhob sich eine dichte Rauchsäule aus dem Krater, der unterirdische Kampf legte sich und nun schlugen die Flammen aus einem grofsen Kegel, in dessen Nähe wir uns am Morgen befunden hatten und der lange geruht zu haben schien. Rothglühende Steine, Schlacken und Asche wurden gleichfalls mit ungeheurer Gewalt ausgeworfen, und bald darauf kochte die geschmolzene Lava über und flofs in zwei sich schlängelnden und prächtig glänzenden Strömen an der Wand des Kegels hinab.

An einer entfernten Stelle entstand gleichfalls ein Feuersee, der wenigstens *zwei Meilen* im Umfang hatte und ein furchtbar erhabenes Schauspiel darbot. Seine Oberfläche war so bewegt, wie die des Oceans. Eine Woge folgte der andern und zuweilen schlugen die von entgegengesetzten Seiten kommenden mit solcher Kraft zusammen, dafs der feurige Schaum 50 Fufs hoch spritzte. «

Der gräfsliche Charakter dieser ganzen Gegend pafst sehr gut zu dem Glauben der Eingebornen, dafs hier böse Gottheiten wohnen, und es ist sehr erklärlich, wie ein unwissendes und abergläubisches Volk die vermeintlichen Urheber einer so verheerenden Naturerscheinung durch Sühnopfer zu beschwichtigen suchte. Die Eingebornen, welche den Missionär *Ellis* begleiteten, erzählten fast die ganze Nacht hindurch von der Göttinn *Pele* und den übrigen Gottheiten des Vulkans, für deren Hauptsitz sie den *Kirauea* ansehen. Die kegelförmigen Krater nannten sie die Häuser der Götter, woselbst sie sich durch Spiel und Tanz ergetzten; das unterirdische Tosen und das Prasseln des Feuers war die Musik dabei, und die Feuerwogen selbst die Brandung, in der sie zu ihrem Vergnügen herumschwämmen. Denn das Schwimmen im Meere, bei stürmischem Wetter und heftiger Brandung, ist auf den Sandwichs- und andern Inseln des grofsen Weltmeeres ein Lieblingsvergnügen der Inselbewohner. *Ellis* fragte seine Begleiter, ob sie ihm nichts von der Geschichte des Vulkans mittheilen könnten, und aus ihren so wie aus Anderer Berichten erfuhr er, dafs dieser Vulkan seit undenklichen Zeiten gebrannt und unter der Regierung eines jeden Königs oder Fürsten Verheerungen angerichtet habe. In frühern Zeiten besonders hätte er öfters seine Ufer überstiegen und die umliegende Gegend überschwemmt; seit einer Reihe von Jahren aber sei er unter das Niveau der ihn umgebenden Ebene gesunken, dabei aber beständig an Umfang und Tiefe gewachsen, und habe dann und wann

mit einer starken Explosion grofse Felsen oder glühende Steine ausgeworfen. Ein jeder seiner Ausbrüche sei mit heftigen Erdbeben, lauten Donnerschlägen und schnell auf einander folgenden Blitzen begleitet gewesen.

Was Lord *Byron* über die Geschichte des Vulkans erfahren konnte, bestand in folgendem Mährchen. Als das erste Menschenpaar, mit Thieren und Früchten zu ihrem Unterhalte versehen, auf der Insel Owheihi anlangten, begegneten sie den Feuergöttern und machten sich dieselben durch einige Opfer, welche sie ihnen von den Lebensmitteln darbrachten, geneigt. Die Götter zogen sich in ihre Wohnungen, nach dem Vulkan, zurück und erschienen seitdem nur, wenn sie böse Menschen zu bestrafen oder die Verletzung ihres Heiligthums zu rächen hatten. Daher wurden seitdem keine Ohelo-Beeren vom Kirauea gegessen, ohne vorher den Gottheiten einige geopfert zu haben; auch ehe man Sandelholz fällte oder Farrenkrautwurzeln ausgrub, opferte man der Göttin *Pele* einige Haarlocken oder noch werthvollere Dinge, z. B. Hunde und Schweine. Dieser Götzendienst hat jetzt aufgehört. Die Hütte — heifst es bei Lord *Byron* (Voyage, S. 186 u. ff.) — in welcher wir die Nacht zubrachten, ist Zeuginn einer der gröfsten Beweise menschlicher Geistesgröfse gewesen, welche jemals gegeben worden seyn mögen, und die Heldinn war ein *Weib*, ja sogar eine sogenannte *Wilde*.

*Kapiolani*, die Gattinn *Nahi's*, eines der Oberhäupter der Insel vom höchsten Range, hatte in den letzten Jahren den christlichen Glauben angenommen. Voll Begierde, denselben weiter auszubreiten und ihre Landsleute von der Verehrung der falschen Götter zurückzubringen, beschlofs sie den Kirauea zu erklimmen, in den Krater hinabzuklettern, und so ihre Begleiter zu überzeugen, dafs die angeblichen Götter des Vulkans, welchen sie jetzt in ihrer innersten Wohnung Trotz bot, nur Geschöpfe der Einbildungskraft seien. Sie führte diesen Entschlufs, von einem Missionär, einem Theil ihrer Familie und einer Anzahl anderer ihr angehörigen und unterwürfigen Personen begleitet, muthig aus. Schon am Rande des ersten Abhanges, welcher die versunkene Ebene einfafst, kehrten mehre von der Begleitung furchtsam zurück. Beim zweiten angelangt drangen die Übrigen ernstlich in sie, von dem gefährlichen Unternehmen abzustehen und ihre Verachtung der mächtigen Feuergötter nicht so an den Tag zu legen. *Kapiolani* ging vorwärts und liefs am Rande des Kraters die Hütte errichten, in welcher nachher Lord *Byron* mit seinen Gefährten übernachtete. Hier wurde sie, wie man sich leicht denken kann, abermals mit Bitten und Flehen bestürmt, doch umzukehren und durch diese Entweihungen des Götterhauses nicht sich und alle ihre Begleiter ins Verderben zu stürzen. Ihre Antwort war grofs: »Ich will in den Krater hinabsteigen;« — sagte sie, — »kehre ich nicht zurück, dann mögt ihr fortfahren, die *Pele* zu verehren; komme ich

aber unversehrt wieder, dann sollt ihr nur den Gott anbeten, welcher den Vulkan *Pele* geschaffen hat.« Sie klimmte nun wirklich, blofs vom Missionär und einigen Wenigen, die Liebe und Pflicht an sie banden, begleitet, den steilen Abhang hinunter, fuhr, als sie am Boden angelangt war, mit einem langen Stabe in die flüssige Lava hinein und durchwühlte die heifse Asche. Der Zauber war nunmehr vernichtet. Alle hatten mit Schrecken den Augenblick erwartet, wo die beleidigte Göttinn, mit Feuer und Schwefeldampf bewaffnet, hervorbrechen und die Frevlerinn vernichten würde, aber die Heldinn blieb unversehrt. Man erkannte nunmehr in tiefer Ehrfurcht die Gröfse des wahren Gottes an und die Opfer, welche der Pele-Göttinn dargebracht wurden, haben seitdem, wenn auch nicht gänzlich aufgehört, doch sich sehr vermindert.

V.

# Beitrag zur Kenntnifs des Birmanischen Reichs.

Wir entlehnen die nachfolgenden Bemerkungen über den südlichen Theil des in der neuesten Zeit durch seinen Krieg mit Groſsbritannien merkwürdig gewordenen Birmanischen Reichs aus dem vor Kurzem zu *London* erschienenen Werke: *Travels from India to England;* comprehending a Visit to the *Burman Empire,* and a Journey through *Persia, Asia Minor, European Turkey* etc. in the years 1825—1826 etc. By I. E. *Alexander*, Esq. Lieut. etc. Der Verfasser verliefs Madras am 16. Okt. 1825, um mit vier Compagnien des 45sten Infanterie - Regiments und hundert Mann Madras - Truppen am Bord des der Ostindischen Compagnie gehörigen Transportschif-

fes *Graf Kellie* nach dem Kriegsschauplatze abzugehen. Nach einer Fahrt von fünf Wochen, von welchen ein Theil auf den im Busen von *Martaban* liegenden *Andamanischen Inseln* zugebracht wurde, erreichte man den Ausfluſs des *Rangun* (Rangoon), eine der vielen Mündungen des gewaltigen *Irawaddy*-Stromes, und nachdem man noch 24 Meilen weiter hinaufwärts gesegelt war, den Hafen der *Stadt Rangun.*

Obwohl *Rangun**) der vornehmste Hafen und Seehandelsplatz des Birmanischen Reiches ist, so fällt es doch gar nicht besonders in die Augen. Die hölzernen Gebäude, welche sich längs dem Ufer hin erstrecken, sehen aus wie alte Scheuern. Hinter ihnen erblickt man das zur Befestigung dienende Pfahlwerk (*Stockade*), welches aus grofsen, bis 15 Fufs hohen, starken Pfählen von Bauholz besteht. Blofs im Hintergrunde gewährt der über alle andere hinausragende, trompetenförmige Thurm der grofsen Pagode *Schueh Dagun* (Shoé Dagoon) einen imposanten Anblick, besonders wenn das reichvergoldete Dach im Glanze der Abendsonne wiederstrahlt. Der Fluſs war voll Transport-Fahrzeuge und beherbergte aufserdem noch sechs englische Kriegsfahrzeuge. Die kleinen Kähne der Eingebornen

---

*) Die Birmanen sagen *Yangun*, indem sie das *R* nicht aussprechen können.

*Anmk. des Verf.*

fuhren mit Windesschnelle zwischen denselben durch und gaben so dem Hafen ein Ansehen von Lebhaftigkeit, welches gegen die traurige und düstere Stadt seltsam abstach. Der Flufs *Rangun* ist hier etwa eine halbe Meile breit. Der *Dalla*, oder die westliche Seite, ist eine ebene Fläche mit einigen zerstreuten Baumgruppen und verfallnen Pagoden.

*Alexander* nahm seine Wohnung in Gesellschaft des Major *Home* in einem vergoldeten und mit hohen Pagoden umgebenen Tempel. Rings um denselben befand sich eine Brustwehr, welche von zwei langen Zwölfpfündern vertheidigt wurde. Von der Anhöhe, auf welcher dieser Tempel stand, überschaute man eine weite Strecke Landes, die mit Sumpfgebüsch (Jungle) und Pfützen bedeckt war.

Der vornehmste Theil der Stadt liegt innerhalb der Verpfählung (Stockade), welche sich eine Meile weit am Ufer hin ausdehnt. Die Strafsen sind weit und machen rechte Winkel. Nur zwei Häuser, worunter das Zollgebäude, sind von Ziegeln erbaut. Die Wohnungen des gemeinen Volks bestehen aus in die Erde getriebenen Pfosten, auf welchen in einer Höhe von 2 oder 3 Fufs ein Bambus-Geflecht ruht, das den Fufsboden des Hauses bildet. Das Dach besteht aus Palmblättern oder langem Gras, welches durch Bambusstreifen befestigt wird. Die Häuser der Priester (*Yahans* oder *Rahans*) sind grofs und von Teakholz gebaut, haben tüchtige Ziegeldächer, oft zwei oder drei über einander, und der Fufsboden steht gemeiniglich 8 bis

12 Fuſs über dem Grunde. Viele sind mit Schnitzwerk verziert. Die bloſs vom Pöbel bewohnte Vorstadt *Tackally* hat mehr Einwohner als die Stadt selbst.

Die Einwohner sind groſse und starke Leute, besonders die Männer, und auch sonst wohl gebildet, bis auf die gröſstentheils platte Nase. Beide Geschlechter haben eine kupferichte Farbe, sind lebhaft und neugierig, rauchen beständig Cigarren, können fast alle lesen und schreiben, und sind, da ihnen eine Menge Vorurtheile abgehen, eines höhern Grades von Gesittung und Bildung fähig als viele andere Völker dieses Erdtheils. Die Weiber werden nicht, wie in Hindustan, eingesperrt; sie besorgen das Hauswesen, und weben für sich und ihre Männer Kleider, welche aus gewürfelten oder gegatterten Stoffen (Checks) bestehen, ungefähr wie die Tartans der Schotten. Auch in der Art, wie die Männer das Kleid anlegen, gleichen sie ziemlich den Bergschotten. Beide Geschlechter tragen langes Haupthaar, reiſsen sich aber die Haare an den übrigen Theilen des Körpers aus, daher man auch bei den Männern weder Knebel- noch Backenbärte erblickt. Die Kopfbedeckung der Männer ist ein rundum gewundenes buntes Tuch, das vorn in einen Knoten zusammengebunden wird. An den Füſsen tragen sie Sandalen von Leder. Die Kleidung der Frauen besteht meist aus einem engen Gewand, welches an der Brust befestigt und an den Seiten aufgeschürzt wird, so daſs beim Gehen das eine Bein stets entblöſst wird. Über dem Unterkleide wird eine Art von wei-

ſser Ärmelweste getragen, welche bis über die Hälfte herab reicht. Die Weiber scheiteln das Haar, binden es hinten in einen Knoten zusammen und durchflechten es mit Blumen. Die Wohlhabendern verbrennen ihre Todten, die Ärmern machen ein schmales drei Fuſs tiefes Grab, werfen den in eine Matte gewickelten Leichnam hinein, bedecken ihn dann mit Erde und stampfen das Ganze mit den Füſsen fest zusammen. *Alexander* sah auch in den Umgebungen der Stadt viele Leichensteine, unter welchen die Asche der *Punghis* (Poonghees) oder geringern Priester, begraben war.

Männer und Frauen haben Löcher in den Ohrläppchen, worein sie ihre Cigarren stecken. Sie färben die Zähne und die Ränder der Augenlieder mit Spieſsglanz. Mit Europäern essen und trinken sie ohne Bedenken, besonders lassen sie sich gern mit Thee und Branntwein bewirthen. Beide Geschlechter kommen von Streitigkeiten leicht zu Schlägen. Die Männer bedienen sich dabei der Fäuste, die Weiber der Pantoffeln. Die Hindus verachten sie, weil diese bei solchen Gelegenheiten sich bloſs auf Schmähungen beschränken und nicht gleich zuschlagen.

Die Birmanen glauben, daſs es den jungen Thieren sehr schädlich sei, wenn sie der Muttermilch entbehren müssen. Daher melken sie ihre Kühe niemals, welche dafür auch viel gröſser sind als die hindustanischen. Die Kinder werden zwei Jahr gestillt, und *Alexander* sah ein solches, welches, nachdem es

die Brust hatte fahren lassen, sogleich mit dem gröfsten Wohlbehagen eine Cigarre in den Mund steckte.

Die Männer sind vom Unterleibe an bis unter die Kniee dicht tättuirt. Die Zeichnungen bestehen aus Thieren, Zauberbildern u. s. w. *Alexander* sah sogar ein Weib, bei der das *Weifse im Auge* tättuirt war.

Man kaut eingelegte Theeblätter, Arecanüsse und Betelblätter. Die Abstufungen des Ranges der Personen erkennt man aus der Betelbüchse, die entweder von Gold oder Silber oder von Holz ist. Die Birmanen sind äufserst neugierig in Beziehung auf die Kleidungsstücke, welche die Europäer tragen und in ihren Augen grofsen Werth haben. Sie nähern sich ihnen mit der gröfsten Ehrerbietung und untersuchen jedes Stück, wie es gewebt und gemacht ist. Für eine alte rothe Weste oder für ein Stück feines Tuch würde ein Birmane alles Mögliche, selbst seine Frau, austauschen.

Das grofse Mifsverhältnifs der weiblichen Bevölkerung des Birmanischen Reichs zu der männlichen, welches man ohne Zweifel den vielen Kriegen zuschreiben mufs, die dieses Land verheert haben, ist die Ursache des abscheulichen Gebrauchs geworden, Weiber und Mädchen zu verkaufen. Dem Dr. *Buchanan* zu Folge sollen die Ältern eines jungen Mädchens, wenn dasselbe gefährlich krank wird, mit dem Arzte einen Vertrag schliefsen, vermöge dessen, wenn er sie herstellt, sie sein Eigenthum wird. Stirbt sie aber, so bezahlt er den Ältern

eine gewisse Summe. *Buchanan* behauptet, in dem Hause eines birmanischen Arztes zu *Meaday* eine Menge solcher Mädchen gesehen zu haben. *Alexander* versichert indefs, dafs ihm nichts dieser Art vorgekommen sei.

Die Birmanen leben bei weitem nicht so dürftig als die Einwohner Bengalens. Auf eine wahrhaft unsinnige Weise verschwenden sie beträchtliche Summen in der Erbauung von prächtigen Tempeln, worin sie ihre silbernen Götzenbilder aufstellen. In und um Rangun giebt es, nach Alexanders Versicherung, mehre Tausend kleinere Tempel dieser Art, welche die brittischen Truppen, der kleinen silbernen Götzen wegen, aufs sorgfältigste durchsuchten.

Musik und Dichtkunst sind Lieblingsunterhaltungen der Birmanen. Unter den Tonwerkzeugen bemerkt man Trommeln und eine Art Strohfiedel aus Bambusstäben von verschiedener Länge, welche mit Stäben geschlagen werden und Töne hervorbringen, wie ein Pianoforte (? ? a piano). Auf dem Wasser und bei einer mondhellen Nacht nimmt sich diese Musik recht artig aus. Beim Tanzen drehen sich die Birmanen auf einer und derselben Stelle im Kreise herum und bewegen dabei Arme und Hände sehr anmuthig.

Die Nahrung der Birmanen besteht vornehmlich aus Reis, zu welchem, wenn sie es haben können, auch Fleisch kommt, obschon sie keine Hausthiere schlachten dürfen. *Napi* (Napee), welches aus verdorbenen Sprotten und andern Fischen bereitet

wird, ist eine Lieblingsbrühe zum Reis. Sie machen auch eine Art Suppe aus den Stängeln junger Plantanen.

So lange sich *Alexander* in Ava aufhielt, kam ihm kein einziges pockennarbiges Gesicht vor; aber Blindheit ist sehr häufig.

Die Waffen der birmanischen Truppen sind Flinten (ohne Bayonette), Schwerter und Lanzen. Das Pulver haben sie in einem Horn, zuweilen auch in einem getrockneten Kürbifs oder in einem ledernen Beutel. Am besten wissen sie mit dem *Ginjal* oder Carabinerhaken (Swivel) umzugehen. Das *Dar* oder Schwert dient nicht blofs zum Fechten, sondern auch zum Behauen des Holzes beim Häuserbau und zur Bereitung der Mahlzeit. Der Griff ist so lang als die Klinge, so dafs sie es erfoderlichen Falls mit beiden Händen halten und einen tüchtigen Streich damit führen können. Bei den Befehlshabern ist die Scheide von Gold oder Silber und mit Edelsteinen besetzt. Die Lanzen sind mit Rofsschweifen geziert. Sie haben auch eine Art Wurfspiefse, welche von den Rücken der Elephanten herabgeschleudert werden. Die Cassayischen Reiter sind mit Luntenflinten, Schwertern, Lanzen und Schilden bewaffnet. Sie reiten Klepper von höchstens dreizehn Faust, welche aber einen schnellen Pafs gehen. Die Schenkel der Reiter werden von runden Stücken Leder beschützt, welche gewöhnlich reich vergoldet sind. Als diese Reiter zuerst mit der Leibgarde des brittischen

General-Gouverneurs zusammentrafen, erschraken sie gewaltig über die 14 bis 15 Faust hohen arabischen Pferde derselben.

Die Haupt-Kriegsmacht Sr. goldfüfsigen Majestät (diefs ist der Titel des Kaisers der Birmanen) besteht in seiner Marine oder seinen Kriegsbooten (*Tili's*). Jedes Dorf am Ufer des Flusses mufs eine bestimmte Zahl solcher Boote stellen, welche gemeiniglich 50 bis 60 Fufs lang sind. Sie werden durch 30 oder 40 Ruderer in Bewegung gesetzt, welche ihre Waffen neben sich liegen haben. Aufserdem tragen sie auch einige Soldaten, nebst einer auf dem Vordertheile des Bootes liegenden Kanone. Die gewöhnlichen brittischen Kriegsboote konnten nie ein birmanisches einholen; blofs den Dampfbooten gelang es, und dann sprangen die Ruderer gewöhnlich über Bord.

Offiziere von gewissem Range dürfen ihre Boote vergolden lassen und auch einen goldenen Sonnenschirm (*Ti*) tragen.

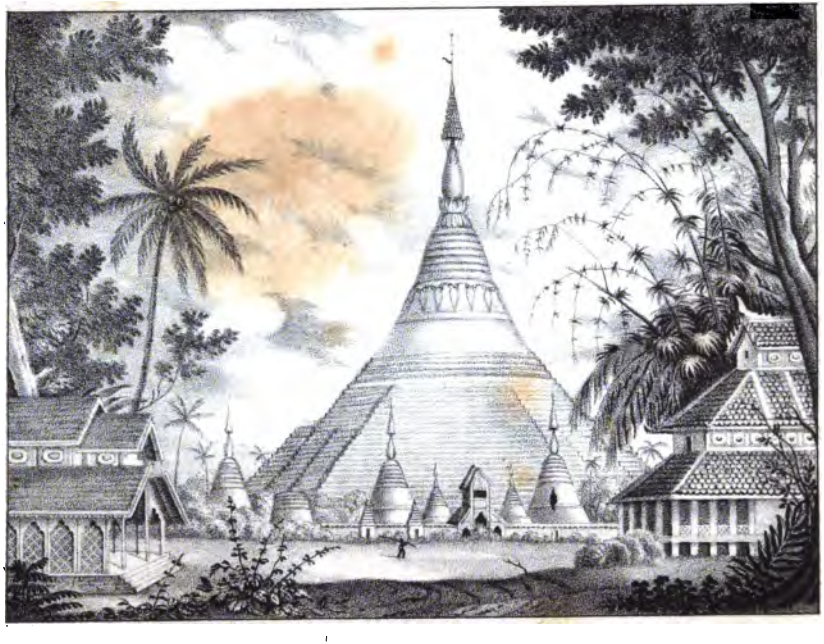
Die zum Fortschaffen der Reisenden oder Waaren dienenden Boote haben ein Dach und Auslieger (? Out-riggers), auf welchen die Mannschaft sitzt und das Schiff mit Stangen fortschiebt. Zuweilen wird es auch mit Seilen fortgezogen. Wenn der Wind von rückwärts kommt, spannt man auch wohl ein leinenes Segel auf. Die kleinern Kähne werden alle aus blofsen Baumstämmen gemacht, welche man aushöhlt.

Die Birmanen haben kein geprägtes Geld; das Tauschmittel sind ungemünzte Gold- oder Silberstücke (Bullion). Ein silberner *Tickal* oder *Dinga* ist ungefähr so schwer als eine Madra-

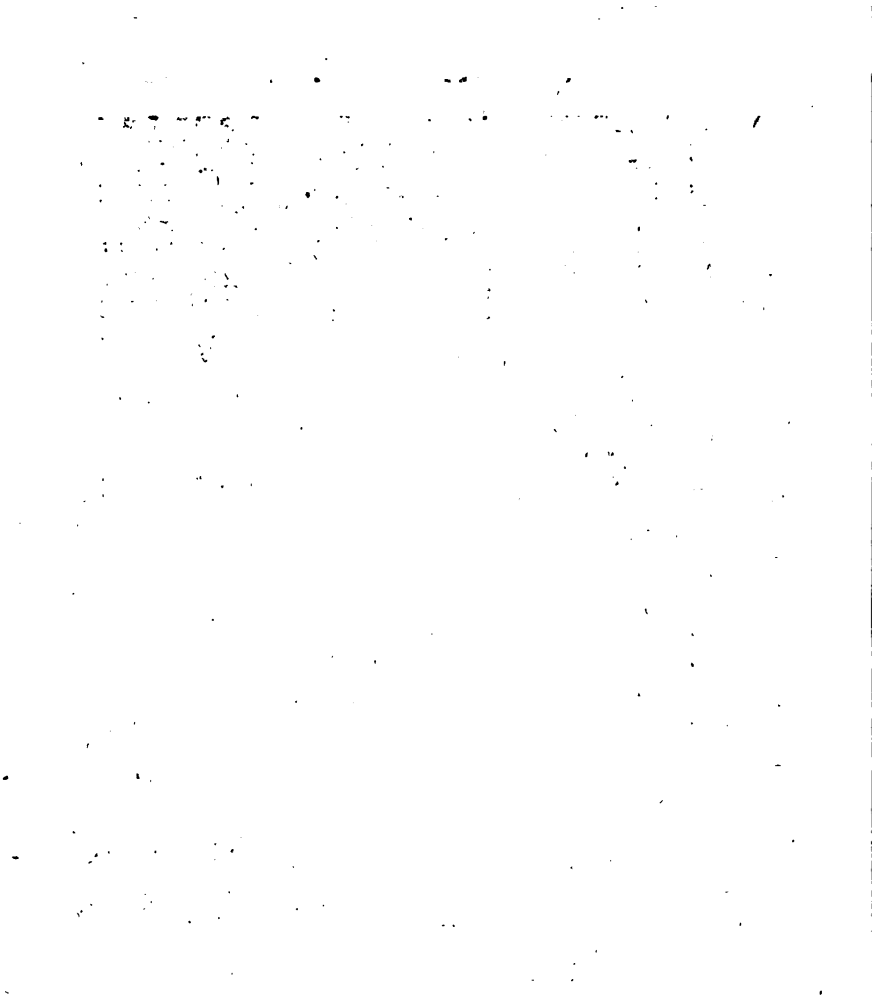
ser Rupie. Vor dem Ausbruch des letzten Krieges konnte man für einen Tickal etwa 200 Pfund Reis kaufen; während des Krieges aber und als *Alexander* in *Rangun* lag, kostete diese nämliche Menge Reis 30 Tickals. Jeder Handelsmann hat eine kleine Schachtel mit einer Wage zum Wägen der für seine Waaren erhaltenen Gold- und Silberstücke. Die Gewichte haben die Gestalt von Greifen, Kühen etc. Die geringste Geldsorte ist Blei, womit Fische, Gemüse, Tabak u. dgl. bezahlt werden.

Wenn ein Birmane eine beträchtliche Menge Gold und Silber zusammengescharrt hat, so baut er eine Pagode und stellt darin, in kleinen Behältnissen, mehre mit Silber bedeckte Götzenbilder, oder auch kleinere Figuren von Gold auf.

Die Priester (*Rahans* oder *Punghis*) haben einen glattgeschornen Kopf und tragen ein langes, gelbes, locker umgeworfenes Gewand, das bis an die Knöchel reicht. Sie bereiten sich ihre Nahrungsmittel niemals selbst, sondern leben blofs von Almosen. Jeden Morgen verlassen sie ihre *Kium's* oder gemeinschaftlichen Wohnungen und durchziehen die Strafsen mit einem hölzernen, schwarzen oder blauen Gefäfse in der Hand, welches von mildthätigen Seelen mit Reis oder andern Nahrungsmitteln gefüllt wird. Ihr Geschäft besteht in der Abwartung des Tempeldienstes, Reinigung der Bilder, Hersagung gewisser Gebete und in Vorträgen über moralische Gegenstände; auch unterrichten sie die Kinder im Lesen und Schreiben. Die ge-



DIE PAGODE SCHUEH-DAGON ZU RANGUN.



wöhnliche oder einheimische Schrift der Birmanen besteht aus kreisförmigen Buchstaben, und wird mit einem Griffel auf Palmblätter geschrieben. Aber die am meisten geschätzten heiligen Bücher bestehen aus Elfenbein-Streifen und sind in der viereckigen oder Pali-Schrift abgefafst. Sowohl die Priester als andere Personen führen eine Art Tagebücher, bestehend aus Tuchstreifen mit Lampenrufs bestrichen, worauf sie mit Stiften von Speckstein allerlei Gegenstände und Begebenheiten anmerken. Aufser den Priestern wird der Tempeldienst noch von einigen alten Jungfern mit geschornen Köpfen versehen, welche Wasser tragen u. s. w.

Ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung *Rangun's* besteht aus Chinesen oder *Foki's* (wie sie sich selbst nennen). Sie sind Kaufleute, Krämer und Handwerker und werden als die betriebsamsten Einwohner der Stadt betrachtet.

Die grofse *Praw* (Pagode) oder der goldene Tempel *Schueh Dagun* liegt zwei und eine halbe Meile hinter Rangun, auf einer Anhöhe. Das Gebäude ist am Boden achteckig, der Thurm aber an der Spitze schneckenförmig gewunden, und soll 330 Fufs hoch seyn. Die Vergoldung ist reich und prachtvoll. Auf der Spitze ist ein Schirm und über diesem eine Wetterfahne mit einer Glaskugel. Unten hangen rings um den Schirm Glocken. Das Gebäude ist durchaus massiv und hat nirgends eine Öffnung. Ringsum sind Nischen, welche vor dem Kriege mit Bildern von Marmor und Holz angefüllt waren, die aber die

brittischen Soldaten alle mit fortgenommen haben. Überhaupt gewährten die Plünderungen, welche diese Truppen an den vielen kleinen Pagoden rings um den *Schueh Dagun* verübten, einen höchst traurigen Anblick. Nur eine einzige unter Tausenden wurde durch die Anstrengungen des Dr. *Campbell* von der Madraser Artillerie gerettet.

An der südlichen Seite des Tempels steht ein schönes, vergoldetes, carmoisinrothes Gezelt (Pavilion), worin sich ein ungeheures Bild des *Gaudma* (Buddha) befindet. Ein englischer Officier konnte sein Ruhebett gerade auf die linke Hand desselben stellen. Diese Pagode mit ihren Umgebungen war damals als militärischer Posten besetzt und auf den obern Plattformen standen Kanonen und Mörser.

Die Sumpfgebüsche (Jungles) um die Stadt bestehen aus Mangifera indica, Ficus indica, verschiedenen Palmen, Euphorbien, Laurus cassia, Plantanen, Cedern, ungeheuerm Rohr u. a. m. Aufser Billionen von Muskiten sind diese Gebüsche von wilden Elephanten und ungeheuern Tiegern, so wie von wilden Schweinen, Antelopen und anderm Wildpret bewohnt. Die Tieger wagten sich nicht selten bis an die Verpfählungen von Rangun heran, um den Hunden der *Pariah's* (unter den eingebornen Truppen der Ostindischen Compagnie), aufzulauern. Auch fehlt es hier nicht an dem gewöhnlichen Sumpf- und Wassergeflügel, Schnepfen etc. etc.

Nach einigem Aufenthalte in *Rangun* begleitete *Alexander* eine nach *Prome*, weiter aufwärts am Flusse, bestimmte Truppenabtheilung. Die Flotte bestand aus 170 Fahrzeugen, welche theils Truppen, theils Munition und Lebensmittel geladen hatten. Man fuhr bei einer Fregatte von 36 Kanonen vorbei, welche noch auf dem Stapel lag und für den Imaum von *Mascat* gebaut worden war. Sie hiefs der *Bondulah* (Bundoolah), nach dem berühmten Oberbefehlshaber des birmanischen Heeres, während des damaligen Krieges.

Von Rangun 40 Meilen aufwärts kam man nach *Panlang*, welches ehedem eine ansehnliche Stadt war, jetzt aber nur noch ein aus zerstreuten Bambushütten bestehendes Dorf ist. Man baut in der Nähe desselben Indigo, Baumwolle, Tabak und Reis. Die engherzige und verächtliche Politik der birmanischen Regierung, welche nur den höhern Einwohnerklassen erlaubt, feste und dauerhafte Wohnungen zu bauen, verhindert dadurch das Emporkommen und die Wohlfahrt des Landes, welche gewifs gröfsere Fortschritte machen würde, wenn die niedern Klassen Anhänglichkeit an Grund und Boden gewönnen und nicht gezwungen würden, unaufhörlich ihre Wohnsitze zu verändern.

Die brittische Armee litt hier fürchterlich von den *Muskiten*. Schon *Symes* bemerkt in der Beschreibung seiner Reise nach Birma, dafs keine andere Gegend des Erdbodens so mit dieser Landplage heimgesucht sei, als die sumpfigen Ufer des *Irawaddy*. Ein Cavallerie-Officier versicherte unsern Verfas-

ser, dafs ihn selbst seine ledernen Beinkleider nicht vor den Stichen dieser furchtbaren Insekten zu schützen vermöchten. (?)

In *Panlang* hatte *Alexander* Gelegenheit, die Weberei der Birmanen zu beobachten. Sie ist völlig der europäischen ähnlich, nur mit dem Unterschiede, dafs anstatt der Tretschemmel zwei Stücke Blei angebracht sind, welche zwischen den Zehen gehalten werden.

Von Panlang weiter stromaufwärts erblickt man eine Menge ungeheurer Krokodile. Das Land war, so weit man sehen konnte, mit dicker hoher Waldung bedeckt.

Bei *Yan-Yan-Chinia* zeigte sich unserm Britten zuerst der Hauptstrom, der gewaltige *Irawaddy*, der hier eine Meile breit ist. Der Boden ist hier durchaus eben und steht während der Regenzeit unter Wasser. Das Flufsbett besteht aus angeschwemmten Niederschlägen, welche durch die versteinernde Eigenschaft des Wassers zu einer harten Masse werden (?). *Alexander* hatte bis hierher noch keinen einzigen Stein angetroffen, weder im Bette noch an den Ufern des Flusses. Aus dem Schlamme wird an einigen Stellen 10 bis 12 Procent Goldstaub gewaschen.

Fünf bis sechs Meilen den Hauptstrom weiter hinauf, kam man in die Nähe von *Donabew*, wo im März 1825 der englische Brigade-General *Cotton* einen Sturm auf die feindlichen Verpfählungen (Stockades) unternommen hatte, aber mit grofsem

Verlust zurückgeschlagen worden war. Der Birmanen-General *Bondulah* war bei dieser Gelegenheit geblieben.

*Alexander* sah hier einige *Carier* (*Carians*), ein aus Pegu herkommender Volksstamm; sie werden beim Ackerbau verwendet. Ihre Körperbildung weicht von der der übrigen Birmanen ab; sie sind länger und stärker, übrigens von guter Gemüthsart. Sie bewohnen die Dörfer des innern Landes und sind von dem birmanischen Gesetze der Conscription ausgenommen, dem zu Folge jeder erwachsene männliche Einwohner, sobald er aufgerufen wird, als Soldat dienen mufs. Die Kleidung der Carier ist eine Art Hemd ohne Ärmel.

*Henzada* ist eine grofse am Flusse gelegene Stadt, mit vielen Tempeln und hölzernen Brücken. Die Einwohner waren wieder heimgekehrt und hatten ihre gewöhnlichen Geschäfte wieder begonnen. Der vornehmste Beamte trug eine brittische See-Uniform, welche ihm ein Schiffscapitän geschenkt hatte. Er zeigte seine vom brittischen Befehlshaber erhaltene Bestallung vor, welche folgendermafsen lautete: »*Schoé Ma Praw*, die vornehmste Magistratsperson von *Henzada*, hat das Wasser der Treue gegen die brittische Flagge getrunken, und trägt von heute an das Messer in seinem Gürtel. Am 4. Septbr. 1825.«

Reis war hier in Fülle vorhanden und folglich wohlfeil; 36 *Sirs* (etwa 72 Pfund) kosteten ein *Dinga*; ein Ochs sechs Rupien.

*Alexander* besuchte mehre Priester und wurde höflich aufgenommen. Sie betrachteten ihn aufmerksam und besonders gefiel ihnen das Tartankleid, welches er trug. Es gelang ihm jedoch nicht, einige von ihren heiligen Büchern einzutauschen.

Die (eingebornen) Bootsknechte spielten zuweilen mit Karten ein Spiel, welches dem englischen Luh glich. Als die brittischen Soldaten bei diesen Bootsknechten die Entdeckung machten, dafs sie Gold- und Silberstücke an den Armen unter der Haut befestigt hätten, welchen sie Zauberkräfte zuschrieben, unterliefsen sie in der Folge nicht, jedem todten Birmanen, den sie auf dem Schlachtfelde fanden, die Arme zu untersuchen und ihn von jenen überflüssigen Talismanen zu befreien.

Eines Abends bemerkte man zu *Henzada* zehn Erdstöfse nach einander; sie gingen quer über den Strom von Osten nach Westen und verursachten ein grofses Anschwellen des Wassers. Die Boote stiefsen heftig an einander. Zugleich liefs sich ein langes und dumpfes Rollen hören. Das Thermometer stand auf 70° Fahr. ( = 17° Reaum.); die Luft war still.

Weiter aufwärts von *Henzada* hatte man überall in den stehenden Wassertümpeln am Ufer den gräfslichen und ekelhaften Anblick todter Leichname, sowohl von europäischen als birmanischen Soldaten, welche in den Flufs geworfen worden waren. Oft lagen 60 bis 70 beisammen. Auch gab es Leichen von Eingebornen darunter, die an der Cholera gestorben waren. Der Gestank war unerträglich.

In *Schuehgin* (*Shoégoen*), einer andern grofsen Stadt, traf man fast nur Weiber und Kinder an. Diese werden als Geifseln für die bei der Armee befindlichen Männer und Väter betrachtet und ermordet, wenn diese die *Henza* oder die Reichsfahne, verlassen.

In *Mnouzeay* gab es eine Menge *Kiums* oder Priesterhäuser, einige hübsche Brücken und ungeheure Figuren von Greifen, dreifsig Fufs hoch, welche am Eingange der die Pagoden umgebenden Mauern aufgestellt waren. Das Ansehen des Landes wurde besser; es war weniger flach. Man erblickte hier einige wenige Quarzgeschiebe.

Am folgenden Tage ging es über *Schuehdaun* (*Schoédoun*) nach *Potdaun* (Putdoun), wo es zu einem Gefechte mit einer starken feindlichen Abtheilung kam. Die Landschaft von hier bis *Prome*, zu beiden Seiten des Flusses, war bezaubernd. Alle zwanzig Meilen sah man Kanonen - Briggs aufgestellt, um die Verbindung offen zu erhalten.

*Prome*, unter etwa 19° Breite und 95° östlicher Länge (von Greenwich), war ehedem die Gränzstadt zwischen *Ava* und *Pegu*. Zu beiden Seiten des Flusses erblickt man bewaldete Hügel, von denen viele mit Pagoden bedeckt sind, die bei der Annäherung der englischen Armee mit Schanzpfählen umgeben worden waren. Alle diese Pagoden sind erhalten worden, so wie die Glocken, deren sich bei der grofsen vergoldeten Pagode eilf befinden. Diese Glocken werden von andächtigen Leuten

mittelst Antelopen- oder Hirschhörnern geschlagen, um die Aufmerksamkeit des Gottes zu erregen. Die Stadt war voller Einwohner, welchen jeder nur mögliche Schutz gewährt wurde. Die Märkte innerhalb der Pfahlwerke waren wohl versehen. Die Häuser sahen ganz sonderbar aus. Da eben trockene Jahreszeit war, so hatten sie keine Dächer, d. h. die gewöhnlichen Blätter und Grasbüschel waren abgenommen und statt derselben Matten gegen die Sonnenstrahlen ausgespannt. Andere Bedeckungen wurden, wegen Feuersgefahr, nicht geduldet.

Über das Wohlleben in dieser Stadt konnte man sich eben nicht beschweren und das englische Heer war hier bei weitem nicht so in der Gefahr, sich zu verweichlichen, als *Hannibals* Truppen in *Capua*. Blofs Rindfleisch konnte man sich verschaffen. Die Einwohner zeigten sich eben so bereitwillig, die brittischen Kriegscommissäre auf die verlaufnen Ochsen und wilden Büffel in der Nachbarschaft aufmerksam zu machen, als an der Mahlzeit Theil zu nehmen, wenn das Thier geschlachtet war. Die Gemüse bestanden aus Yams und süfsen Kartoffeln. Von geistigen Getränken kostete das Dutzend (vermuthlich Flaschen) achtzig Rupien.

Die Unterhaltungen der englischen Offiziere waren ziemlich einförmig und gewöhnlich. Als *Alexander* am ersten Abende nach der Ankunft in *Prome* vor der Thüre seines Quartiers safs, sah er, wie ein Offizier, mit einem Spiefs bewaffnet, sich heimlich und vorsichtig an ihn heranschlich, indem er sich

hinter einer Pfahlwand versteckte. Er schien auf eine blutige That auszugehen und Alexander sah sich schon nach seinen eignen Waffen um, damit er den Angreifer wo möglich *paribus armis* empfangen möge. Plötzlich brach Jener aus seinem Hinterhalte hervor und schleuderte seinen Speer nach einem Pariah-Hunde, welcher in geträumter Sicherheit auf einem Misthaufen lag. Das getroffne Thier sprang auf und rannte heulend ins nächste Gebüsch. Zur Zeit des Monsun, wo das Wasser bis unter die Häuser stieg, in welchen die brittischen Offiziere einquartirt waren, unterhielten sich diese mit der Fischerei, indem sie die Angelschnüre durch die Breter des Fufsbodens ins Wasser hinabsenkten und sich dabei von einem Birmanen zum Scherz tättuiren liefsen, oder sie ruderten auch in kleinen Kähnen von einem Hause zum andern.

In *Prome* gingen viele Pferde der Leibgarde und auch manches Hornvieh durch *Blutegel* zu Grunde, welche mit dem Sumpfgras, in dem sie sich haufenweise befanden, verschluckt wurden und den Thieren die Eingeweide zerfrafsen.

Der Boden um *Prome* besteht aus Trümmern von rostfarbigem Sandsteine. Weiter stromaufwärts findet sich Steinkohle, etwa 60 Fufs unter der Oberfläche, mit Schwefel und Eisenkies. Überhaupt ist Eisen hier in beträchtlicher Menge vorhanden und wird in Prome zu mancherlei Geräthschaften, besonders zu Schneidewerkzeugen, Dolchen, Schwertern u. s. w. verarbeitet. Die Grobschmiedte haben hier die seltsame und widrige

Gewohnheit, Pferdefleisch zu essen, weil sie glauben, dafs es stark mache.

*Alexander* erwähnt hier noch ein Mal der schon oben gedachten, allerdings seltsam scheinenden, Eigenschaft des *Irawaddy*-Wassers, andere Körper zu *versteinern*. Die Schanzgräber hatten den Befehl, ein Haus niederzureifsen, welches, bei einem Angriffe der Feinde auf die brittischen Pfahlwerke, der Vertheidigung derselben im Wege gewesen wäre. Indem sie die massiven Tek-Pfeiler, auf denen das Haus errichtet war, umhauen wollten, fanden sie, dafs die Schneiden ihrer Äxte alle umgebogen waren. Bei genauer Untersuchung zeigte es sich, dafs sich die Pfeiler ganz in Stein verwandelt hatten, ungeachtet das Haus erst seit zehn Jahren gebaut war und die Pfeiler nur drei Monate jährlich, während der Überschwemmungen, in Wasser gestanden hatten.

(Das Übrige, was der Verfasser über seinen Aufenthalt in *Prome* und seine Rückkehr nach *Rangun*, noch mittheilt, sind Kriegsbegebenheiten.)

VI.

# Allgemeine geologische Übersicht der nördlichen und nordwestlichen Küsten von Neuholland.

Wir entlehnen die nachfolgende geologische Übersicht der Küsten Neuhollands, welche mit Ausnahme einiger östlichen Gegenden das Einzige sind, was wir von dieser an 140000 Geviertmeilen grofsen Insel kennen, aus des englischen Capitän *King's Narrative of a Survey of the intertropical and western Coasts of Australia, performed in the years* 1818 *and* 1822, *London*, 1827, bei dessen zweitem Theile sich dieser Aufsatz als *Anhang* (S. 566—605) befindet. Der Verfasser ist Dr. *Fitton*, welcher diese Arbeit bereits am 4. Novbr. 1825 in einer Versammlung der Londner Geologischen Gesellschaft vorgelesen hat. Er nennt als Quellen die Reisen der englischen Capitäne

*King* und *Flinders*, so wie die der Franzosen *Péron* und *Freycinet*.

---

Die nordöstliche Küste von *Neu-Süd-Wallis*, hat von ungefähr 28° südlicher Breite an eine Richtung von Südosten nach Nordwesten. Man erblickt vom Meere aus Bergreihen, welche sich, mit geringer Unterbrechung, bis zum *Cap Weymouth*, zwischen 12 und 13° Br. erstrecken. Vom Cap *Palmerstone*, westlich von den *Northumberlands-Inseln*, nahe bei der Stelle, wo *King* seine Untersuchungen begann, dehnt sich eine hohe und felsige Bergkette, von sehr unregelmäfsigen Umrissen und dem Anscheine nach aus Urgebirgsarten bestehend, ohne Unterbrechung mehr als 150 (engl.) Meilen weit aus, hat blofs unter etwa 21° Br. eine Öffnung, und setzt sich dann wieder fort. Mehre von der See aus sichtbare Gipfel dieser Kette haben eine ansehnliche Höhe. Der *Dryander-Berg* (Mount Dryander), auf dem Vorgebirge, welches mit dem *Cap Gloucester* endigt, ist mehr als 4500 (engl.) Fufs hoch; der Pik des *Eliot* (Mount Eliot), ein wenig südlich von *Cap Cleveland*, ist auf 25 Leagues *) weit sichtbar, und auch der *Hinchinbrook*, un-

---

*) Eine *League* ist soviel als 2933 Wiener Klafter, oder etwas weniger als ¾ niederöstr. Postmeilen.

D. H.

mittelbar an der Küste, südlich von der *Rockingham-Bay*, hat mehr als 2000 Fuſs Höhe. Vom südlichen Ende des *Cap Grafton* bis zum *Cap Tribulation* besteht die Küste aus steilen Hügeln, welche mit niedrigem Land eingefaſst sind. Das letztgenannte Cap aber wird durch eine hohe Gruppe mit verschiedenen Piks gebildet, deren höchsten man bis auf 20 Leagues weit ins Meer hinaus sehen kann. Von hier an weiter nordwärts werden die Berge allmählich immer niedriger, bis die Kette bei *Cap Weymouth*, unter 12° Br., die Küste erreicht, welche von dieser Stelle noch weiter nordwärts, bis zum *Cap York*, im Allgemeinen den Anblick eines niedrigen Landes darbietet, aus welchem sich nirgends einzelne Berge in beträchtlicher Höhe emporheben. Aber auf dem halben Wege vom letztern Cap nach dem Cap *Greenville* nimmt man einen platten Berggipfel (a flat summit), den *Pudding-Pan*-Hügel, wahr. Er weicht an Gestalt sehr von den Hügeln der Ostküste ab, gleicht aber auffallend den Bergen der Nord- und Westküste, deren Namen sich auch auf diese Gestalt beziehen. (Auch *Jane's Table-Land*, südöstlich von der *Prinzeſsin-Charlotten-Bay*, etwa unter 14° 30′ Br., und der *Adolphus-Berg*, auf einer der Inseln bei *Cap York*, 10° 40′ Br., haben, nach *King*s handschriftlichen Bemerkungen, flache Gipfel.)

Die vorhin beschriebene Küstenlinie zieht sich an der Stelle, wo auch die Berge niedriger werden, zurück und wendet sich unmittelbar im Norden von *Cap Melville* nach Westen, so daſs

das hohe Land um dieses Cap, wie eine Schulter, mehr als 40 Meilen über die Küstenlinie, zwischen der Charlotten-Bay und der Nordost-Spitze Neuhollands, hinaussteht.

Nahe beim *Cap York* ist das Land nicht über 4 oder 500 Fuſs hoch, und die davon abwärts liegenden Inseln haben etwa die nämliche Höhe.

Da der Hintergrund mehrer Bayen an der Ostküste nicht erforscht worden ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daſs Flüsse oder beträchtliche Bergströme hier vorhanden seyn können.

Längs der östlichen Küstenstrecke ist auf einem Raume von beinahe 500 Meilen durchaus *Granit* gefunden worden, namentlich am *Cap Cleveland*, *Cap Grafton*, am *Endeavour-Fluſs*, bei der *Lizard*- und der *Clacks*-Insel, nordwestlich von der Felsenmasse, die das *Cap Melville* bildet. *Trapp* hat man an drei von einander abgesonderten Punkten, auf den Inseln in der Nähe der Küste, gefunden, nämlich auf den *Percy*-Inseln, (21° 40′ Br.), den *Sunday*-Inseln, nördlich vom *Cap Grenville*, (12° Br.) und in der *Good's*-Insel, nordwestlich vom *Cap York*, (10° 34′ Br.)

Das Land in Osten und Süden des groſsen *Carpentaria-Busens* ist so niedrig, daſs man auf einer Ausdehnung von beinahe 600 Meilen, nämlich von der *Endeavour-Straſse* bis zu einer Hügelkette des Festlands, westlich von den *Wellesley-Inseln*, im Hintergrunde des Meerbusens, nirgends eine Stelle antrifft, die höher wäre als ein Schiffsmast. Obschon der Boden

auf den zuletzt genannten Inseln an einigen Stellen höher ist als die Küste des Festlandes, so erhebt sich doch die gröfste Insel um nicht mehr als 150 Fufs über das Meer. Das Gestein, welches man an der Küste beim *Coen*-Flusse fand, der einzigen Stelle an der östlichen Seite, wo *Flinders* ans Land ging, war kalkiger Sandstein von neuerer Bildung.

Auf der *Sweers*-Insel, zur Wellesley-Gruppe gehörig, war ein Hügel von 50 bis 60 Fufs Höhe mit einem sandigen und kalkigen (a sandy calcareous) Gestein bedeckt, welches ganz das Gefüge von Tropfstein hatte. Das röthliche kalkige Bindemittel war von derselben Beschaffenheit wie an der Westküste, wo sich eine ähnliche Masse in grofser Fülle vorfindet.

Das westliche Ufer des *Carpentaria-Busens* ist ein wenig höher und von *Limmens Bight* bis zur Breite von *Groote Eylandt* mit einer Reihe niedriger Hügel eingefafst. Nördlich vom Letztern wird die Küste unregelmäfsig und unterbrochen. Dem Anscheine nach liegt zu unterst Urgebirge, welches mit rothem Sandsteine bedeckt ist. Die mitgebrachten Stücke sind von derselben Gattung wie der, welcher bei den *Goulburn*- und *Sims-Inseln* an der Nordküste vorkommt und an der Nordwestseite sehr verbreitet ist. Die Küste im Hintergrunde der *Melville-Bay* besteht, nach *Flinders*, aus niedrigen Abhängen von Pfeifenthon, und zwar auf eine Strecke von acht Meilen in der Richtung von Osten nach Westen. Ähnliche Abhänge kommen auch bei den *Goulburn-Inseln* und bei der *Lethbridge-*

*Bay*, nördlich von der *Melville-Insel* vor, welche beide Punkte beträchtlich westlich vom Carpentaria-Busen liegen.

Die kleine *Morgan's Insel* in der *Blue-Mud* (Blaue Schlamm)-*Bay* besteht aus Klingstein; auch andere Trapp-Gebirgsarten kommen noch an verschiedenen Stellen dieser Küste vor.

Die Nordseite der *Blue-Mud-Bay* hat auch einige Proben von altem Sandstein geliefert, neben welchem sich säulenförmige Felsen, wahrscheinlich von Klingstein, vorfinden. *Round Hill*, nahe bei *Point Grindall*, ein Vorgebirge im Norden der *Morgans-Insel*, hat Granit zur Basis, und auch beim *Caledon*-Berge (*Mount Caledon*) an der Westseite der gleichnamigen Bay, scheint dieses der Fall zu seyn, wie denn auch die *Melville-Insel* zu unterst aus Granit besteht. Von diesem Theile der Küste hat man auch eisenhaltiges Mangan-Oxyd mitgebracht. Brauner Hämatit wird in dieser Gegend, am Fufse der Klippen, in beträchtlicher Menge gefunden. Er bildet das Bindemittel einer Breccie, welche Bruchstücke von Sandstein enthält. Der Eisengehalt darin scheint von sehr neuer Entstehung zu seyn.

Es verdient bemerkt zu werden, dafs die Küste von *Limmen's Bight* bis zum *Cap Arnhem* im Ganzen von Südwesten nach Nordosten streicht, und dafs drei deutlich wahrnehmbare Inselreihen am nordwestlichen Eingange des *Carpentaria-Busens*, dieselbe Richtung haben, was unstreitig mit dem allgemei-

nen Bau des Landes in Zusammenhang steht. Die vorherrschende Gebirgsart auf allen diesen Inseln ist höchst wahrscheinlich Sandstein.

Auch die Hauptküste von *Point-Dale*, im Hintergrunde der *Castlereagh-Bay*, erstreckt sich in der Richtung von Südwesten nach Nordosten, also gleichlaufend mit den eben erwähnten Inselreihen. Das niedrige Land nahe bei der Nordküste in der *Castlereagh-Bay*, und von hier bis zu den *Goulburn*-Inseln, wird von einem der wenigen Flüsse durchschnitten, die man bis jetzt in diesem Theile Neuhollands entdeckt hat; es ist der *Liverpool-Flufs*, dessen seichtes Gewässer man in seinen mannichfaltigen Krümmungen bis auf 40 Meilen landeinwärts verfolgt hat. Der Boden erhob sich nirgends mehr als 3 Fufs über die Zeichen des höchsten Wasserstandes; die schlammigen Ufer waren mit dickem Gehölz bewachsen. Das Nämliche gilt von den Umgebungen des *Alligator*-Flusses, südöstlich vom *Van Diemens-Busen*. Die Kette der *Wellingtons-Hügel*, auf der Küste, zwischen den so eben genannten beiden Flüssen, hat jedoch ein zackiges und unregelmäfsiges Ansehen, und sticht sehr gegen die plattgipfeligen Berge ab, welche an der Nordwestküste so zahlreich sind.

Die von den *Goulburn-Inseln* mitgebrachten Felsproben bestehen aus röthlichem Sandstein, ganz von der Art, wie er in *England* zunächst unter den Steinkohlenlagern vorkommt. Westlich von diesen Inseln ist die Küste mehr eingeschnitten und un-

regelmäfsig, aber die Erhöhungen sind unbedeutend. Die *Halbinsel Coburg* liegt im Ganzen nicht mehr als 150 Fufs über dem Meere und auch die Hügel sind nicht über 3 bis 400 Fufs hoch.

An diesem Theile der Küste fallen eine Menge Hügel durch ihre flachen Gipfel auf; auch viele Inseln haben, wenn man sie am Horizont erblickt, ein abgeplattetes Ansehen. So haben die Berge *Mount Bedwell* und *Mount Roe*, südlich von der Halbinsel *Coburg*, *Luxmoore Head*, am westlichen Ende der *Melville-Insel*, die *Barthelemy*-Hügel, südlich vom *Cap Ford*, der *Mount Goodwin*, südlich von *Port Keats*, der *Mount Cockburn*, und mehre andere Berge in der Nähe des *Cambridge-Busens*, (deren Namen *House-roofed* (dachförmig) *Bastion*, *Flat-top* (Plattgipfel) etc. sämmtlich von ihrer Gestalt hergenommen sind), der *Mount Casuarina*, etwa 40 Meilen nordwestlich vom Cambridge-Busen, ein Berg beim *Cap Voltaire*, und mehre Inseln abwärts vom *Warrender*-Hafen, dem *Yorks-Sund* und dem *Prinz-Regenten*-Flusse, das *Cap Cuvier*, etwa unter 24° Breite, und noch weiter südlich die ganze Reihe der *Moresby-Inseln*, sammt und sonders flache und fast wagrechte Gipfel.

Die rothe Farbe der Abhänge an der Nordwest- und Westküste ist ebenfalls von Capitän *King* und seinen Begleitern häufig bemerkt worden, besonders deutlich in der Nachbarschaft des *Cap Croker*, bei der *Darch-Insel* und der *Palmen-Bay*,

bei der *Annesley*- und *Coombe*-*Spitze* in der *Mountnorris*-*Bay*, auf dem das *Cap Van Diemen* umgebenden Boden, und auf der nordwestlichen Seite der *Bathurst*-*Insel*. Am nördlichen Ende der *Sharks*-*Bay*, unter 24° 13′ Breite, erkennt man das *Cap Cuvier* schon in einer beträchtlichen Entfernung an seiner völlig rothen Farbe.

Am Kanal zwischen der *Bathurst*- und *Melville*-*Insel*, am westlichen Ufer der Letztern, unter 11° 25′ Breite, ist bekanntlich vor Kurzem eine *englische Niederlassung* errichtet worden. Es steht zu erwarten, dafs durch die Bemühungen des hier als Oberhaupt stationirten brittischen Offiziers manche wichtige Beiträge zur genauen Kenntnifs dieser Küstenstrecke in physicalisch-geographischer Hinsicht, werden gesammelt werden.

In der Nähe des *Cambridge*-*Busens* ändert sich der Charakter des ganzen Landes. Unregelmäfsige Reihen einzelner Sandsteinberge erheben sich plötzlich aus den weiten Ebenen des Landes über die niedrige und bewaldete Küste, welche sich von dieser Einfahrt bis zum *Cap Wessell* in einer Richtung von mehr als 600 Meilen fast ununterbrochen hinsieht. Der *Cambridge*-*Busen*, eigentlich nichts weiter als ein sumpfiger Seearm, erstreckt sich in südlicher Richtung ungefähr 80 Meilen landeinwärts. Alle von daher mitgebrachten Felsproben gleichen völlig dem ältern Sandstein an den Gränzen von *England* und *Wales*.

Von hier bis zum *Cap Londonderry*, nach Süden hin, hat die Küste ein einförmiges Ansehen, mit geringer Erhebung; von da weiter bis zum *Cap Lévêque* ist sie sehr ausgezackt und das angränzende Meer enthält eine zahllose Menge unregelmäfsig vertheilter Inseln. Im Allgemeinen geht jedoch die Richtung der Küste von Nordosten nach Südwesten. Die von dieser ganzen Strecke mitgebrachten Stücke bestehen ebenfalls aus Sandstein, und gleichen dem vom *Cambridge-Busen*, der *Goulbourn-Insel* und dem *Carpentaria-Busen*, in dessen Begleitung die Trappformation aufzutreten scheint.

Der *Yorks-Sund*, eine der vornehmsten Einfahrten an diesem Theile der Küste, ist mit steilen Felsen von 1 bis 200 Fufs Höhe umgeben. An der östlichen Seite sah man einige kegelförmige Spitzberge, welche wahrscheinlich aus Quarzfelsen bestehen. Eine nicht bekannt gemachte Zeichnung des Capitän *King* lehrt, dafs die Ufer des *Hunter-Flusses*, einer der Arme des Yorks-Sundes, 7 oder 8 Meilen von seiner Öffnung, aus sehr regelmäfsigen Schichten von Sandstein gebildet sind. Diese Stelle ist auch wegen einer sehr reichen Quelle frischen Wassers merkwürdig, eine der seltensten Erscheinungen an dieser dürren und unwirthbaren Küste.

Die ansehnlichste Einfahrt jedoch, welche in diesem Theile Neuhollands entdeckt worden, ist der *Prinz-Regenten*-Flufs, etwa 30 Meilen südwestlich vom *Yorks-Sunde*. Er zieht sich, meist in gerader Linie, an 50 Meilen weit, von Südosten her;

ein Umstand, der wahrscheinlich mit dem geognostischen Bau des Landes zusammenhangt. Die allgemeine Beschaffenheit seiner hohen und senkrechten Ufer ist völlig so wie bei den Flüssen, die in den *Yorks-Sund* fallen, und das Land scheint weiter im Innern nicht höher zu seyn als an der Küste. Die Ufer haben 2 bis 400 Fufs Höhe und bestehen aus dichtkörnigem quarzigem Sandstein von rother Farbe. Die 6 bis 12 Fufs mächtigen Schichten liegen fast wagrecht und sind sehr regelmäfsig vertheilt. Nordöstlich vom Prinz-Regenten-Flusse, nicht weit von seiner Mündung, erblickt man zwei Berge mit abgeplatteten Gipfeln und kegelförmiger Gestalt, wie sie der Trappformation eigen ist. *King* hat sie *Mount Trafalgar* und *Mount Waterloo* genannt.

Südlich von diesem merkwürdigen Flusse bis zum *Cap Lévêque* ist die Küste noch nicht überall durchforscht worden. Sie scheint aber auf *Kings* Charte mehre Einfahrten von beträchtlicher Gröfse zu besitzen, deren genauere Kenntnifs sehr zu wünschen wäre. Der auf diese Weise noch zu untersuchende Raum von den *Champagne-Inseln* bis zum oben erwähnten Cap beträgt in gerader Linie mehr als 100 Meilen, und man hat innerhalb desselben nur Inseln und abgesonderte Landtheile bemerkt. Vornehmlich scheint eine grofse Einfahrt im Südosten vom *Cap Lévêque* zur Mündung eines Flusses zu führen. Innerhalb des *Buccaniers-Archipels*, wo es ebenfalls eine noch unerforschte Öffnung giebt, beträgt die Höhe der Fluth nicht weniger als 37 Fufs.

Das Gestade um *Cap Lévêque* ist flach und wellenförmig, und die rothe Farbe, welche die Abhänge an so vielen Punkten der Nordküste auszeichnet, erscheint auch hier, besonders an den Felsen von *Point Coulomb*. Südlich vom letztern Punkte zieht sich eine lange Strecke hin, welche den französischen Seefahrern (*King* untersuchte sie nicht) aus niedrigem und sandigem Lande zu bestehen schien. Auch das Meer ist hier überall sehr seicht, und man hat folglich diese Gegend nur von weitem beobachten können, so dafs zur genauern Erforschung einer Linie von mehr als 300 Meilen, von *Point Ganthaume* bis nahe zum *Cap Lambert*, noch Alles zu thun übrig ist.

Die *Depuch-Insel*, östlich vom *Dampiers-Archipel*, unter 20° 30′ Breite, besteht den französischen Naturforschern zu Folge rofsentheils aus säulenförmigen Felsen, welche sie für vulkanische alten. Auch hatten sie Gründe zu glauben, dafs das benachbarte estland aus solchen Gebirgsarten bestehe. Es ist jedoch nicht unahrscheinlich, dafs jene Säulen zur Trappformation gehören, indem an bis jetzt noch nirgends an den Küsten von *Neuholland* einen ennenden Vulkan wahrgenommen hat. Auch geben die Zeichnungen elche Capitän *King* von obiger Insel liefert, keinen Grund zu der ermuthung, dafs jetzt Ausbrüche daselbst Statt fänden. Seine mitbrachten Stücke von der *Malus-Insel*, im *Dampiers-Archipel* Meilen weiter westlich, bestehen aus Grün- und Mandelstein.

neuern *französischen* Geognosten halten aber diese und a

Beim *Dampiers-Archipel*, unter 20° 30′ Breite, ist die Küste wieder zerrissen und schroff, und südlich vom *Cap Preston*, unter 21° Breite, findet sich, zwischen felsigen Hügeln, eine ebenfalls noch nicht untersuchte Öffnung von etwa 15 Meilen Breite. Von hier bis zum Hintergrunde des *Exmouths-Busens*, eine Strecke von mehr als 150 Meilen, ist die Küste durchaus flach und sandig. Erst die Westküste dieses Busens ist durch ein Vorgebirge gebildet, welches sich im *Nordwest-Cap* endigt. Von hier nach Südwesten, bis zum *Cap Cuvier*, beträgt die Höhe der Küste im Ganzen 4—500 Fuſs. Jenseits derselben, landeinwärts, erblickt man nirgends einen Berg.

Mehre Punkte der Küste zwischen der *Sharks-Bay* und dem *Cap Naturaliste* sind zwar in der Reise des Commodore *Baudin* beschrieben, aber es bleibt hier noch immer Vieles zu thun übrig. Aus jenen Beschreibungen und *King*s Probestücken geht hervor, daſs die Inseln westlich von der *Sharks-Bay* sehr reich an einem Kalkstein von ganz neuer Formation sind, ähnlich dem, welchen man an verschiedenen andern Küstenpunkten *Neuhollands*, besonders in der Nachbarschaft vom *König-Georgs-Sund*, findet, und von der Art, wie er auch an den

---

dere Gebirgsarten der Trappformation für *vulkanischen*, und nicht wie die *Werner*'sche Schule, zu welcher die meisten jetzigen Geognosten *Englands* gehören, für *neptunischen* Ursprungs.

D. H.

Küsten der *westindischen* Inseln und im *Mittelmeere* vorkommt. *Kings* Probestücke sind von den *Dirk Hartogs*- und *Rottnest*-*Inseln*, und *Péron* versichert, dafs die obern Theile der *Bercier* und *Dorre*-*Inseln* aus Felsenmassen von der nämlichen Art bestehen. Dieser Theil der Küste ist übrigens an verschiedenen Punkten mit ausgebreiteten Sanddünen umgeben; aber die Beschaffenheit der Grundlagen, auf welchen sowohl diese Dünen als jener Kalkstein ruht, ist noch unbekannt.

Die Richtung der felsigen Küste vom *Nordwest*-*Cap* bis zu den *Dirk*-*Hartogs*-*Inseln* geht im Allgemeinen von Ost gen Nord nach West gen Süd. Südlich von den letztgenannten Inseln wendet sie sich nach Osten. Hohe, felsige und röthliche Klippen sind, obwohl nur undeutlich, unter 27° Breite gesehen und ein Küstenstrich von derselben Beschaffenheit ist von *Red Point* an, unter 28° Breite, mehr als 80 Meilen nach Südwesten hin aufgenommen worden. Die unter dem Namen *Moresby's flachgipfelige Reihe* (*Moresby's flat*-*topped Range*) bekannte Hügelkette, deren höchster Punkt, *Mount Fairfax*, unter 28° 45′ Breite liegt, ist von Norden nach Süden mehr als 50 Meilen lang.

Die *Rottnest*-*Insel*, unter 32° Breite, ist nebst ihrer Umgebung sehr reich an dem vorhin erwähnten neuen Kalkstein. Er scheint hier grofsentheils aus verschiedenen neuern Schalthieren zu bestehen. Die Inseln dieser Gegend sind aus den Beschreibungen *Péron's* und *Freycinet's* bekannt, und da auch die

Küste weiter südlich bis zum *Cap Leeuwin*, dem südwestlichen Ende Neuhollands, hinab von den französischen Seefahrern hinlänglich untersucht worden ist, so hat sie *King* nicht aufgenommen.

Der hier befindliche *Schwäne*-Fluſs (auf den französischen Karten *Rivière des Cygnes*), wurde von der französischen Expedition bis etwa 20 Leagues aufwärts von seiner Mündung untersucht und hatte bis dahin noch Salzwasser. Die Felsen umher bestanden gänzlich aus sandigen und kalkigen Incrustationen, in wagrechten Schichten, und enthielten Schalthiere und Baumwurzeln, ja selbst Stämme. Zwischen diesem Flusse und dem *Cap Péron* blieb jedoch eine »grofse Bay« unerforscht.

Die zwischen dem *Cap Naturaliste* und dem *Cap Leeuwin* herausragende Küste, welche fast in der Richtung des Meridians mehr als 50 Meilen weit fortläuft, scheint Granit zur Grundlage zu haben, der beim *Cap Naturaliste* geschichtet seyn soll. Diese nämliche Gebirgsart kommt auch, nach Kings Probestücken zu urtheilen, am *Bald-Head* im *König Georgs-Sunde* vor. Aber nahe am Gipfel dieses Berges, der etwa 500 Fufs Höhe hat, fand man den obenerwähnten neuen Kalkstein wieder, welchen *Vancouver* und Andere hier fälschlich für Korallen angesehen haben.

Dr. *Fitton* stellt, nach dieser Beschreibung der nordöstlichen und westlichen Küsten Neuhollands, einige Betrachtungen über die Beschaffenheit desselben und besonders über die wahr-

scheinliche Entstehung des mehrerwähnten Kalksteines neuer Bildung an. Da dieselben rein geognostischen Inhalts sind, so glauben wir sie übergehen zu müssen, und begnügen uns blofs Einiges auszuheben, was er über die Bildung Neuhollands im Allgemeinen sagt.

Da Neuholland fast so grofs ist wie Europa *), und wir vom Innern desselben nur äufserst wenig kennen **): so dürfte es sehr gewagt seyn, aus den wenigen bis jetzt erhaltenen Daten Schlüsse auf das Ganze zu machen. Gleichwohl ist dieses Wenige, besonders das, was uns von der Nordküste bekannt geworden, von der Art, dafs es zum mindesten einen Schimmer auf den Bau des Innern wirft.

Capitän *Flinders* bemerkt bei der Beschreibung der Inselketten an der Nordwestküste des Carpentaria-Busens, der *Wesnell's-*, der *Englischen Compagnie-* und der *Brombys-Inseln*, dafs er oft eine grofse Ähnlichkeit sowohl der Grundflächen als der Höhen nahe beisammen liegender Berge und Inseln wahrge-

---

*) *Europa* hat nach den neuesten Berechnungen 155000, und *Neuholland* 138375 geogr. Geviertmeilen Flächeninhalt.

D. H.

**) Blofs an der Ostküste ist man etwa bis 100 teutsche Meilen weit ins Innere eingedrungen.

D. H.

nommen habe, und dafs ihm nirgend anderswo ein solches Beispiel von Übereinstimmung in der Anordnung der Inselgruppen vorgekommen sei.

Von den drei Reihen, welche *Flinders* seiner Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht würdig fand, liegt die eine in Südosten und begreift in sich die *Red Cliffs* (rothen Klippen), die *Mallison's*-Insel, einen Theil der Küste von *Arnhems-Land*, vom Cap *Newbold* bis *Cap Wilberforce*, und die *Brombys-Inseln*. Ihre Länge von der Hauptküste südwestlich der *Mallison's-Insel* bis zu den *Bromby's-Inseln*, in einer Richtung beinahe von Südwesten nach Nordosten, beträgt an 50 Meilen. Die nur 4 Meilen davon entfernten *Englischen Compagnie-Inseln* haben fast die nämliche Ausdehnung und Richtung. Auch die *Wessell's*-Inseln, die 14 Meilen von der zweiten entfernte dritte oder nördlichste Kette, läuft von der Küste aus mehr als 80 Meilen weit in derselben parallelen Richtung ins Meer hinaus.

Ferner sagt Capitän *Flinders*, dafs drei von den *Englischen-Compagnie-Inseln*, welche untersucht wurden, an der Westseite schräg nach dem Wasser hin abfallen, an der Ost-, noch mehr aber an der Südost-Seite sich mit steilen Abhängen darstellen. Das Nämliche scheint ihm auch bei den übrigen Inseln Statt zu finden. Wenn diese Bildung des Landes nur an Einem oder zwei Punkten vorkäme, so könnte man sie als zufällig betrachten. Aber da sie an mehren Stellen beobachtet worden und mit der Richtung der Inselketten übereinstimmt,

so ist es nicht unwahrscheinlich, dafs man sie auch anderwärts finden werde, und es deutet dieser Umstand auf eine allgemeine Erhebung der Schichten nach Südosten hin.

Betrachten wir nun, fährt *Fitton* fort, die Generalkarte, so sehen wir, dafs die Hauptküste des Festlands, westlich vom *Carpentaria-Busen*, zwischen *Limmens-Bight* und *Cap Arnhem*, ferner vom Hintergrunde der *Castlereagh-Bay* bis zu *Point Dale*, weniger deutlich von *Point Pearce* (unter 14° 23′ Br. und 129° 18′ L.) bis zum westlichen Ende der *Halbinsel Coburg*, und endlich von *Point Coulomb*, (17° 20′ Br., 123° 11′ L.) bis zum *Cap Londonderry*, fast genau dieselbe Richtung, nämlich von Südwesten nach Nordosten hat. Die erste Linie ist etwa 45, die zweite mehr als 75, und die dritte mehr als 100 geographische Meilen lang. *) Diese gemeinschaftliche Richtung aller Linien, obschon sie an sehr vielen Punkten, besonders an der Nordwestküste, unterbrochen wird, scheint doch in der

*) *Fitton* macht in einer Anmerkung zu dieser Stelle auch auf die Küste von *Timor* (dem nächsten Lande nach Nordwesten, etwa 300 engl. Meilen entfernt) aufmerksam, welche ebenfalls beinahe parallel mit der Küste von Neuholland läuft. Die diese Insel durchziehende Gebirgskette hat vom nordöstlichen Ende bis nach Südwesten, an 300 Meilen Länge. Bei der *Lacrosse-Insel*, am Eingange des *Cambridge-Busens*, an der Nordwestküste Neuhollands, steigen die Schichten nach Nordwesten, gegen das

That nicht ohne Zusammenhang mit dem geognostischen Bau des ganzen Landes zu seyn. Wenigstens findet eine ähnliche Übereinstimmung in vielen andern Gegenden des Erdbodens Statt. *) Es verdient überdiefs noch bemerkt zu werden, dafs alle Probestücke von den verschiedenen Punkten dieses Theils von Neuholland, welche bis jetzt untersucht worden, sich sehr gleichen. Sandstein, wie der der ältern europäischen Formationen, findet sich an der ganzen Nord- und Nordwestküste, und ist nordwestlich vom *Carpentaria-Busen,* wo er auf Urgebirge ruht, sehr weit verbreitet.

Die so eben beschriebenen drei Linien scheinen von drei andern derselben Küste beinahe rechtwinkelig durchschnitten zu

---

Hochland von *Timor* hinaus; ihre Richtung geht folglich von Südwesten nach Nordosten. Das Meer zwischen hier und *Timor* ist sehr seicht.

D. H.

*) Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art findet der Verf. im Mittelländischen Meere, wo die östlichen Küsten der Inseln *Corsica* und *Sardinien* auf eine Strecke von mehr als 50 geogr. Meilen, fast in gerader Linie von Norden nach Süden laufen; aber auch die Hauptgebirge beider Inseln haben diese Richtung (s. oben S. 162). Andere Beispiele bieten die Küste von Norwegen und, obwohl in einem kleinern Mafsstabe, die englischen Gebirgsketten dar.

D. H.

werden. Die erste beginnt südöstlich vom *Carpentaria-Busen* und geht bis *Limmens-Bight*; die zweite läuft vom *Cap Arnhem* zum *Cap Croker*, und die dritte vom *Cap Domett* zum *Cap Londonderry*. Indessen fällt bei derselben die Regelmäfsigkeit der geradlinigen Richtung weniger deutlich als bei den vorigen in die Augen.

Der hornähnliche Vorsprung des Landes, östlich vom *Carpentaria-Busen*, ist ein sehr hervorstechender Zug in der allgemeinen Bildung Neuhollands, und scheint nicht ohne Zusammenhang mit dem Bau des Ganzen zu seyn. Die Westküste dieses Horns, vom Hintergrunde des Busens bis zur *Endeavours-Strafse*, ist sehr niedrig, während das Land an der Ostküste, von Norden nach Süden hin, immer höher ansteigt, und jenseits des *Cap Weymouth*, unter 12° 30′ Breite, durchaus gebirgig und zerrissen ist. Aus *Kings* Probestücken von der Nordostküste geht hervor, dafs der Granit hier sehr häufig vorkommt, und dafs er wahrscheinlich die Grundlage dieser ganzen Strecke ausmacht, indem eine mehr als 500 Meilen lange Bergkette, vom *Cap Tribulation* an in geringer Entfernung von der Küste, nach Süden hinab läuft. Es würde eine allzugewagte Hypothese seyn, wenn wir annehmen wollten, dafs diese Kette mit den Gebirgen westlich von *Port-Jackson* in Verbindung stehe. Nach *Scott* folgen auf die Steinkohlen an der Küste, zwischen 33° und 37° Breite, wenn man von hier aus die *Blauen Berge* ersteigt, zuerst Sandstein und dann Urgebirge. Das *Wilsons-*

*Vorgebirge* (Promontory), der südlichste Punkt von Neu-Südwallis, und die vornehmsten Inseln der *Bafs-Straſse*, enthalten Granit, und auch auf *Van Diemens-Land* sind Urgebirge sehr häufig.

Auch in einigen andern Gegenden Neuhollands finden wir eine merkwürdige Übereinstimmung der Küstenlinien. Die zwei grofsen Einschnitte an der Südküste, der *Spencers-* und *St. Vincents-Busen*, haben mit dem grofsen *Carpentaria-Busen* an der Nordküste einerlei Richtung. *Flinders* Karte Nr. 4. verzeichnet östlich vom *Spencers-Busen* eine hohe felsige Bergkette, welche beinahe von Norden nach Süden zwischen 32° 7′ und 34° Breite an mehr als 25 geogr. Meilen weit fortläuft. Der *Mount Brown*, einer der Gipfel dieser Kette, unter 32° 30′ Breite, ist auf 20 Leagues weit sichtbar.

Alle diese Thatsachen und Beobachtungen scheinen für einen allgemeinen Parallelismus in der Anordnung der Gebirgsschichten und für das Vorhandenseyn einer Kette von Urgebirgen im östlichen Theile Neuhollands überhaupt, vom *Cap Weymouth* an bis zur Küste zwischen dem *Spencers-Busen* und *Cap Howe*, zu sprechen. Aber man mufs nicht vergessen, dafs die Entfernung zwischen diesen Küsten in gerader Linie mehr als 1000 engl. Meilen beträgt. Wenn indefs künftige Untersuchungen jene Vermuthungen bestätigen sollten, *) so wäre diefs

*) Als Dr. *Fitton* diese Abhandlung schrieb, konnten ihm die Ergeb-

ein neuer Beweis für den schon längst von *Michell* aufgestellten Satz, dafs in allen geschichteten Gebirgen des Erdbodens, die obersten Ränder (the outcrop) der geneigten Schichten mit der Richtung der längern Gebirgsrücken parallel laufen, nach welchen hin sich auch die Schichten erheben. Aber bei dem

---

nisse der von *Howell* und *Hume*, im Oktober 1824 von *Sidney* aus in das Innere des Landes, in südwestlicher Richtung, nach *Port Western* hin, unternommenen Reise, noch nicht bekannt seyn. Wir haben im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. XLVI. u. ff. eine kurze Nachricht davon gegeben. Diese Reisenden entdeckten nach Süden hin, vom 34° 30′ Breite und 147° 50′ östl. Länge aufsteigend, eine mit Schnee bedeckte (es war im November, also im dortigen Sommer) Gebirgskette, welcher sie den Namen der *Südlichen Austral-Alpen* (South australian Alps) beilegten. Nachdem sie drei aus diesem Gebirge kommende Flüsse übersetzt hatten, wurden sie, südwestlich von denselben, durch ein mit undurchdringlichem Gebüsch bewachsenes Gebirge genöthigt, sich nach Nordwesten zu wenden, und erst im Dezbr. konnten sie wieder südwärts gehen und kamen nun durch eine herrliche Ebene an die Küste. Im Hintergrunde des *Western-Hafens* sah man die Mündung eines beträchtlichen Flusses, der von *Osten* her aus einer Bergkette zu kommen schien. Es wird ausdrücklich bemerkt, dafs die Gebirge bis zum *Cap Wilson* an der *Bafs-Strafse* fortlaufen.

D. H.

gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse von Neuholland sind dergleichen allgemeine Ansichten wenig mehr als bloſse Vermuthungen, und nur der Wunsch, neue Untersuchungen deshalb zu veranlassen, kann uns entschuldigen, sie hier aufgestellt zu haben.

VII.

# Die englische Niederlassung zu Fort Dundas, an der Nordküste von Neuholland.

Über die im Jahre 1824 erfolgte Gründung einer neuen englischen Niederlassung an der Westküste der *Melville-Insel* sind bisher nur oberflächliche Zeitungsnachrichten bekannt geworden. Wir theilen zur genauen Kenntnifs dieser Niederlassung, welche ihrer geographischen Lage wegen in Zukunft sehr wichtig werden kann, aus dem zweiten Bande von Capitän *King's* im vorhergehenden Aufsatze erwähnter Reise zur Aufnahme und Erforschung

der innerhalb der heifsen Zone liegenden Küste Neuhollands, Nachstehendes mit. *)

Während dieser Bogen unter der Presse war, empfing die Admiralität Nachrichten von Capitän *J. G. Breyer*, Befehlshaber des königlichen Schiffes *Tamar*, welches im Jahr 1824 von der Regierung abgeschickt worden war, *Arnhem's Land*, an der Nordküste Neuhollands, vom *Carpentaria-Busen* westwärts, in Besitz zu nehmen und an derjenigen Stelle, die man für einen künftigen Handelsplatz am geeignetsten finden würde, eine Niederlassung zu gründen. Zugleich erhielt ich selbst über die Ausführung dieser Befehle folgende Nachrichten von dem Lieutenant *J. S. Roe*, meinem ehemaligen Begleiter und Gehilfen, welcher sich unter der für den Dienst der Tamar bestimmten Mannschaft befand. Da die beschriebene Gegend von mir selbst entdeckt worden **) und die Niederlassung folglich als ein Ergebnifs meiner Reise zu betrachten ist, so halte ich eine Nachricht darüber nicht für unerheblich.

---

*) *Narrative of a Survey* etc. etc. By Capt. *King*, etc. Vol. II. S. 233 bis 243.

D. H.

**) Im Mai 1818; Capitän *King* ertheilte auch den von ihm entdeckten Stellen die in der Folge vorkommenden Namen. Man sehe *Narrative* etc. Vol. I. S. 109 u. ff.

D. H.

Es war am 28. Juli 1824, als die *Tamar* in *Port Jackson* vor Anker ging. Die Colonial-Regierung gewährte jeden Beistand zur Beförderung des Unternehmens, so dafs die Expedition in weniger als einem Monate im Stande war, mit 45 Verbrechern und einer Abtheilung des dritten Regiments, mit welcher die bereits in England an Bord genommenen königlichen Seetruppen vermehrt wurden, nach dem Orte ihrer Bestimmung abzusegeln. Auch ein Handlungsschiff, die *Gräfinn Harcourt*, wurde zum Transport der Vorräthe und Lebensmittel mitgenommen und aufserdem noch die *Lady Nelson*, eine Colonial-Brig, zur Verfügung des Commandanten gestellt.

Nachdem die *Torres-Strafse* durchschifft war, ging die *Tamar* in *Port Essington* (an der Nordküste der *Halbinsel Coburg*) vor Anker. Alle Boote wurden ausgehoben, die Seetruppen gingen ans Land und man nahm, indem man auf einem Baume, nahe am äufsersten Ende der *Tafel-Spitze* (Table Point), eine Unions-Flagge aufsteckte, förmlich Besitz von der zwischen 129° und 136° östlicher Länge von Greenwich gelegenen Nordküste Neuhollands. Die Truppen gaben drei Salven und auch die Tamar eine.

Die erste Sorge war jetzt, Wasser zu finden, und es wurden zu dem Ende in verschiedenen Richtungen Leute abgeschickt. Nachdem sie mehre Meilen weit das Land durchstreift hatten, fand man dergleichen auf der niedrigen Sandspitze am Eingange des *Innern Hafens* (Inner Harbour), aber erst als

man tiefe Löcher in den Sand gegraben hatte. Man sah hier auch Überreste eines Lagerplatzes von *Malayen*, welche diese Stelle erst kürzlich verlassen haben mufsten; Eingeborne aber waren nirgends wahrzunehmen. Das umliegende Land war guter Waldboden, aber vor Dürre ausgetrocknet, und schien also nicht zu der beabsichtigten Niederlassung geeignet. Es wurde an der sandigen Landspitze, welche den Namen *Point Record* erhielt, eine versiegelte Flasche mit den gewöhnlichen Nachrichten eingegraben und dann nach der *Apsley-Strafse* (die Meerenge zwischen der *Melville*- und *Bathurst-Insel*) weiter unter Segel gegangen.

Schwache Winde verzögerten die Ankunft beim *Cap Van Diemen* (der Nordwestspitze der Melville-Insel) bis zum 24. Septbr. und erst am 26. erreichte man die Küste der *St. Asaphs-Bay*, nahe bei *Luxmoore-Head* (an der Westküste der genannten Insel). Hier wurde unter denselben Feierlichkeiten, wie zu Port Essington, Besitz von der Insel genommen. Gern hätte man an dieser so vortheilhaft gelegenen Stelle die vorgeschriebene Niederlassung gegründet, wenn frisches Wasser in der Nähe gewesen wäre. Aber alle Bemühungen, dergleichen aufzufinden, waren vergeblich.

Endlich nach 5 oder 6 Tagen entdeckte man, etwas weiter südlich an der Melville-Küste hinab, östlich von der kleinen *Harris-Insel*, einen Bach mit Überfluſs an Wasser, und nahe dabei eine Stelle, die zu dem beabsichtigten Vorhaben ganz geeignet

schien. Die Schiffe begaben sich also am 2. Oktober hierher und nachdem die Mannschaft gelandet war, begannen sogleich die Arbeiten mit der Axt und der Säge. Der für die Gründung einer Stadt bestimmte Vorsprung des Landes erhielt, nach dem Befehlshaber der neuen Niederlassung, den Namen *Barlows-Spitze* (Point Barlow), und die Bucht, deren südliches Ende dieser Vorsprung bildet, wurde ihrem Entdecker, dem Capitän *King* zu Ehren, die *Kings-Bucht* (King's Cove) genannt. Der nördliche Theil der *Aspley-Straße*, von *Luxmoore Head* bis zur *Harris-Insel*, erhielt, dem Vice-Admiral Sir George Cockburn zu Ehren, den Namen *Port Cockburn*.

Nachdem alle entbehrliche Hände an Bord in Bewegung gesetzt waren, von der Barlow-Spitze das Gebüsch und andere Hindernisse wegzuschaffen, schritt man zur Errichtung einer Veste, welche 75 Yards lang und 50 breit war. Sie wurde mit einem 10 Fuſs tiefen und eben so breiten Graben umgeben. Schon am 21. Oktober wurden die Kanonen vom Hinterverdeck der Tamar auf diesen Wall gebracht, die Flagge aufgesteckt, die neue Festung mit dem Namen *Fort Dundas* belegt und mit feierlichen Salven begrüſst. *)

*) *Fort Dundas* hat nach Kings Karte 11° 25′ südliche Breite und 130° 24′ bis 25 östliche Länge von Greenwich.

D. H.

Hierauf begann der fernere Bau im Innern. Es wurden Wohnungen für die zur Besatzung bestimmten Officiere sowohl als für die Soldaten und Verwiesenen errichtet. Man grub einen tiefen Brunnen und legte längs dem Wasser einen tüchtigen Kai an. Sobald das Vorrathshaus fertig war, brachte man von Bord des Transportschiffes sämmtliche Vorräthe und Lebensmittel hinein.

Da der Boden um die Niederlassung herum ganz vortrefflich ist, so wurden Gärten angelegt und in Kurzem hatte man alle mögliche Gemüse. Weniger glücklich war man mit dem Viehstande. Von sechs mitgebrachten Schafen starben fünf, dem Anscheine nach in Folge schädlicher Kräuter, die sie gefressen haben mochten. Schweine, Enten und Hühner aber befanden sich wohl und hatten sich in kurzer Zeit beträchtlich vermehrt. Sehr empfindlich war der Mangel an einigen Pferden oder Zugochsen, welche bei dem Bau der Häuser, in Herbeischaffung des Holzes u. s. w. treffliche Dienste geleistet und der Mannschaft viele harte Arbeiten, die unter der tropischen Sonne noch beschwerlicher wurden, erspart haben würden. Diese ertrug jedoch alle Mühseligkeiten mit der gröfsten Geduld und arbeitete so ämsig, dafs in der Hälfte Novembers alles Wesentliche zu Stande gebracht war und die *Tamar*, welche jetzt nach *Bombay* unter Segel ging, die neue Niederlassung ihrem Schicksal überlassen konnte.

Diese war jetzt sowohl gegen die Eifersucht der Malayen als gegen alle Angriffe der heimtückischen Eingebornen hinlänglich gesichert. Von dem erstern Volke sah man nirgends eine Spur, so wenig als von Trepang, dem einzigen Gegenstande, der die Malayen anreizen konnte, diese Küste zu besuchen. Eingeborne zeigten sich erst zu Anfange des Novembers, wo sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, zwei Abtheilungen, jede von achtzehn Mann, zu beiden Seiten der Küste blicken liefsen und sich sehr freundschaftlich, obwohl auch zugleich mifstrauisch und furchtsam benahmen. Sie wagten sich nicht bis über die Linie der äufsersten Hütte herein und erschienen jederzeit mit Speeren und Keulen bewaffnet, welche sie indessen, auf freundliches Zuwinken von Seiten der Engländer, ablegten. Am zweiten Tage ihres Besuches war Lieut. *Roe* sehr erstaunt, einen jungen Menschen von etwa 20 Jahren unter ihnen zu erblicken, welcher eine malayische Gesichtsbildung hatte, und von Farbe nicht dunkler als ein Chinese, aber, wie alle übrige Neuholländer, ganz nackt war. Er hatte sich über und über mit Rufs und Fett beschmiert, um seinen Gefährten gleich zu sehen, aber der Unterschied war dennoch nicht zu verkennen. Als er gewahr wurde, dafs er die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich gezogen hatte, liefs er eine gewisse Selbstgefälligkeit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks blicken, zu welcher ein echter Neuholländer gänzlich unfähig gewesen seyn würde. Die Eingebornen schienen ihm sehr gewogen

zu seyn. Wahrscheinlich hatten sie ihn in früher Kindheit gestohlen oder verirrt in den Wäldern gefunden.

Diese Wilden gaben durch wiederholte Zeichen ihr Verlangen nach Beilen zu erkennen, welche sie *Paacopaaco* nannten. Obschon sie deren bereits bei ihrem ersten Besuche zwei oder drei gestohlen hatten: so fand man es doch rathsam, sie einstweilen bei guter Laune zu erhalten und es wurden also drei Beile unter diejenigen von ihnen ausgetheilt, welche man für die Vornehmsten hielt. Diese waren darüber höchlich erfreut. Aber schon am nächsten Tage darauf wurden einigen Leuten vom Schiffe, welche aufserhalb der Niederlassung arbeiteten, Äxte, Messer und Sicheln mit Gewalt entrissen. Man gab ihnen nun zu verstehen, dafs sie nichts weiter erhalten würden, bevor sie diese Sachen nicht zurückgestellt hätten. Diefs half indessen nichts und die Wilden fuhren fort, dergleichen Werkzeuge bei jeder Gelegenheit zu entwenden, so dafs man genöthigt war, den im Freien arbeitenden Leuten Schutzwachen mitzugeben. Die Folge davon war, dafs die Wilden mit Speeren nach denselben warfen, worauf diese sich gezwungen sahen, Feuer zu geben.

Da jetzt offne Feindseligkeiten ausgebrochen waren, und die Eingebornen sich täglich vermehrten, indem ihrer bald an hundert rings um die Niederlassung beisammen waren: so wurde die schärfste Wachsamkeit gegen sie angeordnet. Dessenungeachtet überfiel ein Haufen von 60 Mann fünf Seesoldaten,

welche, in einem Sumpfe beschäftigt waren, Binsen abzuschneiden, und von den Wilden mit Wurfspiefsen begrüfst wurden. Dieser Gruſs wurde auf der Stelle erwiedert und die Wilden verschwanden, ohne dafs jedoch auf beiden Seiten Jemand beschädigt worden wäre. In demselben Augenblicke hörte man auch Flintenschüsse von der Seite her, wo sich der Badeplatz und der Garten befanden. Vierzig Wilde hatten hier ebenfalls einen Angriff auf die daselbst beschäftigte Mannschaft gemacht. Einer davon war todt geschossen worden, gerade als er im Begriff war, seinen Spiefs zu werfen, und von den übrigen schienen mehre verwundet worden zu seyn, indem sich alle mit grofsem Geschrei entfernten, auch seitdem nicht wieder in der Nähe des Forts gesehen wurden. Einer von den bei dieser Gelegenheit unter die Britten geworfenen Spiefsen hatte sechszehn Widerhaken; die übrigen waren blofs mit scharfen Spitzen versehen. Da sie ungeachtet der geringen Entfernung sehr nachlässig und ungeschickt geworfen worden waren, so hatten sie auch keinen Schaden angerichtet.

Bald nach diesen Vorfällen ging die *Tamar* nach Ostindien unter Segel und die *Gräfinn Harcourt* begab sich nach *Sidney* zurück. Die Niederlassung war jetzt ziemlich weit vorgerückt. Sie bestand aus 126 Personen, nämlich 3 oder 4 Frauen, 45 Verwiesenen, einer Abtheilung des dritten Regiments und einigen Seesoldaten, unter dem Befehl des Lieut. *Williamson*.

Man darf mit Grund erwarten, dafs diese neue Niederlassung in Zukunft ein Platz von grofser Wichtigkeit für diese östlichen Länder werden wird. Sowohl der Boden als das Klima der *Mellville*- und *Bathurst*-Insel sind fähig, alle schätzbaren Erzeugnisse des Osten, namentlich Gewürze hervorzubringen, und *Fort Dundas* wird also nicht blofs eine gute Einkehr für die von *Sidney* nach *Ostindien* segelnden Schiffe, sondern auch ein wichtiger Handelsplatz werden.

## VIII.

# Bagdad.

Kaum war der Tag angebrochen (der 16. Juli) — erzählt *Buckingham**) — als wir *Bagdad*, in einer Entfernung von 4 bis 5 (engl.) Meilen, vor uns liegen sahen. Da es auf einer völlig ebenen Fläche steht, so zeigten sich keine andern hervor-

---

*) Aus *Buckingham's Travels in Mesopotamia* etc. London, 1827. Der Verfasser, schon durch seine frühern Reisen im Orient vortheilhaft bekannt, begab sich im Sommer 1816 von *Aleppo* über *Bagdad* nach *Ostindien*. Vorher hatte er eine Reise in die östlich von Syrien und Palästina liegenden Wüsten gemacht, deren Resultate er in dem 1825 erschienenen *Travels among the Arab Tribes, inhabiting the Countries east of Syria and Palestine etc.* beschrieb. Wir hätten aus diesem letztern Werke

ragenden Gegenstände als seine Kuppeln und Minarets, welche aber weder so grofs noch so zahlreich waren, als ich es von dieser ehemaligen stolzen Hauptstadt der Kalifen erwartet hatte, deren Reich sich von den Säulen des Herkules bis zur Chinesischen Mauer und vom Indischen Ocean bis zum Eismeer erstreckte.

Mit Sonnenaufgang erreichten wir das Thor (das nordwestliche, der Verf. kam von Norden oder Mossul, längs dem linken Ufer des Tigris), vor welchem sich eine zahlreiche Menge tür-

---

schon im vorigen Jahrgange manches Anziehende mitgetheilt, wenn wir uns nicht, gleich so vielen Andern, durch einen lügenhaften und verleumderischen Aufsatz in Nr. LII. des *Quarterly Review* S. 374. hätten irre führen lassen, worin die 1821 erschienenen *Travels in Palestine etc.* desselben Verfassers als ein literärischer Betrug dargestellt wurden, indem man *Buckingham* beschuldigte, das Wesentlichste aus den Papieren *W. J. Bankes*, in dessen Gesellschaft er die Reise gemacht hatte, entwendet zu haben. *Buckingham* hat jedoch bei seiner Rückkunft nach England Klage dagegen erhoben und seine Unschuld zur Gnüge dargethan. *Bankes*, der, wie sich bei dieser Gelegenheit ergab, Verfasser jener Recension im *Qu. R.* gewesen, hat nämlich seine Beschuldigungen durchaus nicht beweisen können und ist, als Verleumder, zu einer Strafe von 400 Pf. St. verurtheilt worden.

D. H.

kischer Soldaten zu Fuſs und zu Pferde befanden, die die Rückkunft des Pascha von seinem Morgen-Spazierritt erwarteten.

Am Thore muſste ich von meinem Maulthiere absteigen, weil die Zollbeamten die Ladung desselben untersuchen wollten. Da ich aber sagte, daſs weder das Thier noch die Ladung desselben mein Eigenthum wären, so wurde ich so lange zurückgehalten, bis der Eigenthümer selbst ankommen und Rechenschaft geben würde. Ich hatte Ursache zu glauben, daſs er schon voraus und, weil er Schleichwaare bei sich hatte, heimlich unter der Menge in die Stadt geschlüpft seyn möge. Die Zollbeamten wollten jedoch in seiner Abwesenheit weder die Waare untersuchen, noch mir erlauben, daſs ich allein meinen Weg fortsetzen dürfte.

Ich lieſs mich also kleinmüthig, mit untergeschlagenen Beinen, am Thore der groſsen Stadt nieder, hielt den Zaum des Maulthieres in der Hand, und zündete meine Pfeife an, um den Verdruſs und die lange Weile zu vertreiben: als plötzlich ein türkischer Soldat auf mich losfuhr, sie mir aus den Händen riſs, auslöschte, und mich zornig fragte, wie ich eine solche Unanständigkeit begehen könnte, in dem Augenblicke, wo der Pascha vorüberziehen werde.

Dieser hielt wirklich unmittelbar darauf seinen Einzug. Voraus ritt eine Abtheilung seiner georgischen Mameluken-Garde, alle prächtig gekleidet und mit den schönsten Pferden versehen. Hinter dem Pascha folgte ein Zug von Fuſssoldaten, welche

englische Flinten, viele auch englische Uniformen trugen, die sie nebst andern abgelegten Kleidungsstücken der Leibwache des englischen Consuls abgekauft hatten. Die Kopfbedeckung bestand aus einer ungeheuern Pelzkappe von halbkreisförmiger Gestalt und rohem Ansehen; die ganze Haltung dieser Truppen beurkundete den gänzlichen Mangel an Disciplin und Übereinstimmung. Einige wenige Trommeln und Rohrpfeifen machten die ganze Musik aus, deren Töne nichts weniger als angenehm waren.

Nichts jedoch konnte die Ehrfurcht übertreffen, mit welcher die Erscheinung des Pascha alle Anwesenden erfüllte, ungeachtet ein solcher Aufzug keinesweges unter die Seltenheiten gehört. Nahe beim Thore standen zwei grofse Kaffehhäuser, deren Bänke mit Hunderten von Zuschauern erfüllt waren; aber nicht Eine Pfeife ward angezündet, nicht Eine Schale Kaffeh gebracht, nicht Ein Wort gesprochen während dieses ganzen feierlichen Schauspiels. Jedermann stand auf, als der Pascha vorbeiritt, machte eine tiefe Verbeugung, und legte die Hand auf den Mund, an die Stirn oder aufs Herz. Der Pascha erwiederte diese Begrüfsungen von Zeit zu Zeit sehr gnädig, sah aber dabei stets gerade vor sich hin.

Als der ganze Zug vorüber war und das Volk sich zu verlaufen begann, drang ich bei den Zollbeamten streng darauf, meinen Weg fortsetzen zu dürfen. Aber meine Vorstellungen halfen nichts und man fing an, mich als einen Landstreicher zu

behandeln, der sich wahrscheinlich der Bezahlung entziehen wolle, die er dem Eigenthümer für das gemiethete Maulthier schuldig war. Nun nahm ich meine Zuflucht zu harten Worten, Drohungen und Flüchen, und als diese nichts verfingen, zu meinem Pistol, indem ich jeden niederzuschiefsen Miene machte, der mich weiter aufhalten wollte. Im Siegesjubel zog ich mit meinem Maulthiere davon, begleitet zwar von den Verwünschungen der Beamten und Wachen, aber auch von dem Beifall und dem Freudengeschrei des gemeinen Volkes, welche es gern sahen, dafs ich der Wuth dieser Werkzeuge ihres Tyrannen so männlich Trotz bot.

Ich verfügte mich mit dem Maulthiere nach dem *Konauk Tatar Agasi*, oder dem Hauptquartiere der Couriere, wo ich, sobald ich mich als Engländer zu erkennen gab, mit der gröfsten Achtung behandelt wurde und die Erlaubnifs erhielt, das Thier hier zu lassen, damit es dem Eigenthümer übergeben werde. Der englische Consul, *Rich* *), nahm mich hierauf sehr freundlich und zuvorkommend in seine Wohnung auf, und er sowohl als seine Gattinn bestrebten sich, mich die Leiden meiner langen Karawanen-Reise vergessen und mir meinen Aufenthalt in *Bagdad* so angenehm als möglich zu machen.«

---

*) Wie bekannt, ist Hr. *Rich* im Jahr 1820 an der Cholera morbus gestorben.

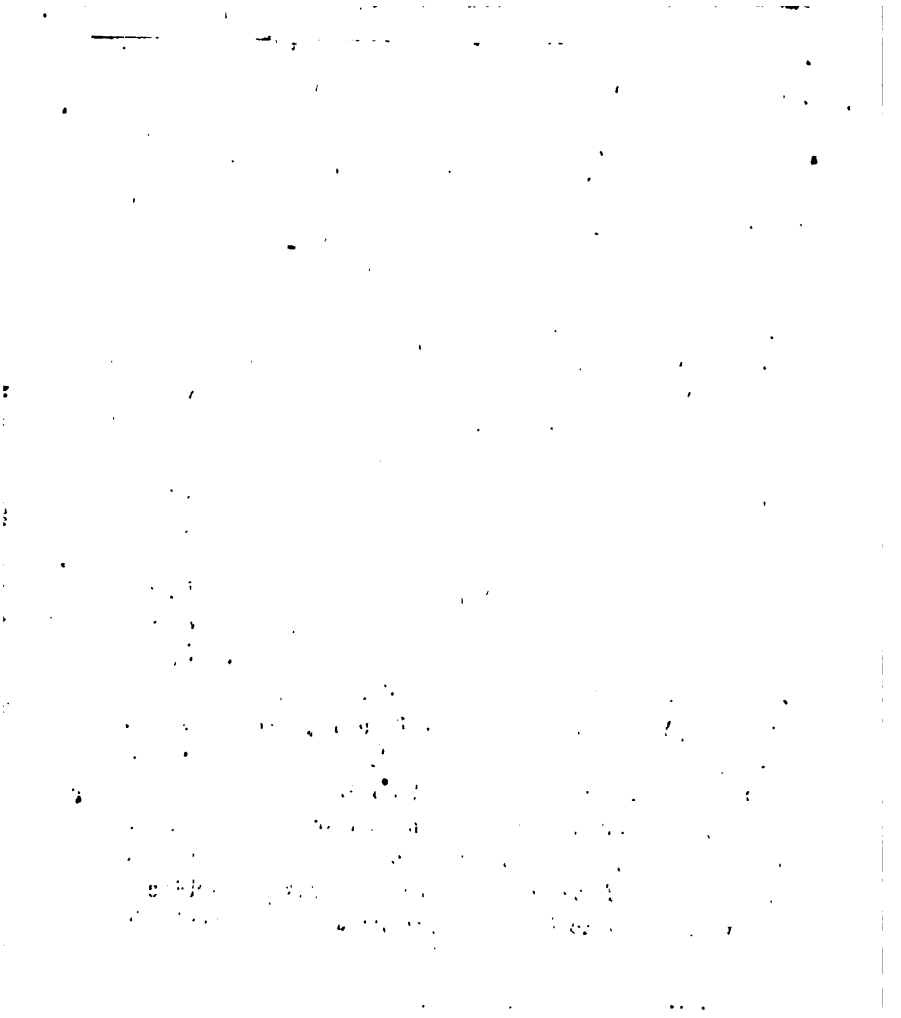
D. H.

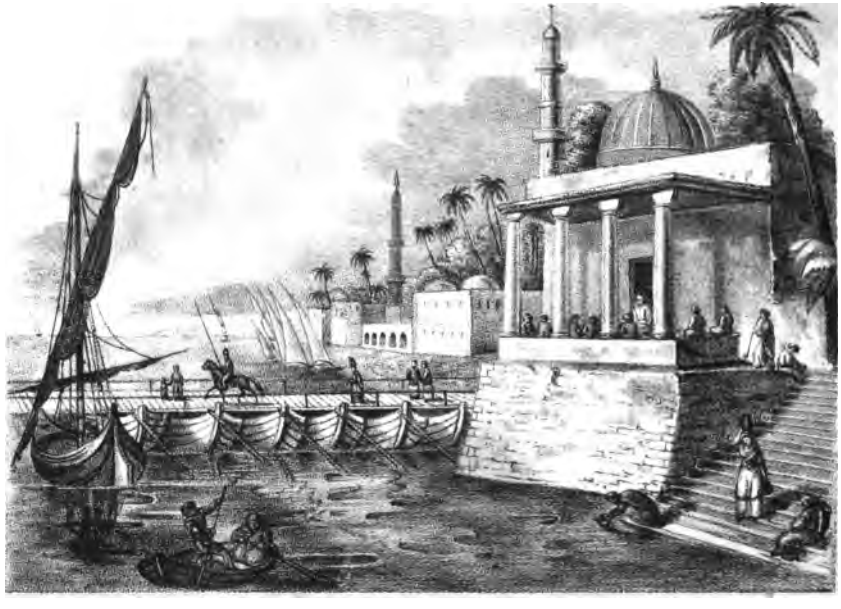
Folgendes ist das Wesentlichste von dem, was *Buckingham* während seines Aufenthalts in *Bagdad* über diese Stadt beobachten konnte.

*Bagdad* liegt auf einer ebenen Fläche dicht am nordöstlichen Ufer des Tigris. Der von *Niebuhr* mitgetheilte Plan scheint, sowohl was die Gröfse als die Form der Stadt betrifft, im Allgemeinen ziemlich genau zu seyn.

Die Mauer, welche *Bagdad* umgiebt, trägt deutliche Merkmahle an sich, dafs sie zu verschiedenen Zeiten erbaut und erneuert worden ist. Wie bei den meisten Bauwerken der Muhamedaner sind die ältern Theile die besten, die neuern die schlechtesten. Die Mauer ist gänzlich aus Backsteinen gebaut, welche, je nach dem Alter, verschiedene Beschaffenheit haben. An den vornehmsten Ecken befinden sich grofse runde Thürme, und zwischen denselben, in angemessenen Entfernungen wieder kleinere. Auf den gröfsern stehen zusammen 50 Kanonen von verschiedenem Caliber, aber schlecht montirt, obwohl sie die ganze Vertheidigung des Platzes nach der Landseite hin ausmachen.

*Bagdad* hat drei grofse Thore, eines in Südosten, das zweite in Nordosten, das dritte in Nordwesten. Das letzte ist das vornehmste, indem sich an dasselbe die Haupt-Karawanenstrafse, von *Mossul* her, anschliefst. Auch ist der an dasselbe stofsende Theil der Stadt der volkreichste und geschäftigste. Es befindet sich hier der Exercier-Platz, der grofse Markt und nicht weit davon der Pallast des Pascha. Rings um die ganz





KAFFEEHAUS IN BAGDAD.

Im Sommer'schen Taschenbuch, 1826.

sich mitten aus einem Palmenwalde zu erheben scheint; oder man kann sie vielmehr, was das alte *Babylon* gewesen seyn mag, eine mit Mauern umgebene Provinz als eine eigentliche Stadt nennen.

Alle Gebäude ohne Unterschied sind aus kleinen gebrannten Ziegeln von gelblichrother Farbe errichtet, deren abgerundete Ecken beweisen, dafs die meisten schon in früherer Zeit Bestandtheile eines uralten Mauerwerks gewesen seien, welches vielleicht wieder aus den Trümmern eines noch ältern erbaut worden ist.

Die Strafsen von Bagdad sind wie in allen Städten des Morgenlandes, schmal und ungepflastert, und man erblickt zu beiden Seiten gewöhnlich zwei kahle Wände, indem man nur hier und da bei der Durchfahrt der Häuser Fenster nach der Strafse angebracht hat. Die Thüren sind schmal und niedrig. Die Krümmung und Verflechtung der Strafsen ist in Bagdad weit gröfser als in vielen andern türkischen Städten, und mit Ausnahme einiger ziemlich geraden Bazar-Reihen und einiger wenigen offenen Plätze, bietet das gesammte Innere *Bagdads* den Anblick eines ungeheuern Labyrinths dar.

Das *Serai*, oder der Palast des Pascha's, ist mehr ein weitläufiges als ein grofses Gebäude zu nennen. Es steht im nordwestlichen Stadtviertel, nicht weit vom Ufer des *Tigris*, und enthält aufser den Wohngemächern des Pascha und seiner zahlreichen Dienerschaft, die Stallungen, die öffentlichen Ämter

u. s. w. Obwohl es ein verhältnifsmäfsig neues Gebäude ist, so bietet es doch, da im Laufe der Zeit verschiedene Stücke ganz plan- und geschmacklos angesetzt worden, nicht die mindeste architectonische Merkwürdigkeit dar.

Die *Moscheen*, in allen muhamedanischen Städten die vornehmsten Gebäude, weichen hier in Hinsicht auf ihre Bauart von denen ab, welche man in andern Theilen des türkischen Reichs antrifft. Für die älteste hält man diejenige, welche den Namen *Dschamah* *) *el Suk el Gasel*, d. h. Moschee auf dem Baumwollenzwirn-Markte, führt. Sie hat kein besonderes Äufsere und trägt viele Spuren von erlittenen gewaltsamen Beschädigungen an sich. Einer Inschrift bei *Niebuhr* zu Folge ist sie vom Kalifen *Mostanser*, im Jahr der Hedschira 633, oder 1235 der christlichen Zeitrechnung, erbaut worden. Nächst dieser Moschee verdienen noch die *Dschamah el Merdschamiah*, die *Dschamah el Kassakey*, die *Dschamah el Vezier*, die grofse Moschee auf dem Platze El *Maidan*, die Moschee des Pascha, und die *Dschamah el Abaſs el Kaddr*, die gröfste unter allen, angeführt zu werden. Aber keine zeichnet sich durch ihre Bauart vor denen der andern türkischen Städte aus. Die Dome

---

*) *Dschamah* heifst im Arabischen Moschee, *Suk* der Markt oder Bazar, und *Gasel* der Baumwoll-Zwirn.

*Anmk. des Verf.*

oder Kuppeln sollen im persischen Geschmack erbaut seyn; sie sind im Verhältniſs zu ihrer ansehnlichen Höhe viel zu schmal, übrigens reich mit glasurten Ziegeln, Malereien und Inschriften verziert. Aber dessenungeachtet gewähren sie keinen erhabenen Anblick und stehen den Kuppeln der ägyptischen Moscheen, besonders der Mameluken-Gräber zu Kairo, weit nach. Dasselbe gilt von den Minarets, welche an Würde weder mit denen zu *Diarbekr*, *Aleppo* und *Damascus*, noch an Zierlichkeit mit den *ägyptischen* zu vergleichen sind.

Die Anzahl aller Moscheen in *Bagdad* beläuft sich auf hundert; aber nur dreiſsig haben Kuppeln und Minarets; die übrigen sind kleine Kapellen und andere geheiligte, zum Gebete für die geringern Volksklassen bestimmte Gebäude. Auch im Innern halten die gröſsten Moscheen keine Vergleichung mit den pracht- und geschmackvollen Gebäuden dieser Art in *Jerusalem*, *Aleppo* etc. aus.

Es gibt an dreiſsig öffentliche *Kans* oder *Karawanserais* in Bagdad, aber sie stehen in Rücksicht der Bauart unter denen von *Diarbekr* und *Orfah*. Der beste ist noch der von *Urthweh*.

Die *Suks* oder *Bazars* sind zahlreich. Die besten haben oben ein Gewölbe von Ziegelsteinen, die meisten aber nur ein Dach von Balken mit Stroh, dürren Blättern oder Zweigen gedeckt. Die Kaufläden sind wohl versehen, aber kein einziger Bazar kann mit dem zu *Orfah*, welcher an den *Kan el Gumruk* daselbst stöſst, verglichen werden.

Auch die *Bäder* stehen denen in den andern grofsen Städten von *Mesopotamien* nach. Es sollen ihrer mehr als funfzig vorhanden seyn. *Buckingham* wurde gleich am Tage seiner Ankunft in eines der besten geführt. Es war zwar grofs und wohl mit Wasser versehen; aber die nackten, nur hier und da verzierten Ziegelstein-Wände, so wie das ärmliche Pflaster des Fufsbodens, machten einen unangenehmen Eindruck. Auch die Bedienung war nicht so gut, wie in den ägyptischen und andern Bädern.

Von den Privathäusern in *Bagdad* sah unser Reisende nur wenig, die äufsern Wände und Terrassen ausgenommen. Auffallend war es ihm, in der ganzen grofsen Stadt nicht ein einziges gewölbtes oder bogenförmiges Thor an einer Privatwohnung zu erblicken. An den Eingängen der alten Bazars und der in Trümmern liegenden Moscheen kamen ihm Wölbungen vor, die sich mehr dem gothischen als dem gewöhnlichen saracenischen Style näherten, so dafs also *Bagdad* im Alterthume nicht der ursprüngliche Sitz der saracenischen Baukunst gewesen seyn kann, sondern die Entstehung derselben wahrscheinlich weiter nach Westen hin aufgesucht werden mufs.

Die innere Einrichtung der Häuser ist wie in den andern Städten des wärmern Morgenlandes; man bringt den Tag, während der Sommerhitze, im schattigen Innern und den Abend so wie die Nacht auf der Dach-Terrasse zu, wo das Nachtmahl eingenommen und geschlafen wird. Von der Terrasse des beson-

ders hohen Gebäudes des englischen Consuls hatte man bei Tagesanbruch einen Überblick vom Bagdad, wie derjenige von *Madrid* gewesen seyn mag, der im *Diable boiteux* beschrieben wird.

Die *Bevölkerung Bagdad's* wird verschieden, von 50 bis 100000 Seelen, angegeben. *Buckingham* glaubt, dafs 80000 der Wahrheit am nächsten komme. Die vornehmsten Civil- und Militär-Beamten sind aus Familien der *Osmanlis* oder constantinopolitanische Türken, obwohl in Bagdad geboren. Die Kauf- und Handelsleute sind von arabischer Abkunft; die niedern Volksklassen sind ein Gemisch von türkischem, arabischem und indischem Blut. Auch gibt es hier einige Juden und Christen, welche ihre Eigenthümlichkeiten streng bewahren. Die Fremden bestehen aus Kurden, Persern und Arabern der Wüste (Desert Arabs), und sind sehr zahlreich.

Die Kleidung der Bagdader Türken weicht von der ihrer nördlichern Landsleute ab; sie ist weniger lebhaft und prächtig. Auch ihre Pferde, Waffen u. s. w. stehen denen der andern grofsen Städte des Reichs nach. Die ägyptische Mameluken-Kleidung, so gemein unter der türkischen Reiterei, sieht man hier nicht. Eben so wenig tragen die hiesigen Türken Turbane, indem sie den Kopf mit einer Tuchkappe oder *Kauk* bedecken, welche höher und schmaler ist als die zu Constantinopel gebräuchliche, und mit goldblumigen Musselin umwunden wird. Die Bein- und Oberkleider bestehen im Sommer aus Rasch von

Kameelhaaren (Angora Shalloon); im Winter trägt man die Letzteren von Tuch. Im Übrigen ist die Kleidung der Bagdader, mit der der andern Asiaten verglichen, ungewöhnlich einfach.

Die Tracht der Kaufleute ist rein arabisch, obwohl im Ganzen von besserer Beschaffenheit, als man sie in der Wüste findet. Nirgends sind ganz weifse Turbans so häufig als in Bagdad.

Die Juden und Christen kleiden sich, wie überall in der Türkei, in dunkelfarbige Röcke, und bedecken den Kopf mit Kaschemir-Shawls oder blauem Musselin. Die Perser bleiben bei ihrer Nationaltracht, so dafs man sie augenblicklich von den übrigen Klassen unterscheiden kann. Die Wüsten-Araber (Desert Arabs) erkennt man an ihrem *Kiffiah*, einer aus Seide und Baumwolle bestehenden Kopfbedeckung, an dem *Abba*, einem weiten schafwollnen Mantel, und an dem krummen *Yambiah* oder Dolch.

Die Kleidung der Frauenspersonen in Bagdad ist so ärmlich als nur irgendwo in dem elendesten mesopotamischen Dorfe. Alle Klassen sind in ein blaues Gewand eingehüllt und haben den Kopf mit einem schwarzen Gaze-Schleier bedeckt. Die Weiber der umliegenden Gegend, welche die Märkte von Bagdad mit Lebensmitteln versorgen, tragen keine solchen Schleier, sondern haben um den Kopf ein rothes oder gelbes gewürfeltes Baumwollentuch; das Gesicht ist frei und blofs der Mund zuweilen bedeckt. Wie unter den Beduinen der Wüste, haben diese Weiber blaugefleckte Lippen und an verschiedenen Stellen des Gesichts Striche und andere Zeichnungen. Auch tragen sie schwere Arm-

und Knöchelbänder, und in der Nase entweder einen grofsen Ring oder ein flaches rundes Goldstück.

Die Regierung von Bagdad liegt ganz in den Händen des Pascha, welchem eine Rathsversammlung zur Seite steht. Obschon vom Grofs-Sultan zu Constantinopel eingesetzt, bedarf er doch im Allgemeinen sowohl für die erste Anstellung als für die Dauer seiner Regierung der Zustimmung des Volkes, welches seine Meinung öffentlich mit grofsem Lärm und Geschrei zu erkennen giebt. Der Rath besteht aus mehren hohen Staatsbeamten und den Vorstehern der verschiedenen Departements. Sie versammeln sich alle Wochen am Freitage zu einem öffentlichen Divan und ziehen die ihnen vorgelegten Fragen in Erwägung.

Die Regierung von Bagdad war mehre Jahrhunderte lang eine mameluckische, indem der Pascha aus den hier befindlichen georgischen Mamelucken gewählt und erst von ihnen, als der stärksten Parthei in der Stadt, anerkannt worden seyn mufste, bevor er seine Regierung antreten konnte, gesetzt auch, dafs ihn der Grofsherr, der dem Namen nach das Reichs-Oberhaupt ist, mit seinem Firman dazu eingesetzt hätte. Der jetzige Pascha, *Assad*, ist jedoch in *Bagdad* geboren, und seine Erwählung wird als eine der ersten Ausnahmen der bisher befolgten allgemeinen Regel betrachtet, was er jedoch blofs dem Umstande zu verdanken hat, dafs sein Vater, der vorige Statthalter, *Suliman Pascha*, wirklich aus *Georgien* gebürtig war. *Assad*

*Pascha* unterhält noch fortwährend eine regelmäfsige georgische Mameluken-Garde, welche von Zeit zu Zeit mit frischen Georgiern recrutirt wird. Diese sind übrigens nicht schwer anzuwerben, da die einträglichsten Ämter, so wie alle militärische Befehlshaberstellen, ausschliefslich an Georgier vergeben werden. Auch die schönsten Frauen der Bagdader Harems sind Georgierinnen. Überhaupt ist es nur den »Gläubigen« gestattet, weifse Sclavinnen, d. h. Georgierinnen und Cirkassierinnen zu besitzen; die Ungläubigen müssen froh seyn, dafs man ihnen den Ankauf schwarzer Sclavinnen, aus Nigritien, Sudan und Madagascar, erlaubt.

Das Gebiet des *Assad-Pascha* erstreckt sich von *Bussorah* (Bassorah) in Süden bis *Mardin* in Norden (von 30° 25′ bis 37° 20′ nördlicher Breite), und von den Gränzen Persiens und Kurdistans in Osten bis nach Syrien und Palästina in Westen (von ungefähr 40 bis 48° östlicher Länge). Dieſs ist jedoch nur dem Namen oder dem Rechte nach zu verstehen; in der Wirklichkeit ist seine Macht, besonders nach Osten und Westen hin, durch die unabhängigen Oberhäupter der Kurden und Araber, sehr eingeschränkt.

*Bagdad* wird allgemein als die Haupt-Gränzfestung des türkischen Reichs gegen *Persien* betrachtet, und es hat in der That, so ärmlich auch seine Festungswerke beschaffen seyn mögen, allen bisherigen Angriffen der Perser von dieser Seite her den erfolgreichsten Widerstand entgegengesetzt. Eben so tapfer

hat es sich gegen die furchtbaren *Wechabiten* (Wahabis), den mächtigsten aller Araberstämme, bewiesen.

Alle zur Vertheidigung des Platzes im Fall eines feindlichen Angriffs erfoderliche Kriegsmacht des Pascha wird innerhalb der Stadt selbst ausgehoben, und er erhält, so wie in jedem andern Zweige seiner Verwaltung, keinen Beistand aus Constantinopel, so dafs er, dem Wesen nach, als wirklich unabhängig vom Grofssultan zu betrachten ist. Seine gewöhnlichen Truppen bestehen ungefähr aus 2000 Reitern, verschieden beritten und ausgerüstet, einem kleinen aus 10 Stücken bestehenden Park von Feldgeschütz, und etwa 1000 Mann Infanterie, die seine Leibwache bilden.

Der Dienst eines Fufssoldaten wird in der ganzen Türkei als etwas sehr Verächtliches angesehen, und die Infanterie von *Bagdad* verdient in der That nicht, dafs in Ansehung ihrer eine Ausnahme von dieser Regel gemacht werde. Sie besteht aus dem Abschaum aller Volksklassen. Ihre Löhnung beträgt monatlich für den Mann nicht mehr als drei Piaster, von welchen er noch die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bestreiten mufs. Das Auffallendste an ihrer Kleidung ist die grofse Pelzmütze von halbkugelförmiger Gestalt; der Kopf steckt in dem abgeplatteten Pole der Kugel, und das Obertheil der Mütze stellt die Durchschnittsfläche des Äquators vor. Manche solche Mützen haben volle drei Fufs im Durchmesser. Die Seiten bestehen aus braunem Pelzwerk, und das Obere ist mit rothem Seidenzeug oder

Calico bedeckt. Diese Mütze erhält der Soldat vom Pascha und sie scheint das einzige Montirungsstück zu seyn, was die Regierung giebt; denn das Übrige schafft sich jeder an, wie er kann und Lust hat. Viele kaufen, wie schon oben bemerkt worden, die abgesetzten Kleidungsstücke der Leibwachen des englischen Consuls. Die Waffen dieser buntscheckigen Truppe bestehen in einer Muskete und einem Säbel, aber ebenfalls von verschiedener Gestalt und Beschaffenheit. Indefs fand *Buckingham*, dafs sie dem gröfsten Theile nach aus englischen Fabriken herstammten, und wahrscheinlich von Ostindienfahrern, die auf ihrem Wege in *Bussorah* angelegt hatten, nach Bagdad gekommen seyn mochten.

Unter den grofsen *Araber*-Stämmen in der Gegend von Bagdad giebt es mehre, welche sich, dem alten Herkommen zu Folge, für verpflichtet halten, in besonders dringenden Fällen dem Pascha Militärdienste zu leisten, wofür sie blofs die nöthigen Lebensmittel erhalten; andere arabische Truppen werden für einen geringen Sold angeworben. Auch stehen die Paschas von *Kurdistan* im Allgemeinen auf einem so guten Fufs mit dem Pascha von *Bagdad*, dafs sie ihm im Fall der Noth mit 5 oder 6000 Reitern aushelfen, so dafs dieser in kurzer Zeit ein Heer von 20 bis 30000 Truppen auf die Beine bringen kann.

Der *Handel* von *Bagdad* besteht hauptsächlich in indischen Produkten und Manufactur-Waaren, welche man über *Bussorah* aus Bengalen erhält und einestheils nach Syrien, an-

derntheils nach Kurdistan, Armenien und Kleinasien weiter verführt. Man behauptet, dafs dieser Handel innerhalb der letzten 10 Jahre (seit 1806) von zwei Schiffen jährlich bis auf sechs zugenommen habe, welche unter englischer Flagge fahren, ungerechnet noch die arabischen Fahrzeuge. Man betrachtet diefs als eine Wirkung der grofsen Mäfsigung des jetzigen Pascha in Erhebung der Abgaben. Überhaupt wird allgemein versichert, dafs es keine Provinz des türkischen Reichs gebe, wo das Volk so wenig gedrückt und folglich der Handel verhältnifsmäfsig so unbeschränkt sei, als in *Bagdad*.

Die Verbindung zwischen *Bagdad* und *Bussorah* wird jetzt vornehmlich durch Fahrzeuge auf dem *Tigris* unterhalten, während sie früher über *Hillah*, auf dem *Euphrat*, Statt fand. Der letztere Weg ist gegenwärtig sehr unsicher, indem ein zahlreicher Araberstamm beide Ufer des Flusses in Besitz hat und, da er jeden Abenteurer der ganzen Gegend aufnimmt, vom Raube lebt. Die Schiffe, mit welchen der Handel auf dem Tigris betrieben wird, tragen 20 bis 50 Tonnen, und haben Masten und Segel. Bei günstiger Jahreszeit, wenn der Nordwind herrscht, wird die Fahrt von *Bagdad* nach *Bussorah* in 7 oder 8 Tagen gemacht; bei Windstille braucht man 10 bis 15 Tage, ungeachtet es stromabwärts geht. Von *Bussorah* nach *Bagdad*, oder stromaufwärts, müssen die Schiffe gezogen werden und vollenden die Fahrt erst in 30 oder 40 Tagen.

Die kleinern Kähne, auf welchen man Lebensmittel aus der Umgegend nach *Bagdad* bringt, sind kreisförmig gebaut und bestehen aus Flechtwerk, mit Häuten überzogen, noch ganz von der Art, wie sie schon im Alterthume, zu *Herodots* Zeiten, auf dem Tigris gebräuchlich waren.

Alles Trinkwasser erhält die Stadt aus dem Tigris; es wird auf Maulthieren, in Schläuchen von Ziegenfellen, von Haus zu Haus gebracht. Die Vortheile der Wasserleitungen, Cisternen, Röhrkasten u. dgl. sind in *Bagdad* noch ganz unbekannt.

Der Pascha war zur Zeit, als unser Reisender dort war, in so grofser Geldverlegenheit, dafs er, um seinen *Georgiern* für den bevorstehenden Monat *Ramadan* die gewöhnlichen Geschenke machen zu können, genöthigt gewesen war, bei den Kaufleuten 25000 Piaster zu borgen. *Awaniah's*, oder willkürliche Auflagen und Zwangsgeschenke, wie sie in allen andern türkischen Statthalterschaften so gebräuchlich sind, sollen in *Bagdad* nur äufserst selten Statt finden. Wenn sich ja der Pascha dazu genöthigt sieht, so werden sie nur den Beamten, aber niemals den Handelsleuten aufgelegt. Man erzählte unserm *Buckingham* einen merkwürdigen Fall dieser Art, der sich erst kürzlich zugetragen hatte. Die Regierung war aufser Stande gewesen, für einen bestimmten Zweck die geringe Ausgabe von 5000 Piaster zu machen. Sie mufsten also von fünf einzelnen Kaufleuten geborgt werden, wofür jeder eine Anweisung an das Zollamt erhielt, um durch allmähliche Abrechnung der von

seinen Waaren zu entrichtenden Zölle, sich nach und nach wieder bezahlt zu machen. Dieser Zug von Mäfsigung und Gerechtigkeitsliebe von Seiten des Pascha wurde allgemein lobpreisend anerkannt, und brachte Leben und Vertrauen in den Verkehr.

Während der Zeit, wo der Handel mit *Ostindien*, wie vorhin bemerkt, so ansehnlich zugenommen, ist jedoch in dem Verkehr mit *Persien* eine grofse Abnahme eingetreten. Noch vor wenig Jahren war *Bagdad* die Hauptniederlage für alle persische Producte und Fabricate, welche nach *Syrien*, *Armenien* und der *Türkei* bestimmt waren. Neuerlich aber haben die Perser gefunden, dafs der Weg über *Arzerum* und *Tocat* nach *Constantinopel* weit kürzer und sicherer sei, und schicken nun, mit grofsem Gewinn, ihre Waaren unmittelbar nach der Hauptstadt des Grofs-Sultans, wodurch die Einwohner *Bagdads* sehr verloren haben.

Übrigens bemerkt man unter allen Volksklassen dieser Stadt, die wenigen grofsen Kaufleute ausgenommen, einen gewissen Mangel an Wohlstand. Er fällt nicht nur an dem von allem Glanze entblöfsten Militär in die Augen, besonders wenn man kurz vorher die prächtigen ägyptischen und andere türkische Truppen gesehen hat, sondern auch das ärmliche Aussehen der andern Stände sticht sehr gegen die Kleidung der Einwohner von *Damascus*, *Aleppo* u. s. w. ab.

Die Mamelucken-Garde hat einige schöne *Pferde*; noch schönere aber findet man in den Ställen der reichen Kaufleute;

sie kosten zum Theil 2—3000 Piaster oder bis 150 Pf. St. das Stück. Auch viele Wüsten-Araber haben treffliche Pferde. Im Ganzen hält es jedoch schwerer, als man glauben sollte, edle arabische Racenthiere in *Bagdad* zu bekommen, ungeachtet das *Nedschid*-Land, wo die schönsten Pferde der Welt erzeugt werden, so nahe liegt.

Dagegen ist *Bagdad* reich an den vortrefflichsten *Kameelen*.*) Auch die *Büffel* sind an den Ufern des *Tigris* so zahlreich, wie am *Ganges* und *Nil*. Eben so findet man um *Bagdad* den in Ostindien so gemeinen Buckelochsen, der jedoch im nördlichen Mesopotamien nicht angetroffen wird.

Eine Eigenthümlichkeit Bagdads sind die *weifsen Esel*, welche, wie in *Kairo* **), an öffentlichen Plätzen gesattelt und zum Vermiethen bereit stehen. Räderwagen jeder Art sind hier durchaus unbekannt.

Von den europäischen Mächten haben nur zwei *Consuls* in Bagdad, nämlich *England* und *Frankreich*. Der englische

---

*) Nämlich *einbuckeligen*, welche vorzugsweise Kameele heifsen. Das *Dromedar*, oder *zweibuckelige* Kameel, wird nur in *Bactria* und in den Ländern nördlich und östlich von *Persien*, gefunden.

D. H.

**) Man sehe den 4. Jahrgang dieses Taschenbuches (1826), S. 273.

D. H.

Consul empfängt seinen Gehalt von der ostindischen Compagnie. Seine Wohnung ist eines der gröfsten, schönsten und bequemsten Gebäude in Bagdad. Von den zwei grofsen Höfen, die es enthält, dient der eine als Reitbahn. Das damals zum Consulat gehörige Personale bestand, aufser dem General - Consul *Rich* selbst, aus einem englischen Wundarzt, einem italiänischen Secretär, einigen Dragomans oder Dolmetschern, und einer Anzahl Janitscharen, Dienstleuten und Aufwärtern, Türken, Arabern, Georgiern, Persern und Hindus. Eine Compagnie Sepoys bildete die Leibwache des Consuls. Ehemals war auch eine Anzahl europäischer Husaren hier unterhalten worden, von denen sich jedoch nur noch einige vorfanden. Aufserdem hat der Consul zum Gebrauch für Wasserfahrten eine grofse und bequeme Jacht, welche von Hindus bedient wird. Überhaupt war Alles darauf berechnet, dem Consul in den Augen der Einwohner dasjenige Ansehen zu geben, welches dem Abgeordneten einer Macht, wie Grofsbritannien, nöthig ist, und *Rich* wufste sich auch so zu benehmen, dafs man ihn in ganz Bagdad als die nächste Person nach dem Pascha verehrte. Man glaubte sogar, dafs er auf diesen Einflufs ausübe und von ihm zuweilen mehr, als es dem Divan vielleicht lieb sei, zu Rathe gezogen werde.

Das *französische* Consulat bestand aus dem General - Consul Hrn. *Vigoroux*, einem sehr einsichtsvollen und freundlichen Manne, einem jungen Franken aus Aleppo, als Dolmetscher, und einigen wenigen Dienstleuten. Unter seinem Schutze stand das

*christliche Kloster* zu Bagdad, dessen Kirche von der hier lebenden geringen Anzahl griechischer, syrischer, chaldäischer und anderer Christen gemeinschaftlich besucht wird, indem jede einzelne Secte zu wenig zahlreich ist, sich eine eigne Kirche zu halten.

Über das Leben und Treiben in Bagdad konnte *Buckingham* nur zur Nachtzeit einige Beobachtungen anstellen. Am Tage war die Hitze damals (in der letzten Hälfte des Juli) so ungeheuer grofs, dafs man beständig zu Hause bleiben und sich in den Kellergemächern (*Serdaubs*) aufhalten mufste. Die kühlste Tageszeit ist der frühe Morgen vor Sonnenaufgang, aber schon um diese Stunde zeigte das Fahrenheitsche Thermometer 112° Wärme (= 35⅝ Reaum.); um Mittag stand es auf 119° (= 38⅜° R.), ein wenig vor zwei Uhr auf 122° (= 40° R.), von welcher furchtbaren Höhe es bis Sonnenuntergang auf 117° (= 37⅞° R.) und bis Mitternacht auf 114° (= 36⅝° R.) zurücksank. Die Luft war dabei vollkommen still, aber mit einem Höhenrauch erfüllt, durch den die Sonne blutroth, aber mit einer solchen Gluth hindurchglänzte, dafs ihre Strahlen kaum zu ertragen waren. Nur die Bequemlichkeiten und Erfrischungsmittel, welche der Luxus des brittischen Consuls darbot, konnten einem dieses Klimas ungewohnten Europäer den Aufenthalt in Bagdad erträglich machen. Es giebt Jahre, wo die Hitze in den drei Sommermonaten, Juni, Juli und August, noch höhere Grade erreicht, als die vorhin angegebenen. Im Jahr 1820 erhielt

*Buckingham*, der damals in *Calcutta* sich aufhielt, einen Brief vom Consul *Rich* aus Bagdad, worin ihm dieser meldete, dafs die Hitze im Sommer 1819 Alles übertroffen, was er jemals davon in Bagdad erlebt habe. Im Winter ist jedoch das Klima kälter, als man es im Verhältnifs zur geographischen Breite der Stadt (33° 18′ 57″ nördl.) erwarten sollte. Man erblickt dann in geringer Entfernung mehre mit Schnee bedeckte Berge, von welchen kalte Winde herwehen.

Es war damals, als *Buckingham* sich in Bagdad aufhielt, gerade die grofse Fasten der Muhamedaner, oder der *Ramazan*. Da dieselbe in diesem Jahre gerade in den Sommer fiel,*) so war sie für die muhamedanischen Einwohner, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht das Mindeste über die Lippen bringen dürfen, besonders drückend. Desto lebhafter und fröhlicher ging es des Nachts her, wo der Koran das Essen und Trinken erlaubt. *Buckingham* (der in muhamedanischer Kleidung reiste, vollkommen arabisch sprach und allgemein für einen

*) Die Muhamedaner haben Mondenjahre und es fällt daher der Ramazan nach und nach auf alle zwölf Monate unsers Sonnenjahres. Am ärgsten ist es, wenn er in den Sommer fällt; am erwünschtesten, wenn er im Winter eintritt, wo die Tage kurz und die Nächte lang sind, auch die Kühle des Tages dem durch Fasten ermatteten Körper weit zuträglicher ist als erschlaffende Hitze.

D. H.

Muselman gehalten wurde) besuchte dann, zur Zeit des Abendgebets, die verschiedenen Moscheen, streifte bis Mitternacht in den Bazars umher, und ruhte zuletzt in einem der zahlreichen Kaffehhäuser aus. Das meiste Leben herrschte auf dem grofsen Platze vor der Moschee *Maidan*, wo das gröfste Volksgewühl war und man sich die ganze Nacht hindurch mit Singen, Tanzen, Musik, Freudenfeuer, Illuminationen u. s. w. belustigte. Eben so war jedes Handlungsgewölbe und jede Bude beleuchtet. Einen besonders angenehmen Eindruck machten bei dieser nächtlichen Beleuchtung die festlichen Kleider, welche die Einwohner angelegt hatten. Die Bazars entsprechen in solchen Nächten vollkommen den Beschreibungen, welche die Mährchen der Tausend und Einen Nacht enthalten.

Das herrlichste Schauspiel jedoch war ein Überblick des *Tigris*, um Mitternacht, von der grofsen Schiffbrücke herab, die darüber führt. Die Atmosphäre war vollkommen ruhig, und auf der spiegelglatten Oberfläche des majestätisch dahin strömenden Gewässers, welche nur von Zeit zu Zeit von den Rudern der Boote durchschnitten wurde, erblickte man den prachtvollen Abglanz des über dem Erdball sich wölbenden Sternhimmels. So rein war der Himmel und so glatt der Wasserspiegel, dafs man die kleinsten Sterne, ja sogar den schwachen Schimmer der Milchstrafse, deutlich wahrnehmen konnte.

Die einzigen Personen, welche man um diese späte Nachtstunde noch an der Brücke fand, waren einige Arbeitsleute. Sie

ANSICHT DES SÜDLICHEN THORES VON BAGDAD.

schlichen sich, ermüdet von den lärmenden Ergötzlichkeiten des Abends, in die Boote der Brücke und verkrochen sich wie Schlangen, zwischen den Balken, um hier ungestört einige Stunden zu schlafen und dann die Arbeit und Last des kommenden Tages wieder ertragen zu können. Die minder armen Volksklassen, welche den Tag über schlafen konnten und nicht zu arbeiten brauchten, trieben sich indessen noch immer auf den Strafsen, in den Bazars und Kaffehhäusern herum. Die Ufer zu beiden Seiten des Flusses waren, so weit man sehen konnte, beleuchtet. Besonders vortrefflich nahm sich das benachbarte grofse Kaffehhaus, unweit der in den arabischen Erzählungen so oft erwähnten *Medrassih* (Gelehrtenschule) *el Mostansir*, aus. Der Glanz aller dieser beleuchteten Häuser strahlte von den Fluthen des Wassers zurück und wurde noch durch eine Menge schwimmender Lampen und Schiffe mit brennenden Stoffen erhöht, die man den Strom hinabziehen liefs.

Am 23. August, Abends, ging der Ramazan zu Ende und Feuerwerke und Kanonensalven verkündigten den Anfang des grofsen *Bairams - Festes*. Am nächsten Morgen begab sich der Pascha in einem feierlichen und prachtvollen Aufzuge nach der grofsen Moschee. *Buckingham* sagt, dafs dieser Aufzug vollkommen mit der Beschreibung übereinstimmte, welche ein jüdischer Reisender, *Benjamin von Tudela*, der Bagdad im zwölften Jahrhunderte besuchte, von der Prozession des damaligen Kalifen, an demselben festlichen Tage, giebt. So wenig verändern sich

im Laufe der Jahrhunderte die Sitten und Gebräuche dieses Volks!

Was unserm Engländer gleich bei seiner Ankunft in *Bagdad* auffiel, war, dafs die *türkische* Sprache hier weit häufiger gesprochen und besser verstanden wird als die *arabische*, ungeachtet *Bagdad* nach allen Seiten mehr von Arabern umgeben ist als *Damascus*, *Aleppo* oder *Moussul*, wo dagegen das Arabische die Hauptsprache ist. Indessen ist die in Bagdad übliche türkische Mundart, sowohl was die Wörter als die Aussprache betrifft, so verdorben, dafs sie ein Eingeborner von Constantinopel Anfangs nur mit Mühe verstehen kann. Dasselbe gilt auch von dem Arabischen, wenn man es mit den bessern Mundarten von *Kairo*, *Mecca* u. dgl. vergleicht. Die Bagdader vermischen es dergestalt mit türkischen, persischen, kurdischen und selbst indischen Wörtern, dafs das eigentliche Arabische kaum darunter zu erkennen ist.

Die Literatur ist hier gegenwärtig im gröfsten Verfall. Man findet in der ganzen Stadt keine einzige Sammlung von guten Büchern oder Handschriften, und eben so wenig einen *Mullah*, der sich durch wissenschaftliche Bildung auszeichnete. *Buckingham* hatte gehofft, sich eine Abschrift der Tausend und Einen Nacht verschaffen zu können, um so mehr, da *Bagdad*, als Hauptstadt der Abassiden, so häufig der Schauplatz dieser Mährchen und das Grabmahl der *Zobeida* noch allgemein bekannt ist. Aber er erfuhr mit Verdrufs, dafs in der ganzen

Stadt auch nicht Ein vollständiges und gutes Exemplar aufzutreiben sei, so sorgfältige Nachforschungen auch deshalb angestellt und so grofse Summen dafür geboten worden waren.

In dieser, so wie in allen andern Rücksichten, steht *Bagdad*, als morgenländische Stadt, unendlich tief unter *Kairo*, und das Innere seiner Strafsen und Bazars gleicht durchaus nicht den treuen Gemälden arabischen Lebens, auf welche der Reisende überall in Ägypten stöfst und welche ihn an die Schilderungen der Tausend und einen Nacht erinnern. Es wird daher, was sich auch noch durch viele rein ägyptische Redensarten und Ausdrücke dieser Mährchen bestätigt, von den besten Kunstrichtern und Forschern nicht ohne grofse Wahrscheinlichkeit angenommen, dafs dieselben ursprünglich in *Kairo* verfafst worden seien und sich erst von hier aus durch das ganze übrige Morgenland verbreitet haben.

Die Polizei in *Bagdad* ist aufserordentlich schlecht. Dafs unter den in der Umgebung der Stadt hausenden Araberstämmen von Zeit zu Zeit blutige Zänkereien entstehen, und Reisende beraubt und ermordet werden, ohne dafs die Regierung Kenntnifs davon nimmt, möchte weniger auffallen, als dafs an den Stadtthoren selbst, ja sogar an den Eingängen der Moscheen und am hellen Tage, unter den Augen vieler hundert Menschen, Todtschläge verübt werden, ohne dafs dem Mörder etwas geschieht, ja ohne dafs man sich selbst darum bekümmert. Diesemnach darf es uns nicht Wunder nehmen, dafs Räubereien und

Diebstähle eben so ungestraft vor sich gehen. Sie werden meistens zur Nachtzeit und von ganzen Horden ausgeübt, welche unentdeckt bleiben. Nur Einen Fall kennt man, wo eine solche Bande an das Tageslicht gezogen wurde. Aber sie stand im Einverständnifs mit einem Kaufmanne, welcher das Gestohlene verkaufte, und dieser war so reich und angesehen, dafs er nicht nur persönlich aller Untersuchung und Strafe entging, sondern auch den Übrigen ihre Freiheit verschaffte.

Von der Terrasse des brittischen Consulat-Gebäudes herab hatte *Buckingham*, wie schon oben bemerkt worden, einen Überblick der benachbarten Terrassen, welcher ihm das innere häusliche Leben der Einwohner, besonders am frühen Morgen, in gröfstmöglicher Unbefangenheit darstellte. Bei den Wohlhabendern schlief der Hausvater in einer erhöhten Bettstelle, auf seidenen Matratzen und Kopfkissen, und unter einer dicken Bettdecke; übrigens ohne Vorhänge oder Moskitennetz. Die Frau schlief auf einem ähnlichen Bette, aber auf dem Boden, ohne Bettstatt, und in ehrerbietiger Entfernung vom Gemahl. Die Kinder lagen, so viel ihrer waren, zusammen auf einer Matratze; die Sclaven und Sclavinnen auf besondern Matten und ebenfalls auf der Erde. Das gemeinschaftliche Aufstehen erfolgte sehr frühe, stets vor Sonnenaufgang, und jeder Einzelne wickelte und packte sogleich sein sämmtliches Bettzeug zusammen und trug es in das Haus hinab. Blofs für den Hausvater und die Kinder verrichteten die Sclaven oder die Mutter dieses Geschäft.

Alle diese Personen lagen jedoch, was bei der ungeheuern Hitze am meisten auffallen mufs, nicht unangekleidet im Bett. Die Männer behielten das Hemd und die Unterbeinkleider an, und trugen sogar zuweilen einen Kaftan. Die Kinder und die Sclaven hatten im Bett nicht viel weniger Kleider auf dem Leibe als am Tage, und die Frauen, so wie die erwachsenen Töchter behielten ihre seidenen Beinkleider und den langen Rock (Gown) an. Auch war der Kopf mit dem Turban oder einem Tuch bedeckt.

Nach dem Aufstehen kleidete der Hausvater sich an, und verrichtete sein Morgengebet, während ein Sclave den Kaffeh und die Tabakspfeifen zubereitete. Dann liefs er sich auf den Teppich nieder und die Frau bediente ihn in eigener Person. Nachdem sie ihm die Schale dargereicht hatte, zog sie sich einige Schritte zurück und wartete in demüthiger Stellung und mit übereinander gekreuzten Armen die Zurückgabe der Schale und küfste ihrem Gatten dabei die Hand wie die geringste Sclavinn des Hauses.

Während nun der Hausvater sich auf seine Polster hinstreckte und seine Pfeife rauchte, hatten die weiblichen Familienglieder Zeit, auch ihr Morgengebet entweder jede einzeln, oder alle gemeinschaftlich, zu verrichten. Kinder unter 12 bis 14 Jahren sah *Buckingham* nie beten.

## IX.

# Briefe über den Bosporus.

Unter dem Titel: *Lettres sur le Bosphore, ou Relation d'un Voyage en différentes parties de l'Orient, pendant les années* 1816 *à* 1819, erschien zu *Paris* im Jahre 1821 das Reise-Tagebuch einer ungenannten Dame, welche den damaligen französischen Gesandten, Marquis *de Rivière*, nach *Constantinopel* begleitet hatte. Wenn diese Briefe auch nicht so gehaltreich und anziehend gefunden werden sollten, als die bekannten frühern der Engländerinn *Lady Montague*, so sind sie doch nichts weniger als uninteressant, und ein Auszug daraus dürfte den meisten Lesern dieses Tagebuches, besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Länder am thracischen Bosporus neuerdings merkwürdig geworden, sehr willkommen seyn. Ohne-

hin hat das französische Original, soviel uns bekannt ist, bis jetzt noch keinen teutschen Übersetzer gefunden. *)

---

Da liegt sie nun vor uns, die Stadt, nach welcher wir uns so gesehnt haben. Die Sonne geht auf, um mit ihrem Glanze die Kuppeln und Minarets dieser Stadt der sieben Hügel zu vergolden! Ehemaliges Bizanz! sei uns gegrüfst! Welch bewunderungswürdiges Panorama! Ich entdecke die Spitze des Serails; weiterhin erheben sich die Casernen, deren Bau an den Palast der Tuilerien erinnert. . . .

Wir setzen unsere Fahrt fort, und in dem Mafse, als wir vorwärts kommen, enthüllen sich neue Wunder vor unsern Augen. . . . Diese amphitheatralisch gebaute Stadt, deren Cypressen

---

*) Aufser v. *Hammers* klassischem Werke: *Constantinopolis und der Bosporus*, 2 *Bde. Pesth*, 1822, verdient zur Kenntnifs des heutigen Zustandes von Constantinopel noch die *Malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs. Aus dem Polnischen des Hrn. Grafen Eduard Raczynski übersetzt und herausgegeben von Friedr. Heinr. von der Hagen. Breslau*, 1825. gelesen zu werden. Wir gedenken im künftigen Jahrgange aus diesen beiden Werken und dem, was sonst noch über diesen Gegenstand erscheinen dürfte, ein umfassenderes Gemälde von Constantinopel zusammenzustellen.

D. H.

an Höhe mit den Minarets wetteifern, bietet einen entzückenden Anblick dar. Das Grün der Bäume, welches sich mit der Farbe der Dächer vermischt, gießt über alle Städte des Morgenlandes ein ganz eignes Leben aus, welches gegen die traurige Einförmigkeit unserer abendländischen Städte auffallend absticht. Alle Häuser sind von Holz und roth, schwarz oder grau bemahlt. Aber nur der Türke hat das Recht, sein Haus ganz roth anstreichen zu lassen. Die Paläste der Gesandten sind weiß! Weiterhin erblickt man einen von Cypressen beschatteten Spaziergang: es ist der große Todtenacker.

Nun ist es Mittag. Wir steigen bei *Top-Hana* ans Land. Eine zahllose Volksmenge zeigt sich am Ufer, und das Meer ist von *Kaiken* (Kähnen oder Gondeln) bedeckt. Der Kaik des Gesandten hat sieben Paar Ruder; er ist weiß und vergoldet. Die weiße Flagge ist aufgerollt; aber die Kanonen werden in der Nähe des großherrlichen Palastes nicht gelöst. Die Gondel des Commandanten fährt, mit der Musik der Fregatte, vor uns her, und begiebt sich, wie wir, zur Kapelle des Gesandtschaftspalastes, welches die Kirche der Kapuziner ist.

Wir sind endlich unter dem Zulaufe einer unermeßlichen Volksmenge ans Land gestiegen. Die Straßen von Pera sind nicht schön, aber vortrefflich gebaut ist der Palast unsers Gesandten.

Wenn man hier der Prozession des Frohnleichnams-Festes beiwohnt, sollte man nicht glauben, sich unter den Ungläubigen zu befinden. Diese Prozession hatte in *Galata* Statt, in einem prachtvollen Benedictiner-Kloster, welches von drei Seiten mit Privatgebäuden umgeben ist. Jedes Fenster war mit einem Kaschemir verziert. Die Geistlichen hatten reiche Meſsgewänder; den Baldachin trugen die vornehmsten Beamten der französischen Gesandtschaft. Chorknaben, mit Rosen bekränzt, streuten Blumen und brannten Weihrauch. Die Musik der Fregatte verherrlichte die erhabene Feierlichkeit. Seit vielen Jahren war diese Prozession nicht so glänzend gewesen. Auffallen muſs es, eine katholische Prozession durch einen Zug von Janitscharen eröffnet zu sehen; aber dieſs ist um der guten Ordnung willen nöthig.

---

Leider bin ich schon auf die betrübteste Weise überzeugt worden, daſs die Pest eines der furchtbarsten Übel ist. Ein junger, schöner Mann, ein Neffe des neapolitanischen Gesandten, ist gestern an jener traurigen Krankheit gestorben. Einige glauben, daſs er sich in einem türkischen Bade angesteckt habe, in welches er ohne die nöthigen Vorsichtsmaſsregeln gegangen sei; Andere sagen, daſs sie ihm in einem jüdischen Hause mitgetheilt worden, welches er oft zu besuchen pflegte. Was die letzte Meinung wahrscheinlicher macht, ist der Umstand, daſs das Was-

ser gerade gegen die Pest schützt. . . . Als Herr von Choiseul Gesandter hier war, fand ein zu seinem Gefolge gehöriger junger Mann den Tod in einem Blumenstrauſs, den eine schöne Jüdinn ihm geschickt hatte. . . . .

Die Pest ist um so schrecklicher, als der Kranke verlassen von Allem, was sonst das Dunkel der letzten Stunde zu erhellen pflegt, dahin scheiden muſs. Kein Freund drückt ihm die matten Augen zu; keine zärtliche Mutter empfängt den letzten Seufzer ihres Kindes. Verlassen von den Seinigen und bezahlten Händen übergeben wird das unglückliche Opfer in ein Hospital gebracht, wo der Tod unaufhörlich die verheerende Sense schwingt. Nur die Religion, diese Tochter des Himmels, wacht, erhaben über alle irdische Furcht, zu den Füſsen des Sterbenden und lenkt in dem Augenblicke, wo das Irdische entschwindet, den Blick auf das lohnende Jenseits.

Indessen ist die Pest nicht immer tödtlich. Es giebt im französischen Palast einen Bedienten, der sie *drei Mal* gehabt hat. Die Luft ist nicht ansteckend; nur durch Berührung kann sie sich verbreiten. Vorzüglich muſs man sich sorgfältig vor allem Leinenzeug in Acht nehmen. Man kann Andere anstecken, ohne selbst angesteckt zu seyn. Nach den neuesten Untersuchungen soll die Pest, wie die Krätze, durch kleine Insekten, hundert Mal kleiner als die Milben, und mit bloſsen Augen schlechterdings unwahrnehmbar, entstehen. (?)

Wir haben die letzten Tage einen Spaziergang in den Umgebungen Constantinopels gemacht.

Wir bestiegen in *Top-Hana* ein hübsches Boot mit drei Ruderpaaren, fuhren längs der nördlichen Küste des Hafens hin, wo die Kauffahrteischiffe aller Nationen und die türkische Flotte vor Anker liegen, und begaben uns dann nach *Ejup*, einem an der Südküste, im Hintergrunde des Hafens und an der Mündung des *Flusses der süßen Wasser* gelegenen Dorfe.

*Ejup* hat seinen Namen von einem Bewohner *Medina's*, bei welchem sich *Muhamed*, als er aus *Mecca* flüchten mufste, verbarg. Seine gastfreie Aufnahme des Propheten erwarb ihm den Beinamen *Ensari*, d. h. Hilfe, Unterstützung, und *Muhamed* machte ihn später nicht nur zu seinem Fahnenträger, sondern übergab ihm auch den Befehl eines Kriegsheeres; *Ejup* ging damit durch die Dardanellen, landete, und stellte sich an dem Orte auf, wo das Dorf jetzt liegt, indem er glaubte, dafs Constantinopel von dieser Seite her am leichtesten zu erobern seyn würde. Aber er verlor nicht nur die Schlacht, sondern auch das Leben.

Als *Muhamed II.* später Constantinopel erobert hatte, liefs er an der Stelle, wo *Ejup* gefallen war, ein Mausoleum errichten, welches noch heut zu Tage steht; eben so eine Moschee, welche nebst ihrem Zubehör unter dem letzten Sultan *Selim* sehr vergröfsert worden ist. Man erbaute nach und nach Häuser

um die Moschee und so entstand das Dorf *Ejup*, welches jetzt einen der schönsten Vororte Constantinopels bildet.

Die Moschee von *Ejup* ist mit einer Mauer umgeben, innerhalb deren sich mehre Gräber vornehmer Personen befinden. Die in der Nähe des Mausoleums der Mutter des Sultans Selim verdienen wegen ihrer schönen und reichen Bauart vorzügliche Bewunderung. Ausgezeichnet ist das Grabmahl des *Hussein Pascha*, mit welchem *Selim* erzogen worden und dem er stets mit der wärmsten Freundschaft zugethan war.

*Ejup* ist unter den Muhamedanern ein Gegenstand grofser Verehrung. Jeder wünscht hier begraben zu werden und daher kommt die Menge der hiesigen Grabmähler. Aber da der Raum sehr beschränkt ist, so hält es schwer, hier einen Ruheplatz zu erhalten. Es gehört dazu die Erlaubnifs derjenigen Personen, welche den Grund und Boden um die Moschee her besitzen. In Constantinopel hat nämlich jeder Hausvater, er sei reich oder arm, ein Stück Landes, welches zu seinem und seiner Angehörigen Begräbnifs bestimmt ist. Von diesem Eigenthum, das in der Familie forterbt, kann natürlich kein Fremder Gebrauch machen, und wollte man dieses Recht gewaltsam beeinträchtigen: so würde man sich an den Mufti wenden und dieser würde sogleich die Wiederausgrabung des Todten veranlassen.

Nachdem wir die Gräber von *Ejup* und die Moschee (versteht sich nur das Äufsere) hinlänglich besichtigt hatten, begaben wir uns wieder zu Schiffe und fuhren die *Süfsen Wasser* hinauf

bis zum Palaste des Grofsherrn. Wir kamen vor zwei Gebäuden, einem grünen und einem weifsen, vorüber, welche von zwei Sultaninnen bewohnt werden. Indem wir wieder stromabwärts fuhren, bewunderten wir unaufhörlich die glückliche Lage der geschmackvoll gebauten Häuser am rechten Ufer des Flusses. Bald aber verloren wir dieselben aus dem Gesichte und verfolgten die Windungen des herrlichen Gewässers, dessen Ausfluſs ins Meer durch eine Menge Schlingpflanzen (? Lianes) und Sumpfgewächse eingeengt wird.

Unser kleines Fahrzeug glitt mit Schnelligkeit zwischen zwei Reihen von Bäumen hindurch, deren Äste an mehren Stellen eine Laube über uns bildeten. Hinter diesen Bäumen gewahrten wir prächtige mit zwei Hügelketten umgebene Grasfluren. Wir stiegen hier aus, um uns nach einem Palaste zu begeben, der sich am Ende der einen Flur erhebt. Diese Letztere bildet ein langes Viereck von einer Geviertlieue Flächenraum, und ist auf drei Seiten mit hölzernem Gitterwerk umgeben, auf der vierten aber vom Flusse begränzt, welcher von dem türkischen Dorfe *Giathana* bis zum Palast in gerader Linie zwischen den hier an beiden Seiten gemauerten und mit schönen Bäumen gezierten Ufern hinfliefst. Der Palast und der Kiosk stehen am rechten Ufer. Ein wenig vor denselben geht queer über den Flufs ein steinerner Damm, auf welchem drei Pavillons von seltener Schönheit errichtet sind. Sie bestehen aus drei vergoldeten und durchbrochenen Kuppeln, welche auf kleinen Marmorsäulen ruhen. Der

gröfste dieser Pavillons steht mitten im Flusse, die beiden andern an den Ufern. Vor den Pavillons sammelt sich das Wasser in einem Becken und fliefst dann durch mehre Rinnen oder Öffnungen des Dammes ab, so dafs es einen schönen Wasserfall bildet. Unter diesem ersten Becken befindet sich ein zweites, aus welchem das Wasser auf dieselbe Art abfliefst. Eine besondere Zierde des ersten Beckens sind drei um einander gewundene Schlangen von Bronze, deren Köpfe Wasser ausspeien. Der Flufs verfolgt von hier an wieder seinen natürlichen Lauf und verliert sich in tausend Krümmungen, zwischen einer Allee von dickbelaubten Bäumen hindurch, endlich im Meere.

Um ein wahrhaftes Vergnügen zu geniefsen, mufs man in den ersten Tagen des Frühlings den mittlern Pavillon besuchen und den herrlichen Wasserspiegel bewundern, der sich hier vor den Augen ausbreitet. Das Geräusch der Cascaden, die zahlreichen Gruppen türkischer, griechischer, armenischer, und jüdischer Frauen, die an Kleidung, Sitten und Gebräuchen so sehr von einander abweichen und sich harmlos allen Vergnügungen überlassen, die das Land darbietet, erheben diesen Anblick zu einem der herrlichsten Genüsse.

Die mit der Bewachung des Palastes und der Umgebungen beauftragten Bostandschis fragten uns, ob wir nicht den Palast so wie den Kiosk, wo Se. Hoheit jedes Mal ausruht, wenn er eine Lustfahrt auf dem Flusse macht, besehen wollten. Es ist nicht möglich, etwas Schöneres, Prachtvolleres und zu gleicher

Zeit Anmuthigeres zu sehen. Vorzüglich verdient die Decke (der Plafond), wegen ihrer Vergoldungen und äufserst geschmackvollen Malereien und Verzierungen, die höchste Bewunderung. Es giebt jedoch im Kiosk kein anderes Hausgeräth als ein Sofa von reichem scharlachrothem, mit Gold gesticktem Seidenstoff.

Der Grofssultan besucht diesen Kiosk sehr oft, um nach dem Ziele zu schiefsen, woran er ein besonderes Vergnügen findet. Man zeigte uns in grofser Entfernung auf einer Anhöhe eine kleine Marmorsäule, welche ihm als Ziel dient. Am Eingange des Kiosk befindet sich eine hohe, viereckige Marmorplatte, worauf mit goldner Schrift die Tage angemerkt sind, an welchen der Grofssultan vorzüglich Beweise seiner Geschicklichkeit im Zielschiefsen gegeben hat. Diese ist wirklich aufserordentlich. Ich habe ihn mit einer Büchse von grofser Schufsweite ein Straufsenei zerschmettern sehen, welches fast eine Viertel Wegstunde (un quart de lieue) entfernt war.

Wir begaben uns jetzt in den hinter dem Palaste befindlichen Hof und gelangten von hier auf einer verborgenen Treppe in die Gemächer der grofsherrlichen Frauen. Unser Führer sagte mit geheimnifsvoller und wichtiger Miene, dafs diesen Ort noch kein Sterblicher (d. h. Nicht-Muhamedaner) betreten habe. Auch die Zimmer des Grofsherrn selbst wurden uns, unter der Leitung eines andern Führers, gezeigt.....

Auf der mit Geländern umgebenen Wiesenfläche, an dessen Ende sich der Palast befindet, stehen ein Dutzend Kanonen von grofsem Kaliber. Mehre Bostandschis versicherten mich, dafs der Grofsherr, bei seiner Vorliebe für das Zielschiefsen, sich nicht blofs mit der Flinte begnüge, sondern auch oft, sowohl im Winter als im Sommer von *Constantinopel* oder *Beschiktasch* incognito hierher komme und mit Kanonen nach der Scheibe schiefse.....

Nachdem wir noch die Moschee und einiges Andere besehen hatten, gingen wir zu der Stelle zurück, wo unsere Gondel stand, und nahmen hier auf dem Rasen, im Schatten eines dickbelaubten Baumes, ein Frühstück ein. Uns gegenüber setzten sich drei Juden nieder und machten auf elenden Instrumenten Musik, indem sie mit meckernder Stimme griechische und türkische Lieder dazu sangen. Hatten wir sie vorher bezahlt, dafs sie anfingen, so bezahlten wir sie jetzt, dafs sie aufhören möchten. Sie wollten sich jedoch dazu nicht eher entschliefsen, als bis sie noch eine *Romeca* aufgespielt hätten, zu der einige andere Juden, die sich unterdessen eingefunden hatten, tanzten. Das fliegende Orchester war mit einigen Piastern, die wir ihnen verehrten, höchlich zufrieden und begab sich hierauf zu einer Gruppe türkischer Frauen, die sich am andern Ufer des Flusses im Grase gelagert hatten und ohne Zweifel an dem hebräischen Topspiel ein gröfseres Wohlgefallen fanden als wir.

Entzückt über die Genüsse, die uns diese kleine Lustfahrt gewährt hatte, wollten wir uns wieder einschiffen, als die Bostandschis erklärten, dafs wir schlechterdings nicht abfahren dürften, ohne vorher den Kaffeh zu trinken, den sie für uns bereitet hatten. Wir gaben dieser gastfreundlichen Zudringlichkeit, bei welcher es im Grunde auf ein neues Geschenk abgesehen war, nach, und setzten dann unsere Fahrt ungestört bis zur Mündung des Flusses fort. Auf der Hinfahrt nach *Ejup* hatten wir uns ans rechte Ufer gehalten; auf der Rückfahrt blieben wir am linken, wo man blofs die Ruinen einer Menge vor langer Zeit abgebrannter Häuser sieht. Es waren zum Theil prächtige Landsitze, welche reichen Privatpersonen in Constantinopel gehörten. Gegenwärtig wird hier nichts mehr gebaut.

Wir kamen bei der Vorstadt *Haskeni* vorüber, welche amphitheatralisch an einem escarpirten Hügel erbaut ist. Am Fufse desselben, am Meeresufer, befindet sich ein grofses viereckiges Gebäude, die Kaserne der Bombardiers, und weiterhin das *Kum-bara-hani*, oder das Haus, worin die Bomben aufbewahrt werden. Noch weiter sahen wir zwei andere weniger ansehnliche Gebäude, die *Kugelgiefserei* und die *Stückgiefserei* für die Marine. Wir kamen auch an einer von schönen Bäumen umgebenen Fläche vorbei, welche ans Meer stöfst und zur Errichtung einer *Schiffswerfte* bestimmt ist. Nahe dabei erhebt sich das *Zeughaus*, die Wohnung des *Kapudan-Pascha* (Grofs-Admirals). Dann fuhren wir dicht an siebzehn Schiffen vorüber, von

welchen sich aber nur zwölf in gutem Stande befanden; es waren vier Dreidecker darunter. Mit Ausnahme des dem Kapudan-Pascha gehörigen Palastes waren alle übrige Gebäude grofse aus Stein errichtete Magazine. Hier befinden sich auch die Kerker der Galeerensklaven (les Bagnes), ein grofses und schönes, viereckiges Gebäude. Nahe beim Arsenal sieht man, dicht am Wasser, das schöne Gebäude der Admiralität. Im Hintergrunde einer Bay zieht die Caserne der Seesoldaten durch ihre Zierlichkeit und Regelmäfsigkeit noch die scheidenden Blicke auf sich. Zuletzt kommt das Bassin, in welchem, bis *Top-Hana* hinab, die Kauffahrteischiffe in einer Reihe aufgestellt sind.

---

Grofse Trauer herrscht im (gesandtschaftlichen) Palaste. Der erste Dolmetscher (Drogman) ist in Folge eines Schlagflusses gestorben, der ihn vor drei Tagen zu Boden gestreckt hatte. Er war ein guter Gatte und Vater, und sein Tod ist ein grofser Verlust für seine Familie. Wie gewöhnlich bei jedem etwas plötzlichen Todesfalle, glaubte man auch hier Anzeichen von Pest zu erblicken, und entfernte sich Anfangs von dem Kranken. So blieb neulich ein armer Mann, der von einem bösartigen Fieber befallen wurde, ohne Beistand, eben weil man glaubte, dafs er die Pest habe. Der Unglückliche war genöthigt, selbst nach Wasser zu gehen, um nur seinen brennenden Durst löschen zu können. Erst nach acht Tagen überzeugte man sich,

dafs er nicht pestkrank sei. Unser Gesandter hat bereits einen sonst hier herrschenden abscheulichen Gebrauch abgeschafft. Man begräbt nämlich jedermann sechs Stunden nach dem Tode. . . . . Die Türken werden übrigens anders begraben als die (christlichen) Europäer; man legt sie mit dem Gesicht unterwärts. . . .

---

Diesen Morgen haben wir ein Schiff von 74 Kanonen vom Stapel laufen sehen. Es heifst *die Sonne* und ist von französischen Schiffsbaumeistern erbaut. Wir befanden uns in einem Kiosk des Arsenals, eine Vergünstigung, die Frauen nicht so leicht gestattet wird. Wir waren Zeugen von der Ankunft des Sultans, der an Bord des prächtigen, seinen Namen *Mahmud* führenden Schiffes ging. Nach beendigter Feierlichkeit, erlaubte man uns, es zu besuchen. . . . . Wenige Personen können sich heute wie ich rühmen, auf den Polstern des Grofsherrn gesessen zu haben. . . .

---

Heute schreibe ich Ihnen von *Tharapia* (nördlich, am Kanal, wo die französische Gesandtschaft einen Palast hat). Der Palast ist prächtig. Man sieht hier einen Saal von 21 Fenstern, der selbst in Frankreich etwas Erstaunenswürdiges seyn würde. Ringsherum geht ein Sofa. Die Gärten sind terrassenförmig angelegt; der oberste ist mit Eichen, Fichten, Cypressen und an-

dern Bäumen bepflanzt. Alles vereinigt sich hier, das Auge zu bezaubern. Die mit Schiffen bedeckte Einfahrt des Schwarzen Meeres gewährt den schönsten Anblick, den man sich nur denken kann. Ein günstiger Südwind führt an einem einzigen Vormittag mehr als hundert Fahrzeuge vorüber, welche, nicht nach Kolchis, zur Eroberung des goldenen Vliefses, sondern nach *Odessa* segeln. . . . Der Palast ist nur durch einen sehr angenehmen Kai vom Meere getrennt. Längs dem Strande führt ein Weg nach *Bujukdere*, wo die Gesandten der europäischen Höfe den Sommer zubringen. Der russische und der spanische wohnen sogar das ganze Jahr daselbst.

Einem alten Gebrauche zu Folge mufs jeder Gesandte am Geburtstage seines Souverains eine grofse Tafel geben. Heute war der Geburtstag des Königs von *Preufsen*. Der grofse Speisesaal war mit Gewinden von natürlichen Blumen und mit einer Menge Orangerie geziert. Alle Gesandte fanden sich bei dieser glänzenden Festlichkeit ein, mit Ausnahme des französischen, der durch Kränklichkeit*) davon abgehalten wurde. *Bujukdere* ist meiner Meinung nach angenehmer als *Tharapia*. Der Kai ist aufserordentlich besucht, besonders Abends bei Mondenscheine.

---

*) Die Briefstellerinn sagt etwas wunderlich: seine *Gesundheit* habe ihn verhindert, dabei zu erscheinen (excepté celui de France, que sa santé a empêché d' y assister.)

Eine griechische Dame behauptete, dafs der Mond hier viel schöner sei als in andern Ländern.

---

Ich habe heute in *Tharapia* einen schönen Garten besucht, welcher *Armeniern* gehört. Neben jedem Badsaale befindet sich ein zweiter, mit einem Dutzend Röhren am Boden, aus denen eine Menge Wasser emporspritzt und in ein Marmorbecken in der Mitte herabfällt. Daneben sind die Schwitzbäder. Es wäre mir unmöglich, hier zu verweilen. Ich glaube, dafs der häufige Gebrauch dieser Bäder der Schönheit der Frauen nachtheilig ist, welche vor der Zeit ihre Frische verlieren; die Haut wird runzelig. Auch hat die Sitte, stets auf dem Sofa zu hocken, viel Schädliches. Diese Frauen haben alle einen gebogenen Rücken und besonders die Brust empfindet die zwangvolle Stellung. Indessen verstehen sie die Kunst, mit Leichtigkeit und Anmuth auf das Sofa zu springen. Man begreift ohne Mühe, wie nachtheilig dieser Mangel an Leibesbewegung den jugendlichen Reizen werden müsse. Das Bad ist für die Armenierinnen eine Belustigung (une partie de plaisir); sie bitten einander zu Bade, wie wir uns in Frankreich zu Thee bitten.

---

Man versammelt sich hier bei den Springbrunnen, wie man sich in Paris in den Tullerien und auf dem Genter Boulevard

versammelt. Sonnabends ist *Kalinder*, Montags *Kerelek Burnu* der Sammelplatz der schönen Welt. Diese Springbrunnen werden von den Türken die »heiligen Wasser« genannt. An gewissen Tagen verkauft man das Wasser, welchem man das Vermögen zuschreibt, alle Krankheiten zu heilen. Nahe bei diesen Springbrunnen hat der Grofsherr einen Kiosk, den er zuweilen besucht, um das Wasser hier zu trinken. Die griechischen Damen begeben sich in grofser Toilette hierher. Roben von Tull mit Gold und Silber durchwirkt, bilden ihren ländlichen Putz; an feierlichen Tagen aber tragen sie sich türkisch. Die Quelle ist mit einem Gewölbe überbaut, worin beständig Wachskerzen brennen. Ringsumher stehen Bäume, in deren Schatten zuweilen Mahlzeiten eingenommen werden. Die Türken erlauben den Schiffern, sich mit Wasser aus diesen Quellen zu versorgen, welches sehr gut ist und von dem Berge kommt, an dessen Fufse die Springbrunnen angelegt sind. . . .

Ich verschone Sie mit der umständlichern Beschreibung von *Kuru-Schumeh*, diesem so schönen, von Cypressen umschatteten Orte. Man bewundert die traurige Schönheit dieser Bäume, und das Grab, das ihr dichtes Laub umgiebt, hört auf ein Gegenstand der Betrübnifs zu seyn. Man lustwandelt gern hierher, und vergiefst, dafs man keinen Schritt thun kann, ohne die Asche eines Paschas oder Imans mit Füfsen zu treten.

Ich habe sie gesehen, die schöne grüne Ebene von *Bujukdere*, von welcher man hier zu Lande Wunderdinge erzählt. Dieser Ort wird besonders an Sonntagen stark besucht; es ist das »Boulogner-Wäldchen« von Constantinopel. Was mir am merkwürdigsten schien, war eine Gruppe von neun Platanen, welche von demselben Stamme entsprossen seyn sollen, wie die Bäume, unter denen *Gottfried von Bouillon* ausruhte, als er nach dem heiligen Lande zog. So prächtig diese Bäume sind, so fürchte ich doch, dafs sie einst durch das Feuer zerstört werden dürften, welches man in den hohlen Stämmen derselben anmacht, um dabei die mitgebrachten Speisen zu kochen. An schönen Tagen findet man hier viele Türkinnen mit ihren Kindern. Die Sclaven bringen den Pilau, welchen man unter Scherzen und Lachen auf dem grünen Rasen verzehrt.

---

Diesen Vormittag habe ich eine Unterhaltung ganz neuer Art gehabt. Wir fuhren zu Wasser nach *Beschiktasch*, um das Dscherid-Spiel (Spiefswerfen) mit anzusehen. Ein Kiosk, welcher einem angesehenen Türken, nächst dem Kislar-Aga der vornehmste Vertraute des Sultans, gehört, war zu unserm Empfang bestimmt.

Die Spielenden waren zu Pferde und wufsten mit ihren Rossen so geschickt und anmuthig umzugehen, dafs ich glaubte, ich wäre bei *Franconi*. Wenn schon das Dscherid-Werfen zu

Fuſs ein sehr angenehmes Schauspiel gewährt, so wird dieſs noch interessanter, sobald es von Reitern ausgeführt wird. Es besteht hauptsächlich darin, daſs der eine im vollen Galopp seinen Dscherid nach einem andern wirft, welcher ihm geschickt auffängt und auf seine ebenfalls berittnen Pagen zurückschleudert. Zuweilen geht dieſs nicht ohne Verwundungen ab, und es mischt sich dann nicht selten Verdruſs und Erbitterung in das Spiel, so daſs diejenigen, welche als Freunde hergekommen waren, als erklärte Feinde wieder weggehen. In solchen Fällen läſst der Groſsherr, wenn er zugegen ist, das Spiel oft plötzlich abbrechen.....

Nachdem wir mit eingemachten Früchten, Kaffeh und Tabak, (auch mir gab man eine Pfeife, als Zeichen besonderer Höflichkeit, die ich aber nur schlecht erwiedern konnte) bewirthet worden, besahen wir die Ställe und die schönen Araber, die beim Dscherid-Werfen geritten worden waren. Auch den Hammel sah ich, den der Groſsherr am *Bairams-Feste* opfert. Er ist von Vigogne-Farbe und hat sehr lange Wolle, welche jeden Morgen aufs sorgfältigste gewaschen und gekämmt wird. Man vergoldet ihm auch die Hörner. Am bestimmten Tage führt man ihn in den Hof des Serails, wo ihm der Sultan den ersten Stich beibringt; die völlige Tödtung des Thieres überläſst er den dazu bestimmten Personen. Man zertheilt den Widder und der Sultan beschenkt damit diejenigen seiner Hofleute, welche er vorzüglich begünstigt.

. . . . Als wir heute von einem Besuche, den wir der kranken Gemahlinn des *Saraf* (Banquier des Serails) gemacht hatten, nach *Beschiktasch* zurückkehrten, begegneten wir zwei Leichenzügen. Die erste Leiche war die eines Türken. Der Todte lag auf einer Art von Bahre, mit Blumengewinden umgeben, und war in ein weifses Leintuch eingehüllt. Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen trugen die Bahre und auch seine übrigen Freunde mufsten dieselbe anfassen. Es war ein junger Mann, der an einer Brustkrankheit gestorben war. Nachdem man ihn in einer dazu bestimmten Halle niedergesetzt und die gewöhnlichen Gebete gesprochen hatte, begrub man ihn und errichtete auf dem Grabhügel eine Marmortafel.

Die zweite Leiche war die eines armenischen Bäckers; sie wurde von griechischen Geistlichen begleitet. Das Gesicht des Todten war entblöfst. Nur eine Frau, wahrscheinlich die Gattin des Verstorbenen, folgte dem Zuge, liefs aber nicht das sonst hier gewöhnliche Klaggeschrei vernehmen, sondern setzte sich, indem ihr ganzes Wesen die tiefste Betrübnifs aussprach, aufs Grab nieder und betete.

---

Der *Riesenberg*, den wir heute besucht haben, und der sich am asiatischen Ufer des Bosporus (*Bujukdere* gegenüber) erhebt, steht bei allen Muselmännern in grofsem Ansehen, weil sich das Grabmahl des *Juscha* darauf befindet, eines heiligen

Mannes, dem sie Wunderkräfte beilegen. Der Heilige war, der Sage nach, ein Riese und sein Leichnam liegt zusammengebogen im Grabe. Er safs bei seinen Lebzeiten oft auf diesem Berge und man will gesehen haben, wie er dann seine Füfse im Meere badete. Das Grabmahl ist mit Mauern umgeben und nahe dabei erblickt man zwei kleine Moscheen, deren Dienst von zwei Derwischen versehen wird. Die Bäume und Gitter um diesen heiligen Ort her sind mit Lappen und Fetzen behängt, welche die Türken in der Absicht hierher bringen, um den Beistand Juschas zur Wiedergenesung kranker Personen zu erflehen, von deren Kleidung jene Lappen genommen sind.

Nur ungern verliefsen wir diesen herrlich gelegenen Ort, von wo man zu gleicher Zeit die reizendste Aussicht auf das *Schwarze Meer*, auf das Meer von *Marmora* und auf den *Thracischen Bosporus* geniefst. . . . .

Ein ähnlicher schöner Überblick bietet sich dem Auge von dem *genuesischen Schlosse* dar, dessen altergraue Thürme sich von einem hohen Berge am asiatischen Ufer, an der Mündung des Schwarzen Meeres in den Bosporus, emporheben. Das alte Thor des Schlosses ist jetzt vermauert. Zwei Thürme sind noch wohl erhalten, und jeder enthält ein Wappenschild mit einem Kreuze von Tuff geziert, worauf sich die Jahrzahl **1190** befindet, zu welcher Zeit die Genueser hier herrschten. Die hier wohnenden Türken gelten für die rechtgläubigsten Muhamedaner.

Ich fühle sehr das Niederdrückende der jetzigen Jahreszeit. Die Fluren haben den bunten Glanz, die Bäume das grüne Laub verloren, und die mit den welken Abfällen und Überresten der Pflanzenwelt bedeckte Erde erwartet die Zeit des Regens und der Stürme. Nach dem St. Martins-Sommer, der heuer vorzüglich schön war, darf man kein angenehmes Wetter mehr erwarten. Schon haben wir einen Vorgeschmack von der Strenge des Winters. Dicke Nebel umgeben uns unaufhörlich. Die schlecht verwahrten Gebäude machten die erste Kälte noch empfindlicher. Was indefs noch Viele auf dem Lande zurückhält, ist der Wassermangel. Die Constantinopel versorgenden Wasserleitungen stehen ganz trocken. Haufenweise strömen die Leute nach den Röhrbrunnen. . . Niemand leidet mehr bei dieser Entbehrung des Wassers, als der Muhamedaner, da sein Gesetz ihm den Genufs des Weines verbietet.

---

Wie in Frankreich, mufste ich auch hier auf Neujahrsgeschenke bedacht seyn. Ich habe in *Ejup* eine ganze Gondel voll Kinderspielzeug eingekauft. Auf der Rückfahrt begegnete mir ein Abenteuer. Unser Boot stiefs an ein anderes an. Alsobald entstand ein Rudergefecht zwischen den beiderseitigen Bootsknechten. Mein Dolmetscher, den ich um des Einkaufs willen mitgenommen hatte, versicherte mich, dafs er gut schwimmen könne und mich im schlimmsten Falle retten werde. Diefs machte,

dafs ich ruhige Zuschauerinn des Kampfes blieb. Aber die hiesigen Frauen sind sehr furchtsam und drücken ihren Schreck durch tausendfaches Angstgeschrei aus.

---

Ich mufs gestehen, das neue Jahr ist hier vielleicht noch glänzender als in Frankreich. Man würde Mühe haben, in *Paris* so viel schöne Frauen zusammenzubringen, als ihrer gestern im teutschen Palast versammelt waren. Viele Damen kleiden sich noch griechisch. Mir gefällt besonders der Kopfputz. Es ist eine kleine Kappe von weifsem Wollenzeug, welche man *Fessi* nennt. Sie wird aufs kunstvollste mit Gaz oder Krep umwunden und mit Blumen, Diamanten und Perlen geschmückt. Aber wenn der griechische Putz besonders jungen Frauenzimmern sehr wohl läfst, so ist diefs keineswegs bei ältern Damen der Fall. Sie tragen Haartouren oder die Haare rings um die Stirn gerade abgeschnitten, und nur einige Spirallocken (*Mêches*) fallen auf den Nacken herab. Über den Kopf binden sie dann ein kleines Tuch von buntem Musselin, welches unter dem Kinn weggeht. Man findet aber diese Art Kopfputz, welcher selbst die Schönste häfslich macht, nur noch bei solchen Damen, die sich aus der Gesellschaft zurückgezogen haben.

---

Das Verlangen, Alles kennen zu lernen, hat mich bewogen, den Landweg nach *Bujukdere* zu versuchen. Ist es möglich,

dafs man in einem so schönen Lande nur mit Gefahr von einem Orte zum andern reisen kann? Die vier Stunden von *Pera* nach *Bujukdere* sind eine einzige unfruchtbare Strecke. Nicht ein Baum ist zu sehen. Man fährt auf einem von aller Vegetation entblöfsten Boden. Keine Spur eines Weges, kein Fahrgeleis ist sichtbar.

Erst auf der Hälfte der sogenannten Strafse, wo ein türkischer Wachtposten aufgestellt ist, weifs man, dafs man sich auf dem Wege nach *Bujukdere* befindet. Dieser Posten hat die Bestimmung, Mordthaten zu verhindern, welche sonst häufig an diesen Bergschluchten begangen wurden. Die ganze Gegend wird jetzt von einer Räuberbande beunruhigt, und viele Familien, die in den Umgebungen des schönen Dorfes *Belgrad* Landhäuser besitzen, haben sich genöthigt gesehen, sie zu verlassen. Überhaupt sind nur Häuser sicher, die von einer grofsen Anzahl Menschen bewohnt werden.

---

Adieu Tanz bis aufs nächste Jahr! Hier zu Lande ist die Fastenzeit eine wahre Bufszeit. Der Faschings-Dienstag wird nicht, wie in Frankreich, bis zum Aschermittwoch hinüber verlängert. Sobald es Abends eilf schlägt, zieht sich Alles zurück, um die letzten Fleischspeisen zu sich zu nehmen, die nun nicht eher wieder auf den Tisch kommen dürfen als in vierzig Tagen. Während dieser ganzen Zeit werden nur Fastenspeisen genossen. Selbst die Butter ist verboten und alle Speisen werden mit Öl

zugerichtet. Und doch ist unsere Fasten noch nicht so streng, als die der Griechen, welche weder Fisch noch Öl (?) genieſsen dürfen. Selbst gewisse Seemuscheln sind verboten. Ihre Hauptnahrung besteht in Oliven. Die Kirchen sind zwar in der Regel, aus Furcht vor der Pest, wenig besucht. Sobald aber irgend eine Predigt angekündigt wird, trotzt man allen Gefahren, und Männer und Frauen strömen herbei, das Wort Gottes zu vernehmen, welches hier in französischer, griechischer und italiänischer, ja selbst, — den armenischen Christen nämlich — in türkischer Sprache gepredigt wird.

Die meisten Frauenzimmer erhalten eine gute Erziehung und reden mehre Sprachen. Französisch lernen sie von französischen Gouvernanten, Griechisch, alt und neu, von einheimischen Lehrern. Die Gesellschaftssprache ist die italiänische, und aufserdem lernen die Damen noch Türkisch, um bei ihrem Verkehr mit den Türken keines Dolmetschers zu bedürfen.

Auch andere angenehme Geschicklichkeiten werden nicht vernachlässigt. Man liebt die Musik und es giebt selten ein Haus, worin nicht ein Pianoforte anzutreffen wäre. Kurz die hiesigen jungen Damen würden sich, ohne etwas in ihren Gewohnheiten ändern zu dürfen, bald überall, selbst in Paris, in der guten Gesellschaft zurecht finden.

---

Am letzten Februar herrscht hier (in Pera) ein eigner, uralter Gebrauch. Wehe dem Kopfe desjenigen, der an diesem

Tage Abends um neun Uhr über die Strafsen geht! Aus allen Fenstern fliegen ihm Scherben von alten Töpfen, Krügen und Schüsseln entgegen, welche die älteste Tochter jeder (griechischen) Familie herabwirft und zu diesem Zweck das ganze Jahr hindurch sorgfältig aufbewahrt. Der Zweck dieser sonderbaren Sitte ist, allerlei Ungeziefer, wovon es in den hiesigen Gebäuden wimmelt, dadurch zu vertreiben. Man spricht nämlich dabei die Worte aus: »Hinaus, Flöhe und Wanzen! Herein, Schwiegertöchter und Schwiegersöhne!«

---

Heute schreibe ich Ihnen vom (Marmora-) Meere aus, um Ihnen etwas über die schönen Inseln *Karki* und *Prinkipo* zu sagen. Wir schifften uns früh um acht Uhr auf dem königl. Fahrzeuge *la Biche* ein und stiegen zuerst bei *Karki* ans Land. Eine prächtige Aussicht! Die Insel hat drei griechische Klöster. Das vom heil. Antonius ist vorzüglich schön. Wer kein eignes Landhaus hat, miethet hier im Sommer eine Wohnung, um die reine und gesunde Luft dieser Insel einzuathmen. Prinkipo ist gröfser, aber nicht so gesund. Wir werden hier die Nacht in einem schönen Landhause zubringen, das man uns gastfreundlich eingeräumt hat.

---

Sie haben von den Festen der *Ceres* und der *Flora* gelesen, die man im Alterthume beging. Es fehlt hier nur an einem die-

sen Gottheiten gewidmeten Tempel, um sich in die Zeiten der Vorwelt zurückversetzt zu glauben, wo man die Widerkunft des Frühlings mit Festen feierte. Man weckte uns früh um sieben Uhr, und sagte, dafs der Tanz jetzt beginnen werde. Nachdem wir einen Berg hinaufgestiegen waren, fanden wir bei einem Kiosk auf der Mitte des Abhanges eine Versammlung griechischer Frauen, die man für Priesterinnen der *Flora* hätte halten können. Alle waren aufs lieblichste mit Feldblumen geschmückt. So wie wir ankamen, tanzten sie uns zu Ehren und auf die anmuthigste Weise eine *Romeka*, welche bis zehn Uhr dauerte, worauf sie wieder aus einander gingen.

Wir nahmen unsern Weg von hier nach einem Kloster, und genossen von demselben der herrlichsten Aussicht, besonders auf *Constantinopel*. Der Berg *Olympus* (in Kleinasien), dessen Gipfel sich in den Wolken verliert, beherrscht diese ganze Landschaft. Man kann nur selten bis an den Gipfel desselben gelangen, auf dem sich ein ansehnlicher See befindet. Die Abhänge sind mit den schönsten Blumen geschmückt.

Auf dem höchsten Punkte der Insel Prinkipo befindet sich ein *Irrenhaus*. Es hat mehre Brunnen, deren Wasser man Heilkräfte zuschreibt. Es wird zu Douchebädern für die Wahnsinnigen gebraucht, welche man zu dem Ende in eine Vertiefung steckt, woraus nur der Kopf hervorragt.

Auf der Rückfahrt von *Prinkipo* stiegen wir noch ein Mal bei *Karki* ans Land. Das Fest des ersten Mai war auch hier

gefeiert worden. Alle Hausthüren waren mit Blumensträufsen und Kränzen geschmückt.

---

Ich sagte, seit ich hier bin, oft zu meinen Landsleuten: Zur Befriedigung unserer Neugierde fehlt noch eine Feuersbrunst. Was wir davon bis jetzt gesehen, hatte wenig zu bedeuten. Aber wer könnte mit kaltem Blute die Verheerung eines ganzen volkreichen Stadtviertels betrachten? Dieses schreckliche Unglück hat sich vorige Nacht zugetragen.

Ein ganzer *Kan*, voll unermefslicher Reichthümer, ist abgebrannt, ohne dafs etwas gerettet werden konnte. Man versteht unter *Kan* ein grofses, mit Mauern umgebenes, Stadtviertel. Hier wohnten die fremden Kaufleute und die Fabrikanten hatten hier ihre Niederlagen. Die einzelnen Häuser sind alle von Holz und nichts ist übrig geblieben, als die das Ganze umgebenden steinernen Mauern. Eine mit ihrem Mann in Unfrieden lebende eifersüchtige Frau soll das Feuer angelegt haben. Wir brachten, nebst einer zahlreichen Gesellschaft, die Nacht auf dem kleinern Todtenacker zu, um zu sehen, wie das Feuer in einem Augenblicke 4000 Häuser in Asche legte. Zu den Schrecken des Brandes gesellten sich eine Menge Explosionen von Schiefspulver, mit welchem die zahlreichen *Bakal's* oder Specereihändler zu handeln pflegen. Der Grofsherr (der sich wie gewöhnlich selbst an Ort und Stelle begeben hatte) würde wie ein gemeiner Türk

in die Luft geflogen seyn, wenn man nicht augenblicklich die Keller derjenigen Häuser, wo er sich eben befand, unter Wasser gesetzt hätte. Einen Janitscharen, der bei dieser Gelegenheit gestohlen hatte, liefs er sogleich in die Flammen werfen. Das Feuer hörte erst auf, als es keine Nahrung mehr fand. Selbst das Strafsenpflaster war so heifs, dafs man kaum darauf stehen konnte.

Welch eine schreckliche Geifsel für dieses Land sind die Feuersbrünste! Sind sie minder gefährlich als die Pest? Ich wage nicht zu entscheiden, welcher von beiden Feinden der furchtbarste sei.

---

Das *Johannisfest* der Griechen ist etwas Herrliches! . . . . Wir brachten diesen Tag an der asiatischen Küste zu. Der russische Gesandte gab dem Prinzen von *Hessen - Homburg* ein Fest. Die Illumination des Zeltes nicht nur, sondern auch der ganzen Grasflur, hatte eine Menge türkischer Damen herbeigezogen, welche aufserhalb der Einhägung Platz nahmen und dem Tanze zusahen. Es waren ihrer 660. Wie konnte man diefs so genau wissen? fragen Sie. Antwort: Aus der Anzahl der Schalen Kaffeh, mit welchem der russische Minister sie bedienen liefs. Sie wufsten diese Galanterie zu würdigen.

Wir fuhren lange in unsern Kaiken umher, um die Beleuchtung beider Ufer desto besser in Augenschein zu nehmen, eine Beleuchtung, gegen welche die bei uns gebräuchlichen weit zurückstehen. Grofse Fackeln waren in die Erde gesteckt, oben mit Reifen um-

geben, die mit einer Menge Latten von harzigem Holze versehen waren. Sie verbreiteten eine Helligkeit und nahmen sich in der Entfernung so malerisch aus, dafs sich die Feuertöpfe, mit welchen wir bei unsern Festen so verschwenderisch umgehen, gar nicht damit messen können. Auch kennen die Türken das bengalische Feuer.

Das Wetter war vortrefflich, und fast Niemand blieb zu Hause. Gondeln mit Musikern fuhren den Bosporus auf und ab. Überall hörte man die Lieblings-Melodien jeder Nation. . . .

---

Neulich habe ich einen Abend bei einer griechischen Familie zugebracht, welche vor Kurzem aus der *Walachei* angekommen ist. Es war der Namenstag des Herrn vom Hause. Verwandte und Freunde hatten sich versammelt. Man eröffnete das Fest mit einer recht guten Musik. Pianoforte und Violine werden hier häufig gespielt. Das gewöhnlichste Instrument aber ist die Guitarre. Nach einem Concert von zwei Stunden begann der Ball. Die Damen gingen sich umkleiden. Der Festputz ist türkisch, und Niemand darf bei Hochzeiten und andern Familienfeierlichkeiten anders erscheinen. Man tanzte französische Contretänze, teutsche Quadrillen und *Konym's*, welche mit unsern Angloisen übereinkommen. Domestiken trugen unaufhörlich Gefrornes, Backwerk und allerlei, auch bei uns gebräuchliche, Getränke herum. Ich war mit mehren Frauen und Mädchen der Gesellschaft be-

kannt. Die zur Familie gehörigen Personen redeten alle europäische Sprachen mit erstaunenswürdiger Leichtigkeit. . . . .

---

Man hält hier viel auf Maskenbälle. Der Faschingsdienstag (1818) war so lebhaft und geräuschvoll, man sah selbst auf den Strafsen eine solche Menge Masken, dafs ich mich nach *Paris* hätte versetzt glauben können. Bei der Rückkehr aus dem Palast des englischen Gesandten, wo Ball gewesen war, nahmen wir unsern Weg durch die Strafse von *Pera*. Überall sah man offene Gewölbe mit Maskenkleidern aller Art. Die Griechen, welche das ganze Jahr über wenig Unterhaltungen haben, erwarten mit Ungeduld den Fasching. Die untern Klassen besuchen die öffentlichen Tanzsäle, deren es vorzüglich zwei in Pera giebt. Man tanzt hier nicht blofs, sondern veranstaltet auch Lotterien, worin allerlei Kleinigkeiten, als Geldbeutel, Taschen, Etuis, Tabaksdosen u. s. w. ausgespielt werden.

Überhaupt kann es nirgends in der Welt so viel Lotterien geben als hier. Kleider, Uhren, Schmucksachen, Alles spielt man aus und zwar zu einem Preise, der bescheiden genug nicht mehr als das Doppelte des wahren Werthes beträgt. Indessen geht es bei der Ziehung selbst ehrlich zu. Man giebt keine Loose aus, sondern jeder Spieler schreibt seinen Namen auf einen Bogen Papier neben die Nummer, welche er besetzt. Die Ziehung geschieht von zwei Kindern, mittelst zweier Räder; in

das eine kommen die Loose, in das andere eben so viele weiße Billets, weniger eines, welches schwarz ist und den Gewinnst vorstellt. Es vergeht keine Woche, wo nicht Leute kommen, uns Loose zu dergleichen Ausspielungen anzubieten, und wir schlagen es selten ab, da es arme Familien sind, die man auf diese Weise unterstützt.

---

Die Rückkehr der Pilger von *Mecca* ist ein Festtag in der Türkei. Mehr als drei hundert sind heute in *Scutari* eingetroffen und haben sich von da nach *Constantinopel* begeben. Der fromme Zug besteht aus Weibern, Kindern und Greisen, welche Letztere man auf Senften trägt, da sie zum Gehen zu schwach sind. Es ist ein interessantes Schauspiel. Alle bilden eine feierliche Reihe und blicken auf ihre Hände, als ob sie den Koran hielten, aus dem sie unterwegs Verse hersagen.

Sie schifften sich in *Scutari* ein, welches, so wie *Kadikeu* der Punkt ist, von dem sie sich nach der *Sophien-Moschee* begeben. *Scutari* ist eine kleine Stadt, hat aber schönere Strafsen als *Constantinopel* selbst. Es giebt viele Manufakturen daselbst, besonders in Sammet, aus dem man die Sofakissen macht, die hier ein so wesentliches Hausgeräthe sind. Ich machte die Überfahrt bei sehr ruhigem Wasser. Man hörte nichts als das Geschrei der Ruderknechte (*Kaidschis*), welches dem, der die Landessprache nicht versteht, wie ein Klaggeschrei vor-

kommt. Aber die Türken haben es in der Art, stets in einem traurigen Tone zu sprechen, obwohl ihre Stimme sanft ist. Auch ihr Gesicht sieht immer unzufrieden aus. Sie sind nicht wie unsere Matrosen, welche nach der Arbeit singen und tanzen. Selbst die Kinder sehen ernsthaft aus. Blofs auf den Lippen der Frauen schwebt zuweilen ein Lächeln, besonders wenn sie unsere Kleidung betrachten.

---

Der *St. Josephs*-Tag ist, wie in Frankreich, der einzige Tag in der Fasten, an dem es erlaubt ist, Hochzeiten zu feiern. Der Name Joseph ist hier sehr gemein. Ich habe heute gewifs mehr als zwölf Glückwünschungs-Besuche gemacht. Unsere jungen Dichter sind blofs mit Versemachen beschäftigt. . . . Grofsen Werth legt man auf Blumensträufse, die bei dieser Gelegenheit zum Geschenke gemacht werden.

---

Die Charwoche wird bei den hiesigen Katholiken so feierlich begangen wie in *Paris*. Am Palmsonntage bekommt man geweihte Olivenzweige. Angesehene Personen erhalten aus den Klöstern wirkliche Palmzweige, deren Blätter künstlich bearbeitet werden. Der östreichische Internuntius erhält die seinigen aus der *St. Marien*-Kirche, der französische Gesandte aus der *St. Ludwigs*-Kirche. Meine Palme ist ganz köstlich; ich werde sie mit nach Hause bringen.

Man besucht auch der Reihe nach die hiesigen sieben Kirchen, um darin die gewöhnliche Andacht der sieben Stationen zu verrichten. . . . Am Osterfeste empfängt jeder Gesandte Besuche von den hier anwesenden Individuen seiner Nation.

---

Es hält schwer, einer *armenischen Hochzeit* beizuwohnen. Die Vermählung geschieht meist in der Wohnung des Bräutigams, der bis dahin seine Braut oft noch gar nicht gesehen hat. Wenn er glaubt, dafs ein Mädchen für ihn passe, so schickt er eine von seinen Verwandten zu ihr, um sie auszuforschen. Gefällt er dem Mädchen, so bringt der junge Mann seine Werbung bei ihrem Vater an, worauf, wenn dieser einwilligt, sogleich das Nöthige besprochen und der Hochzeitstag festgesetzt wird. An demselben begeben sich die Verwandten des Bräutigams zur Braut, um sie abzuholen. Nur die Mutter und die Schwestern, so wie eine vertraute Freundinn dürfen sie begleiten. Sie trägt die Kleider, mit welchen sie von ihren Ältern beschenkt worden ist und wozu der Bräutigam noch einige Shawls fügt. Einer darunter heifst der *Duwack* und hat die Form eines Sackes, worin sie ganz eingehüllt wird. Ist sie beim Bräutigam angekommen, so führt man sie in ein Zimmer, worin sie den ganzen Tag mit ihrer Freundinn eingeschlossen bleibt. Die Familie des Bräutigams wird unterdessen mit einem grofsen Mittagsmahl bewirthet. Um sieben

Uhr Abends versammeln sich alle eingeladene Personen zur Vermählungsfeierlichkeit.

Bei der Hochzeit, zu welcher ich eingeladen war, spielten die türkischen Musiker mehre zärtliche Melodien, so gut es nämlich die widerwärtig klingenden und schlecht zusammenstimmenden Instrumente erlaubten. Hierauf liefs sich der Bräutigam den Bart abnehmen. Diese Verrichtung hatte in Gegenwart der ganzen Versammlung Statt, und war für den Barbier sehr einträglich, indem dieser von allen Verwandten und andern anwesenden Freunden des Bräutigams ein *Bakschi* (Geschenk) erhält. Wollte ein Armenier diesen Gebrauch nicht beobachten, so würde er Niemanden finden, der ihn rasirte.

Man bediente uns jetzt mit Zuckerwerk und Kaffeh, und die Musik fing ihre Hochzeitsmelodien wieder zu spielen an. Um acht Uhr wurde der gesammte Staat des Bräutigams herbeigebracht, und dieser begann sich, ebenfalls in Gegenwart aller Hochzeitsgäste, anzukleiden. Der *Kalpak* (die Mütze), die Robe und der Shawl, sämmtlich Geschenke der Braut, waren uns schon früher gezeigt worden. Sie wurden zuvor vom Bischof eingesegnet. Endlich erschien um halb neun Uhr die übrige armenische Geistlichkeit, und man holte nun auch die ebenfalls geschmückte Braut herbei, worauf die Vermählung unter Absingung mehrer armenischer Gebete erfolgte. Die Brautleute tragen keine Kränze. Man bindet blofs um den Kalpak des Mannes einen Faden (un

um dadurch anzudeuten, dafs er nun nicht mehr frei ist.

Dieser Faden wird dann zerschnitten und die eine Hälfte auf dem *Duwack* der Braut befestigt, was dieselbe Bedeutung hat.

Während dem lehnt der Bräutigam seinen Kopf an den der Braut. Diese war ein Mädchen von vierzehn Jahren und es war ihr so heifs in dem Duwack geworden, dafs, wenn die Feierlichkeit noch länger gedauert hätte, sie in Ohnmacht gefallen seyn würde. Man setzte sie auf ein Sofa, da sie zu schwach war, um nach ihrem Zimmer zu gehen. Als sie sich erholt hatte, baten wir Frauen um die Erlaubnifs, sie zu sehen. Eine Stiefschwester nahm ihr den Duwack ab. Aber noch immer sahen wir ihr Gesicht nicht, denn dieses war, so wie die übrige Kleidung, ganz mit Goldlahn bedeckt, welches später der heiligen Jungfrau zum Geschenk dargebracht wird. Nicht selten beläuft sich der Werth dieses Schmuckes auf 2 bis 3000 Piaster. Als die junge Frau sich endlich desselben entledigt hatte, erblickten wir ein schönes, jugendlich frisches Gesicht, dessen Reize durch die herrlichen Augen noch mehr gehoben wurden.

Das wahre Ehebündnifs erfolgt jedoch erst drei Tage nach der Vermählungsfeierlichkeit. Während dieser Zeit mufs die junge Frau stets unter dem Duwack auf dem Sofa sitzen und die Glückwünsche annehmen. Hierauf nähert sich ihr der Mann ehrerbietig, küfst ihr die Hand und steckt ihr einen kostbaren Trauring an den Finger.

Nach einem Monat Warten und Unterhandlungen, eine *jüdische Hochzeit* mit ansehen zu dürfen, haben wir endlich gestern die Erlaubnifs dazu erhalten.

Es war bei dem *Saraf* (Banquier) des Kapudan-Pascha, welcher seinen Sohn von sehszehn Jahren mit einem Mädchen von *eilf* Jahren verheurathete. Der Vater des Mädchens hat sich, als Sensal mehrer reichen Kaufleute, ein grofses Vermögen erworben, so dafs die vornehmsten Israeliten sich um die Hände seiner Töchter bewerben. Wir begaben uns von *Galata* in einem Kaik nach *Top-Kapu*, wo der Brautvater wohnte. Bei unserer Ankunft wurden wir Frauen in einen grofsen mit Sofa's umgebenen Saal geführt. In der Mitte safs die Braut, zum letzten Mal die reichgeschmückten Haare zur Schau tragend, die sich nun bald für immer unter die Haube der Ehefrau verbergen sollten. Die übrigen Frauen, Verwandte und Freundinnen der Braut und sämmtlich verheurathet oder Wittwen, trugen um den Kopf Fransen, jene von feinen Perlen, diese von schwarzer Seide. Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen Saale; meine Aufmerksamkeit verdoppelte sich, als man mir sagte, dafs ich vier Generationen zu sehen bekommen würde. Meine Augen suchten nun zuvörderst nach einer unter der Last des Alters gebeugten Matrone umher. Aber wie grofs war mein Erstaunen! Die Urgrofsmutter war nicht älter als 49 Jahr. Die Grofsmutter zählte 37, die Mutter 24, und die Tochter, die Braut, nicht mehr als, wie schon oben bemerkt, 11 Jahre.

Sie können sich denken, daſs, so wie dieser Saal voll schöner Frauen eine angenehme Augenweide für uns war, wir auch unsererseits der ganzen Gesellschaft einen unterhaltenden Anblick gewährten. Man konnte sich nicht satt an uns sehen. . . . . Die Frau vom Hause nahm den Damen die ausgerauchten Pfeifen selbst ab, und übergab sie einem Bedienten, welcher sie wieder stopfte und anzündete. Während dieser ganzen Zeit saſs die Braut auf ihrem Sofa, schlug die Augen zu Boden und schwieg. Man brachte Zuckergebacknes und Kaffeh. Die Frau vom Hause bediente uns fremde Damen selbst, die übrigen wurden von ihren Dienstleuten bedient. Jede warf, so wie sie die erste Schale Kaffeh getrunken hatte, ein kleines Geschenk in die Tasse, welches für die Dienstleute des jungen Mannes bestimmt ist. Ein ähnliches Geschenk nach der zweiten Schale gehört den Domestiken der Brautältern.

Wir saſsen so wenigstens zwei Stunden einander gegenüber, ohne daſs ein Wort gesprochen worden wäre. Man fing nunmehr an, die Braut für die bevorstehende Feierlichkeit zu schmücken (ziemlich nach Art der Türkinnen), und die ganze Versammlung begab sich hierauf in den groſsen Saal, wo sich die Rabbiner eingefunden hatten. Zuerst wurde der in türkischer Sprache abgefaſste Ehevertrag vorgelesen, oder man möchte fast sagen, vorgesungen. Die beiderseitigen Ältern unterzeichneten denselben und beschenkten den Notar. Hierauf kam die Braut, geführt von der Groſsmutter und Urgroſsmutter, welche

beide mit einem dicken Shawl bedeckt waren. Der Rabbiner trank aus einem Kelche und übergab ihn dann den Brautleuten, welche beide ebenfalls daraus tranken. Diese Feierlichkeit wurde zwei Mal wiederholt und hierauf das Gefäfs vom Rabbiner zerbrochen. Der Bräutigam steckte der Braut einen grofsen Ring an den Finger.

Nach beendigter Ceremonie begaben wir uns wieder in den Frauensaal. Die Neuvermählte setzte sich wieder in die Mitte auf ihr Sofa und blieb unbeweglich und sprachlos wie zuvor. Von der Mutter wurde neuerdings Kaffeh herumgegeben. Die Grofsmutter nahm der jungen Frau den Schleier ab und bekleidete den Kopf mit einer Art Mütze, die viel Ähnliches mit den Fallkappen unserer Kinder hatte. Die Haare wurden sorgfältig darunter versteckt. Wir empfahlen uns jetzt bei dem jungen Ehepaare und der ganzen Damenversammlung, welche auf jeden Fall schon längst mit Ungeduld den Augenblick erwartet hatte, wo sie das lange beobachtete Stillschweigen würde brechen und sich über uns und unsern Puts unterhalten können.

---

Die Abreise der Pilger nach Mecca ist so merkwürdig als ihre Heimkehr, Alles begiebt sich auf diese fromme Wanderschaft, welche die Muhamedaner für die verdienstlichste Handlung ihres Lebens ansehen, und welche jedem, wenn er zurückkehrt, Ehre und Ansehen bei den Seinigen verschafft. Die Klei-

dung der Pilger besteht in schlechten Lumpen und alle sehen aus wie Bettler, die auf Almosen ausziehen. Das Gepäck tragen die Kameele, und die Pilger gehen neben diesen sanftmüthigen Thieren her und beten Verse aus dem Koran. Ich sah darunter einen Greis von 82 Jahren, welchen ein Kind von 7 Jahren begleitete. Selbst die Vornehmsten entsagen auf einige Zeit ihren Bequemlichkeiten, um diese vorgeschriebene Übung zu vollbringen. Zuweilen werden die Pilger in der Wüste von Beduinen ausgeplündert; alsdann suchen sie Hilfe und Schutz in den Moscheen an der Strafse. Die Mäfsigkeit und Einfachheit der Türken macht diese Pilgerreise so wenig kostspielig und so leicht als möglich. Gewöhnlich bleibt man zwei Jahre aus; aber jedes Jahr geht eine Karawane ab und eine kommt zurück. Glauben Sie nicht, dafs Verwandte und Freunde Thränen vergiefsen, wenn sie sich von den Pilgern trennen, die sie bis *Scutari* begleitet haben; im Gegentheil, sie beneiden ihr Loos. . . . Überhaupt zeigt sich in diesen Ländern das Gefühl nirgends, wie in Europa, unter den liebenswürdigen Formen, welche den Zauber desselben so sehr erhöhen.

---

Der jetzige Grofssultan *Mahmud* ist ein schöner Mann. Er ist von mittler Statur. Seine Augen drücken zu gleicher Zeit Sanftmuth und Majestät aus. Er hat eine hübsche Haltung, besonders zu Pferde. Sein Mund läfst, wenn er lacht, zwei Rei-

hen schöner Zähne erblicken. Sein schwarzer und starker Bart erhebt die Weifse seiner Haut. Er hat auch eine schöne Hand, worauf die Türken besonders viel Werth legen. . . . .

Bei Feuersbrünsten verfügt sich der Grofsherr sogleich an Ort und Stelle und leitet die Löschanstalten. Gewöhnlich begiebt er sich in das nächste beste Haus und wenn er beim Weggehen zum Eigenthümer nicht sagt: »Ich schenke dir dein Haus,« so ist es dem Sultan als Eigenthum verfallen. Neulich betrat er, bei einer solchen Gelegenheit, das Haus eines reichen Armeniers, für dessen Erhaltung folglich die Spritzenwärter vorzügliche Sorge trugen. Aber der Sultan, der die Armenier nicht leiden kann, war boshaft genug, diesem erst acht Tage nachher sagen zu lassen: Ich schenke dir dein Haus; und der arme Mann hatte unterdessen für sein schönes, mit Reichthum und Geschmack eingerichtetes Besitzthum wahre Todesangst ausgestanden.

Der Grofsherr ist fast immer allein in seinem Pallast. Er bringt ganze Tage in einer Ecke seines Sommerpalastes auf einem Sofa zu und weidet sich an der Aussicht auf den mit Schiffen bedeckten Bospor. Nur der *Kislar-Aga* (das Oberhaupt der Verschnittnen) genieſst sein Vertrauen. Selten unterhält er sich mit den andern Ministern, deren Berichte er blofs durchsieht, und deren Beschlüsse er entweder billigt oder verwirft. Folgendes ist ein schöner Gebrauch. Die Feder, mit welcher ein Todesurtheil unterzeichnet worden, wird sogleich vernichtet,

weil ein solches Werkzeug, sagt man, zu keinem guten Zweck mehr zu gebrauchen ist.

---

Heute war ich, nebst allen Damen von Pera, bei dem erst vor Kurzem in Constantinopel angekommenen *persischen Gesandten*. Er hat dem Grofssultan von Seiten des Schachs kostbare Geschenke mitgebracht, die jedermann anzustaunen hinströmt. Unter denselben zeichnen sich ein Elephant, sechs arabische Pferde von grofser Schönheit und eine Menge Shawls aus. . . . .

---

Die Feuersbrünste vermehren sich ungemein; seit einem Monate zählt man deren acht und dreifsig. Man hat den Ursachen dieser endlosen Unglücksfälle nachgeforscht und ein berühmter Astrolog, der um Rath gefragt worden, hat gesagt, dafs der *neu angekommene Elephant* als der Urheber derselben zu betrachten sei. Vor 50 Jahren habe die Ankunft eines Elephanten in Constantinopel die nämliche schreckliche Geifsel zur Begleiterinn gehabt. Man müsse also Mafsregeln ergreifen, einen so gefährlichen Gast aus der Stadt zu entfernen. Sogleich versammelte der Grofsvezier den Diwan, um über diesen wichtigen Gegenstand zu berathschlagen. Das arme Thier fand keinen Anwalt. Zwei Stimmen waren für den Tod desselben, aber die Mehrheit stimmte blofs für seine Verbannung aus der Hauptstadt. Der Grofssultan bestätigte dieses Urtheil und befahl, dafs

mit dem ersten Sonnenstrahle des nächsten Morgens der Elephant nach *Adrianopel* abgeführt werden solle. Das Feuer hat auch wirklich seit diesem Tage aufgehört. Alle Türken sind daher der Meinung, dafs man sich in Zukunft bei den Geschenken der Fremden wohl vorsehen müsse, und es ist vom Diwan ein Beschlufs gefafst worden, besonders von einer auswärtigen Macht keinen Elephanten mehr zum Geschenk anzunehmen.

---

Ich besuchte gestern einen Ort, der mir noch unbekannt war, ungeachtet ich ihn so oft von weitem betrachtet hatte, wenn ich auf den grofsen Todtenacker ging. Es ist das weitläufige, auf einer Anhöhe gelegene Dorf *St. Demitri*. Die Neugierde zog mich hin, die griechische Kirche daselbst zu besehen. Die Legende sagt, dafs sie in 40 Tagen erbaut worden, und zwar deshalb so schnell, weil der heilige Demetrius selbst alle Nächte daran mit habe bauen helfen.

Diese Kirche ist inwendig reich verziert. Die Wände sind ganz mit vergoldeter Bildhauer-Arbeit bedeckt. Mehre Geräthschaften, Lehnsessel, Pulte etc. sind von Ebenholz mit Perlmutter ausgelegt. Von der Decke des Gewölbes hangen dreifsig silberne Lampen herab. Die Sakristei enthält kostbare silberne Kirchengefäfse, die Festgewänder der Geistlichen, zum Theil von sehr hohem Alter etc.

Auf dem die Kirche umgebenden, mit Cypressen bepflanzten Todtenacker erblickt man eine Menge Gräber, aber, wie gewöhnlich bei den Griechen, kein einziges Grabmahl, sondern blofs horizontal liegende, sechs Fufs lange Marmorplatten, auf welchem der Name, der Stand oder das Gewerbe und das Sterbejahr desjenigen eingegraben ist, der hier ruht. Hierzu kommen einige einfache Sinnbilder, z. B. ein Compafs auf dem Grabe eines Gelehrten, ein Meifsel auf dem Grabe eines Handwerkers, ein Blumenstrauls auf dem eines jungen Mädchens etc.

# Druckfehler und Verbesserungen.

S. 74. Z. 12. v. u. statt auch lese man aus.

„ 80. „ 1. „ „ sind die Worte lebten, welche zu streichen.

„ 161. „ 11. „ „ statt parellel lese man parallel.

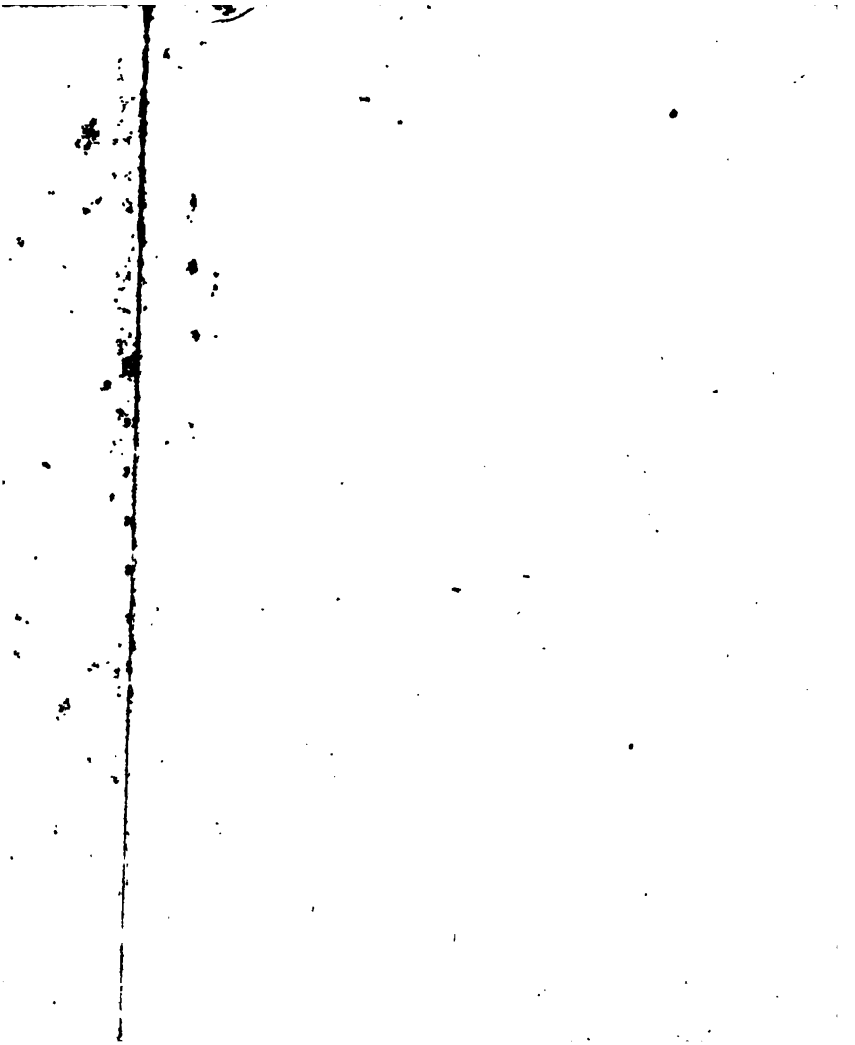
„ 162. „ 8. v. o. „ von lese man vor.

„ 173. „ 2. „ „ „ häufigen lese man häufige.

„ 369. „ 1. „ „ „ ganz lese man ganze.

„ 420. „ 2. v. o. „ Widerkunft lese man Wiederkunft.

„ „ „ 7. v. u. „ höchsen lese man höchsten.



der Verlagshandlung dieses Taschenbuches ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu bekommen:

*Gemälde der physischen Welt,*

oder

nterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde.

h den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet von

*J. G. Sommer,*

Professor am Conservatorium der Tonkunst zu Prag.

6 Bände in gr. 8. mit vielen Kupfer- und Steintafeln.

Band, enthält: *Das Weltgebäude im Allgemeinen.* 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 33½ Bogen. Mit 12 Kupfer- und Steintafeln. 1827. 2 Rthlr.

— enthält: *Physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers.* 33 Bogen mit 14 Kupfertafeln. 1821. 2 Rthlr.

— enthält: *Physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers.* 34 Bogen mit 9 Kupfertafeln. 1823. 2 Rthlr.

— enthält: *Physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel.* 26¼ Bogen mit 4 Kupfertafeln und zwei Steindrücken. 1823. 1 Rthlr. 16 gr.

— enthält: *Geschichte der Erdoberfläche.* 28 Bogen mit 6 Kupfertafeln. 1825. 1 Rthlr. 16 gr.

I. — enthält: *Gemälde der organischen Welt,* 36 Bogen, mit 1 Kupfertafel. 1826. 1 Rthlr. 16 gr.

Wer *alle sechs Bände* auf ein Mal nimmt, erhält sie *in nglischem Pappeband*, für *Acht Thaler* oder *Zwölf Gulden Conventions-Münze.*

Neuestes

wort- und sacherklärendes

## *Verteutschungs - Wörterbuch*

aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Teutschen bis jetzt in Schriften und Büchern sowohl als in der Umgangssprache noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben.

Ein Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und alle gebildete Menschen überhaupt

von

*Johann Gottfried Sommer.*

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

gr. 8. Prag. 1825. Gebunden 2 Rthlr. 12 gr. (Im Inland 3 fl. 24 kr. Conventions-Münze.)

---

*J. G. Sommer's*

## Kleines Verteutschungs-Wörterbuch,

oder Anleitung, die im Teutschen am häufigsten vorkommenden Wörter aus fremden Sprachen richtig aussprechen, verstehen und schreiben zu lernen.

Ein Auszug aus des nämlichen Verfassers gröfserm Verteutschungs-Wörterbuche.

8. Prag 1821. Herabgesetzter Preis 12 ggr. oder 45 kr. Conv. Mze.

So eben ist erschienen:

# Geographisch-Statistisches Tableau

der

# *Staaten und Länder aller Welttheile,*

von

*G. N. Schnabel.*

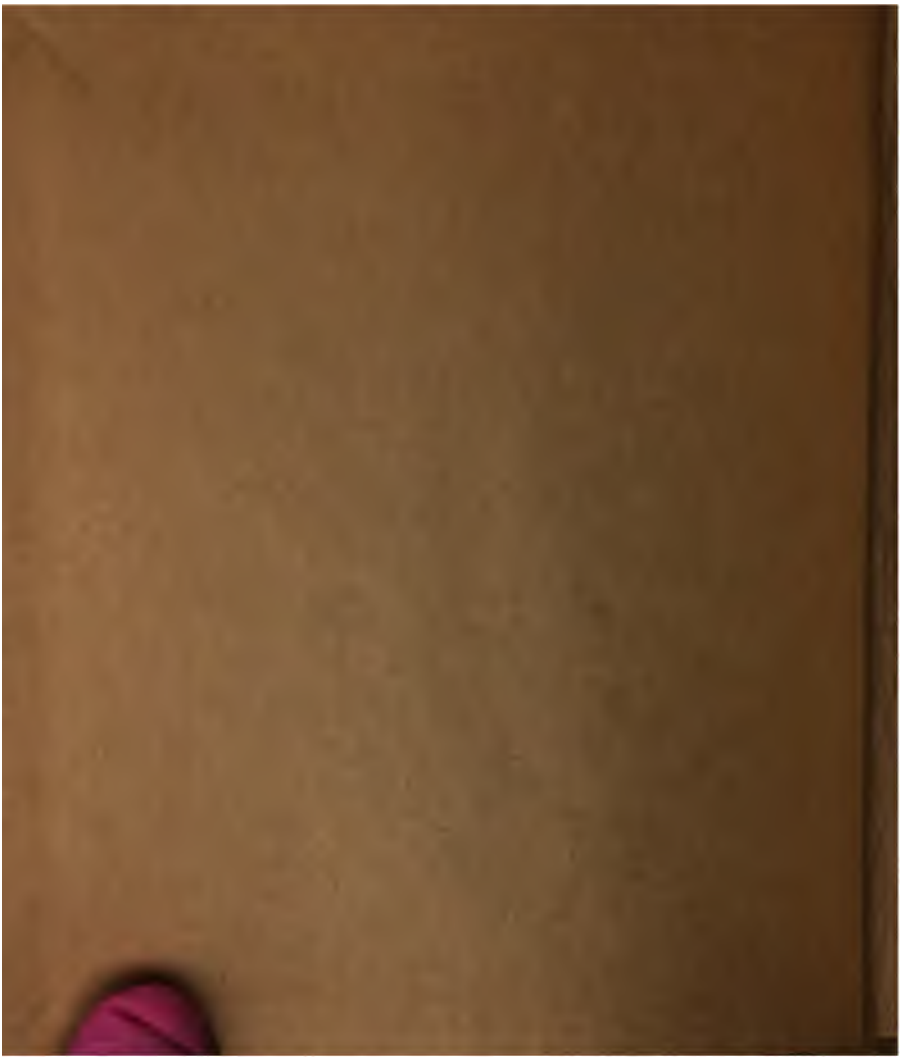
Doctor der Rechte, k. k. öffentlichem ordentlichem Professor der Statistik an der Karl-Ferdinandeischen Universität und Historiographen der juridischen Fakultät.

Mit 5 Karten. 8. Prag 1827. Nett gebunden mit Schuber.

Dieses Tableau enthält eine gedrängte aber vollständige Darstellung aller einzelnen Staaten und Länder der Erde in ihren wichtigsten geographisch-statistischen Beziehungen. Zur leichten und schnellen Belehrung hierüber eingerichtet, vereiniget es durch eine bisher noch nicht versuchte Form der Tabellirung die Leichtigkeit der Übersicht mit der Bequemlichkeit des Taschenformats.

Es stellt namentlich von den europäischen Staaten in eilf Rubriken deren *Namen, politische Eintheilung, Lage und Gränzen, Gröfse in Quadratmeilen, absolute und relative Bevölkerung, Religion, Rangverhältnifs nach dem Areal, der Bewohnerzahl und der Dichtheit der Bevölkerung*, endlich die *Regenten* derselben, bei den aufser-europäischen Staaten und Ländern aber auch die verschiedenen *Landesprodukte* dar.

Zugegeben sind einige *General-Übersichtstabellen* über die Länder und Völker der ganzen Erde und über die vornehmsten Staaten derselben, so wie endlich *fünf* ganz richtig gezeichnete und recht nett gestochene *Kärtchen* von den einzelnen Welttheilen, mit möglichst genauer Angabe aller der im Buche selbst vorkommenden Staaten und Länder.

Und so vereiniget denn dieses Tableau mit dem Vortheile der Compendiosität auch den Vorzug der möglichsten Vielseitigkeit im Inhalte.

Übrigens hat die Verlagshandlung sich angelegen seyn lassen, dasselbe mit allem Aufwande von typographischer Schönheit auszustatten.